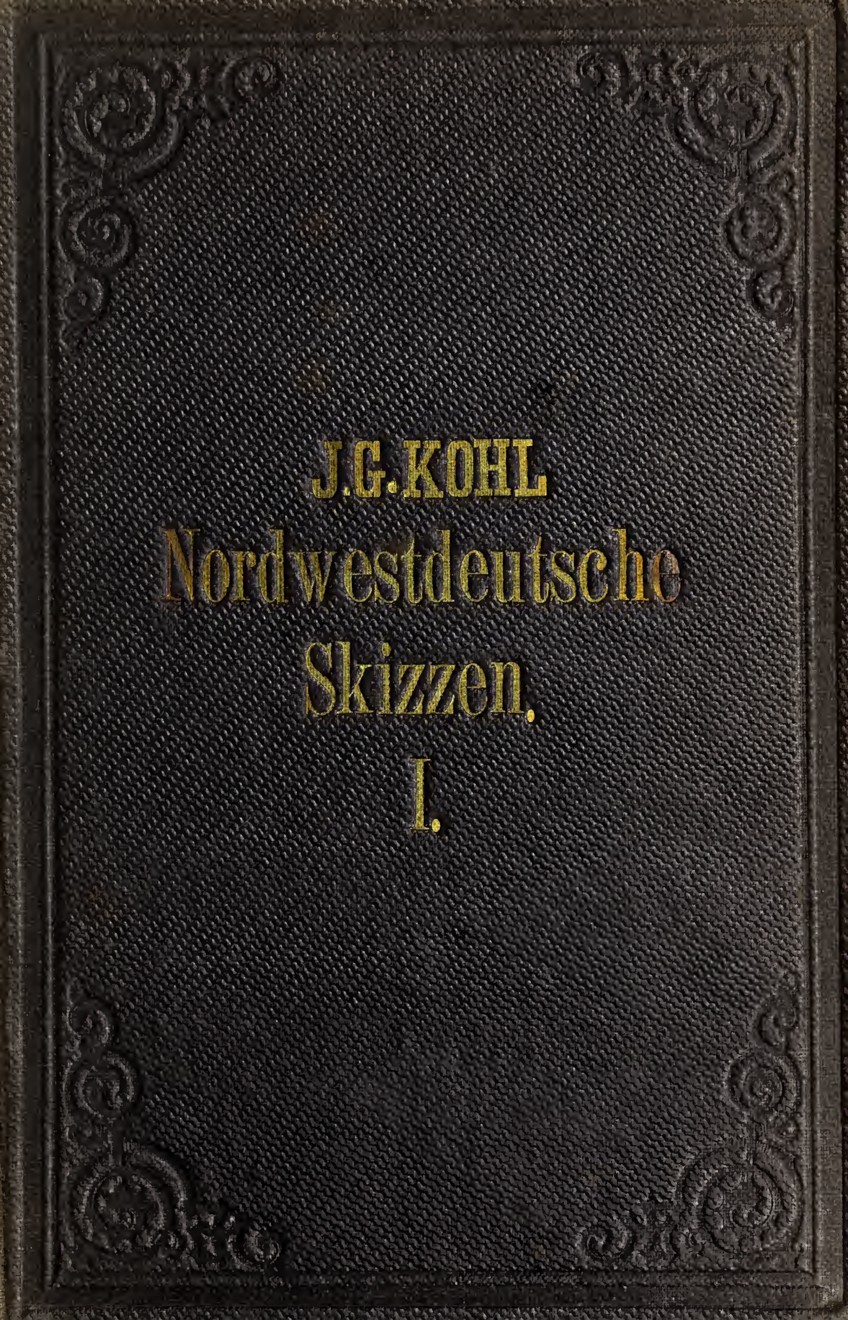

J.G.KOHL
Nordwestdeutsche
Skizzen.
I.



Nordwestdeutsche Skizzen.

Fahrten zu Wasser und zu Lande

in den untern Gegenden

der

Weser, Elbe und Ems

von

J. G. Kohl.

Erster Theil.

Bremen.

J. Kühtmann's Buchhandlung.

1864.

Druck von Heinrich Strack.

Vorrede.

Von den vier Zipfeln des großen deutschen Länder-Parallellogramms dringen der südöstliche und der südwestliche in die Alpen ein, während sich der nordöstliche an dem baltischen Binnenbecken verläuft. Nur mit seiner nordwestlichen Ecke taucht es in den Ocean, und durch sie stehen wir mit dem großen Weltverkehr in Verbindung.

Seit dem mächtigen Aufschwunge unserer großen Seeplätze Hamburg und Bremen und der transatlantischen Auswanderung sind jährlich hunderttausende von Deutschen, dieser sonst nicht selten etwas vernachlässigten Partie unseres Vaterlandes zugeströmt. Auch die stets stärker besuchten Seebäder von Helgoland, Cuxhaven, Norderney und andere locken jährlich immer mehr Menschen aus dem Innern zu unsern Küsten, Haiden und Marschen herbei. Seitdem das deutsche Eisenbahnnetz bei Glückstadt an der Elbe, bei Bremerhaven an der Weser und bei Emden an der Ems das Salzwasser erreicht hat, sind diese Niederungen in eine

noch intimere Verbindung mit dem Ganzen getreten. Ganz Deutschland ist in Folge dessen auf die merkwürdigen Zustände und Verhältnisse der Natur und Bevölkerung in diesen Strichen immer aufmerksamer geworden, und ich glaube daher, daß die Schilderungen und Beiträge zur Kenntniß dieser Länder, die ich hier darzubieten wage, Einigen nicht unwillkommen sein werden.

Dieselben entstanden während einer Reihe von Ausflügen, die ich in den letzten Jahren in den bezeichneten Gegenden ausführte, um mich mit ihnen bekannt zu machen.

Der Mittelpunkt meiner Streifereien war die Hansestadt Bremen, von wo aus ich die Weser hinauf und hinabging, mich ostwärts zur Elbe und westwärts zur Ems zum Meere wendete.

Hieraus ergiebt sich die Anordnung, die ich meinen Skizzen gegeben habe. Dieselben sollen keine vollständige topographische und systematisch geordnete Schilderung der Länder, mit denen sie sich beschäftigen, sein. Vielmehr sind es nur einzelne verstreute Gemälde, die den ins Auge gefaßten Gegenstand möglichst treu und in einem runden Bilde zu schildern trachten. Jede einzelne Skizze kann daher als eine kleine Abhandlung für sich aufgefaßt werden.

Nichtsdestoweniger suchte ich jedoch alle diese kleinen Schilderungen in gewisser Hinsicht mit einander in Verbindung zu setzen, und aus ihrem Mosaik wieder ein Ganzes zu gestalten, damit aus der Erwägung Aller dem Leser in gewissem Grade ein Gesammtbild des nordwestlichen Deutschlands hervorgehen möchte. Ich wählte nämlich für meine Schilderungen vorzugsweise solche Gegenstände, die als Repräsentanten oder Typen einer ganzen Gattung betrachtet werden könnten.

Die Skizze „das Teufels-Moor“ soll daher zugleich eine Schilderung der Zustände unserer Moorstriche überhaupt geben. Die Skizze „Krautsand“ möchte als ein Beitrag zur Charakteristik der Flußinseln in der Elbe und Weser überhaupt angesehen werden. Unter dem Titel „Steinhuder Meer“ mache ich auch Bemerkungen über die andern nordwestdeutschen Seeen. Aus den „Dünen von Norderney“ erhebe ich mich zu einer allgemeinen Betrachtung über die culturhistorische Bedeutung der See- und Festland-Dünen unserer Gegenden. Solche Ländchen wie das geschilderte „Blockland“ oder der „Hümmling“ giebt es viele im Nordwesten. Der „Buchenwald Stühe“, der „Eichenwald von Hasbrook“, das „Bülzenbett bei Bremerhaven“, das „Schloß Ritzebüttel“ suchte ich in der Weise

zu schildern, daß der Leser sie auch statt anderer Buchenwälder, Eichen-Gehölze, Schlösser und Steinmonumente Nordwest-Deutschlands hinnehmen könne.

Und so sollte denn jede Skizze eine weitere Perspektive eröffnen und Einblicke in die Eigenthümlichkeiten unseres Landes thun lassen.

Die großen allgemein zugänglichen Marktplätze der Städte habe ich aus meinen Mittheilungen ausgeschlossen. Jeder kommt schnell dahin, und sieht dort mit dem Beistande vieler zu Gebote stehenden Hülfsmittel leicht, was dort wahrzunehmen ist. Ich habe mehr diejenigen Partien des Landes aufgesucht, zu denen die großen Heerstraßen nicht führen, die der fremde Besucher nicht so bald aufsucht, mit denen er sich selbst zu beschäftigen auch keine Zeit hat, die er zur Erweiterung seines Blickes aber doch gern von Anderen geschildert sieht, um zu erfahren, wie es im Innern des Landes, das er nur auf den großen Stationen berührt, aussieht.

Sollten die hier dargebotenen Bruchstücke beim deutschen Publikum eine freundliche Aufnahme finden, so würde dieß meinen Eifer, sie in Zukunft noch durch andere zu vervollständigen, nicht wenig vermehren.

Bremen, im November 1863.

Der Verfasser.

Inhalt.



I. Die Porta Westphalica.

Die Weserkette und der Teutoburger Wald. — Früherer Lauf der Weser. — Wie die Porta und die andern Gebirgslücken allmählig ausgebildet wurden. — Einwirkung des Meeres dabei. — Die Erratischen Blöcke. — Ausbildung der obern und der untern Weser und Vereinigung beider durch den Durchbruch bei der Porta. — Wie Natur und Kunst die Pforte bis auf die neueste Zeit herab weiteten. — Anblick der Porta aus der Ferne und Nähe. — Rolle, welche die Porta in der Landesgeschichte spielte. — Alte und neuere Schlachten in ihrer Nähe. — Die Schlacht bei Idistavisus. — Karl d. Große und Wittekind bei der Porta. — Das „Haus zum Berge" und die „Herren vom Berge". — „König Wedeking" und die Sagen von ihm. — Das „Timpenfest" zu Enger. — Wachsthum der Stadt Minden an der Schwelle der Porta. — Ihre militärische und commercielle Bedeutung. — Die Kämpfe des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges bei Minden und der Porta. — Friedrich d. Große in der Porta. — Die Verkehrswege, Chausseen und Eisenbahnen der Porta. — Die Steinbrüche. — Der „Porta-Sandstein", und seine Versendung in Nordwestdeutschland. — Die Eisenwerke der Porta. — Die Geröllhügel. — „In den Brinken". — Der Judenkirchhof bei der Porta. — Vergleich der Porta mit den Bergthoren oder „Klusen" des Jura und mit den „Gaps" der Alleghany-Kette in Nord-Amerika. — Geschichte des Namens „Porta Westphalica". —

Aus der großen Erhebungsmasse Mitteldeutschlands tritt gegen Nordwesten ein äußerster Hochland-Vorsprung, eine Art Gebirgs-Ast hervor, der sich weit in die norddeutsche Ebene gegen das Ems-Land hinauswirft.

Nach Süden und Norden hin hat dieser Vorsprung hohe Ränder, mit denen er gegen das Tiefland ziemlich schroff und scharf abfällt.

Im Norden ist es ein Gebirgswall, der in seinen verschiedenen Abtheilungen unter den Landeskindern verschiedene Namen trägt. Weil die Weser ganz nahe an seinem südlichen Fuße hinfließt und ihn auch nach Norden durchbricht, pflegen die Geographen aber den ganzen Wall wohl mit dem Namen die „Weserkette“ zu bezeichnen.

Im Süden wird die Grenze durch eine Bergkette gebildet, deren verschiedene Abtheilungen die Namen „Egge“, „der Lippische Wald“ und „der Teutoburger Wald“ tragen, und da dieser letzte Name der berühmteste unter ihnen geworden ist, so mag man auch diesen ganzen südlichen Zweig wohl den Teutoburger Wald nennen. Derselbe zieht sich in ziemlich paralleller Richtung mit der Weserkette in einem Abstande von 5 bis herab zu 3 Meilen hin.

Im Angesichte der Weserkette nach Norden erstreckt sich die Ebene der unteren Weser und Ems bis an's Meer.

Im Süden des Teutoburger Waldes ist ebenfalls eine weite Fläche, das sogenannte westphälische Tiefland, das einen Abschnitt oder Busen der großen norddeutschen Niederung bildet, in dessen Mitte die Stadt Münster liegt und das daher auch wohl „die Münstersche Bucht“ genannt wird. Weiterhin im Süden ist diese Bucht von Zweigen des niederrheinischen Berglandes umgeben und namentlich von einem

Gebirgszuge desselben, welcher der Haarstrang heißt, sich an den Teutoburger Wald in dem Winkel bei der Egge anschließt, uns aber hier weiter nichts angeht.

Die beiden genannten Bergwälle: die „Weserkette“ und der „Teutoburger Wald,“ erheben sich in ihren Hauptspitzen bis zu einer Höhe von etwa 1000 bis 1200 Fuß, nehmen nach Westen hin an Höhe ab, lösen sich allmählig in ganz niedrige Hügelketten auf und verlieren sich schließlich gegen die großen Moore und Haidegegenden des Emsgebiets hin.

Die ganze Basis des großen Längenthales das beide Ketten zwischen sich fassen, ist nicht höher über dem Meeresspiegel erhoben, als der Münstersche Busen und auch nicht viel höher als das angränzende norddeutsche Flachland. Bei seinem Ausgange unterhalb Osnabrück liegt die Basis des Thales nur etwa 150 bis 180 Fuß über den Meeresniveau, während die Seitenwände sich dort von 4 bis 700 Fuß erheben. In südöstlicher Richtung bis nach Herford, Lemgo, Detmold und auch in einem nordöstlichen Seitenthale bis nach Hameln hinein bleibt sie überall unter 300 Fuß und bildet also einen sehr niedrigen Thalgrund. Erst im innersten Hintergrunde dieses Thales ostwärts von den genannten Städten erheben sich höhere Bergzüge, Plateaus und Hügellandschaften, welche den besagten Thalgrund jenseits Detmold abschließen und beendigen.

Im Süden innerhalb der „Münsterschen Bucht“ ist diese Hebung des Bodens nach Osten hin eben so

1*

allmählig. Bei Münster selbst ist die Basis ungefähr so hoch, wie bei Osnabrück, nämlich etwas über 150 Fuß über dem Meere, und sogar noch in ihrem östlichsten Winkel bei Paderborn nur 400 Fuß. Und im Norden hat das allgemeine Niveau der weiten norddeutschen Ebene nicht einmal in der Nähe des Gebirgsfußes diese Höhe und sinkt bis zum Meere hinab allmählich noch immer tiefer, ohne je wieder so hohe und bedeutende Erdrindenfalten, wie es Weserkette und Teutoburger Wald sind, aufzuwerfen.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß, wenn wir uns denken, daß der gesammte Boden Nordwest-Deutschland's mit allen darauf befindlichen Gebirgen und Höhen um 3 — 400 Fuß niedriger läge, als er jetzt liegt, oder wenn — was auf eins herauskommt — der Ocean eben so viel über sein jetziges Niveau hinausstiege, und wenn wir zugleich dabei voraussetzen, daß die beiden jetzt von mehren Lücken durchbrochenen Gebirgszüge (das Wesergebirge und der Teutoburger Wald) zusammenhangende und unzerrissene Wälle bildeten, die Uferbegränzung des Continents gegen das Wasser ungefähr diese sein würde:

Zuerst würde das Meer im Norden, unsere ganze deutsche Ebene überfluthend, bis an den nördlichen Fuß des Wesergebirges branden. Alsdann würde es als Meerbusen die ganze Münstersche Bucht bis nach Paderborn hinauf ausfüllen und eben so würde es bei Osnabrück in das niedrige Längenthal zwischen Weserkette und Teutoburger Wald eindringen und einen Meerbusen bis in die Gegend von

Detmold hinauf formiren. Beide über 400 Fuß hohen Bergzüge aber würden von dem mitteldeutschen Gebirgslande aus als zwei lange und schmale parallelle Halbinseln sich ins Meer hinaus erstrecken. Auch würde es außerdem innerhalb des Busens selbst einen großen Archipelagus kleiner und größerer Inseln und Bänke geben, die Spitzen und Rücken nämlich mehrer Hügel und Felsketten, mit denen er erfüllt ist, und die sich einigermaßen bedeutend über das allgemeine Niveau der Thalbasis erheben.

Es ist mehr als blos wahrscheinlich, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher diese Gegend das so eben gezeichnete Bild *wirklich* darbot, nämlich die Epoche des sogenannten Diluviums.

Wir entdecken die Spuren der Thätigkeit des Diluvialmeeres, die lockeren, meist deutlich geschichteten Anhäufungen von Lehm, Sand, Kies und Geschiebe d. h. die sogenannten Diluvialgebilde, namentlich auch die von ihm auf Eisschollen verführten Granitblöcke aus Skandinavien überall sowohl auf unserer ganzen norddeutschen Ebene, als auch in der Bucht bei Münster und endlich gleichfalls in dem großen Längenthal zwischen Wesergebirge und Teutoburger Wald. Der Gestalt dieses Thales gemäß muß das Meer hier einen länglichen tief eindringenden Busen oder Arm, eine große Lagune mit etwas engem Eingange bei Osnabrück, mit einem breiteren Mittelstück bei Detmold und in der Grafschaft Ravensberg und mit einem nordöstlichen Arme oder Sunde im jetzigen Weserthale bis Hameln hinauf gebildet haben.

In diesen Busen strömten von den Bergen zur Seite her die Regen- und Quellengewässer, in einer Menge kleiner Bäche und Flüßchen hinab, und eben so mündeten in seinem innern oder südöstlichen Hintergrunde diejenigen Gewässer ein, welche aus dem Innern von Mitteldeutschland und von den Hessischen Plateaus herabkamen.

Diese letztern Gewässer aus dem Innern müssen sich schon sehr frühzeitig in einer großen Hauptarterie — der Weser — gesammelt, zu dem oberen Wesersysteme ausgebildet, und ihre Mündung in einem der Punkte der innersten Partie des Meerbusens gehabt haben.

Da das Meer sich wahrscheinlich nicht plötzlich, sondern ruckweise und in mehr oder weniger langen Perioden von unserer Ebene und aus dem bezeichneten Busen zurückzog, so mag jene alte Mündungsgegend der Weser zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Punkten gewesen sein z. B. etwa zuerst bei Hameln, dann bei Rinteln, darauf bei Blotho u. s. w. Die Weser folgte, indem sie ihr Bett ausgrub, dem zurückweichenden Meere immer weiter westwärts.

Einige glauben, daß sie demselben in dieser Richtung sogar noch dann gefolgt sei, als das Meer schon längst bis zu den Ufern zurückgewichen war, innerhalb deren es sich jetzt befindet, und daß auf diese Weise einmal die Weser ihren Ausgang in's Meer bei Osnabrück und dann durch die Ems gefunden habe.

Dieser Annahme scheinen, so lange wir uns die

Porta Westphalica und die anderen jetzt existirenden tiefen Querschnitte des Wesergebirges noch als geschlossen oder wenigstens bis zu einer Höhe von etwa 300 Fuß über dem Meere verbarrikadirt denken, keine großen Schwierigkeiten entgegenzustehen.

Das Längenthal von Hameln bis zu seinem Ausgange bei Osnabrück bietet einen Flußweg dar, der durchweg unter der Höhe von 300 Fuß bleibt. Die Flüsse fließen jetzt in demselben zwar nach verschiedenen Richtungen ab, die Haase, die in der Mitte dieses Thalabschnitts entspringt, geht westwärts der Ems zu, die Else dagegen, die eben daselbst entspringt, ostwärts der Werra und Weser zu. Nichts desto weniger aber existiren keinerlei Höhenrücken oder auch nicht einmal eine erhabene Wasserscheide zwischen beiden Flüssen. Sie nähren sich im Gegentheil sogar aus einer und derselben Quelle, fließen eine Zeitlang in demselben Bette, ungewiß welche Richtung sie einschlagen sollen. Erst in einiger Entfernung von der Quelle theilt sich der Bach und sendet seine Gewässer nach zwei entgegengesetzten Seiten: durch die Else, wie gesagt nach der Werra und Weser, und durch die Haase nach der Ems. Der Punkt, wo sich Else und Haase scheiden, befindet sich nur 250 Fuß über dem Meere.

Der ganze Fall der Else von ihren Quellen bis in die Werra und Weser beträgt nur 88 Fuß. Es bedurfte demnach bei der Porta Westphalica nur eine geringe Bodenerhöhung, um die Weser zu zwingen, statt, wie sie es jetzt thut, nach Norden umzuwenden,

in ihrer ursprünglichen Richtung nach Westen und zur Ems weiter zu fließen.

Demnach gab es also nach dem Zurückweichen des Meeres und vor der völligen Ausgrabnng der Porta Westphalica und der andern Gebirgsthore, wie ich sagte, vielleicht eine Zeit, wo die Weser ihr sämmtliches Wasser durch die Ems zum Ocean abführte, und wo beide Flüsse ein und dasselbe Stromsystem bildeten. —

Es fragt sich nun, wie das große Abzugsloch die Porta Westphalica, welches diese Verhältnisse änderte, sich ausgebildet und jenen Wasserablauf dadurch geändert haben möge. —

Einem Versuche zur Erörterung dieser Frage muß ich jedoch die Bemerkung vorausschicken, daß diese unsere Porta Westphalica nicht die einzige Lücke in den bezeichneten Gebirgen ist. Vielmehr sind jetzt so wohl die Weserkette, als auch der Teutoburger Wald noch von einigen anderen tiefen Querschnitten durchbrochen. In der nördlichen Kette oder im Wesergebirge sind es folgende: der Durchbruch bei Bramsche, durch den jetzt die Haase strömt, — das Querthal beim Kellenberge, durch welches jetzt die Hunte sich hinauswendet, ein anderer Querriß nicht weit ostwärts davon, durch welchen die Quellen der sogenannten „großen Aue“, die bei Nienburg in die Weser mündet, ausfließen, — die sogenannte „Walllücke“ nicht weit von Lübbeke — eine andere Depression bei Bergkirchen, — die Porta Westphalica bei Minden und noch einige minder bedeutende Einschnitte. —

Die südliche Kette oder der Teutoburgerwald hat jetzt eben solche Querschnitte oder Durchbrüche, so das Bergthor bei Bielefeld — die sogenannte „Dörenschlucht" bei Detmold und mehre andere minder bedeutende.

Einige dieser genannten Einschnitte sind nicht tief eingesenkt und zerlegen nur die obersten Kämme der Gebirge, indem sie ihre Gipfel gestalten und heraussägen. Andere aber gehen tief bis auf die allgemeine Basis des Thalbodens herab und gestatten so, wie ich sagte, den Wasserablauf aus dem Thale in die Ebenen jenseits. Unter den Thoren des Teutoburger Waldes ist keins, bei dem Letzteres, (ein Fluß-Durchbruch) stattfände.

Vermuthlich sind die ersten Anfänge zu diesen Lücken und Querschnitten ganz unsprünglich, und sofort mit den Gebirgen selbst, als sie sich erhoben, gleichsam aus dem Boden gestiegen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Erhebung so gleichmäßig erfolgte, daß der Bergkamm anfänglich eine vollkommen geradlinigt und horizontal fortlaufende Kante, einen völlig geschlossenen Wall gebildet hätte. Vielmehr wurden ohne Zweifel die Schichten und sedimentären Ablagerungen schon bei der Hebung, die nicht überall ganz gleiche Kraft ansetzte, etwas verworfen, gefaltet und gehäufelt, so daß sich also sofort Unebenheiten, Spitzen, Einschnitte und Depressionen im Bergrücken darboten. Nichts desto weniger aber gingen vermuthlich diese Risse und Querschnitte anfänglich nicht sehr tief hinab, und das Gebirge stellte

daher einen mehr geschlossenen compakteren Damm dar. Sie wurden erst im Laufe späterer Zeiten so weit und tief ausgearbeitet, wie sie es jetzt sind.

Sobald nämlich die Bergketten als nackte Mauern aus dem Boden hervorragten, warfen sich alsbald die überall thätigen zerstörenden Agentien über sie her. Die Luft wirkte mit Verwitterung auf sie, die athmosphärischen Niederschläge, der Regen spülten sie hie und da aus, Frost und Eis zersprengten sie, die Pflanzendecke zernagte sie hier mehr, dort weniger und beförderte stellenweise sowohl die Ausspülung, als die Verwitterung. Endlich arbeiteten die hervorsprudelnden Quellen tiefe Thäler aus und begreiflicher Weise mußten alle diese zerstörenden Kräfte gerade da, wo schon ein ursprünglicher Anfang zu einem Einschnitte gemacht war, und wo sie sich am bequemsten, so zu sagen, einfressen konnten, am erfolgreichsten fortwirken.

Nicht wenig — ja hauptsächlich — hat wohl auch das Meer, das sowohl innerhalb der beiden Gebirgszüge in der von mir angedeuteten „Lagune“ als auch außerhalb derselben über die großen Norddeutschen Ebenen brandete, zur Bildung der Bergthore und namentlich unserer Porta Westphalica beigetragen.

Innerhalb der Porta Westphalica, von diesem Thore an auf dem ganzen Thalwege, durch die Grafschaft Ravensberg bis nach Bielefeld hin finden sich, nach den Beobachtungen und Versicherungen einiger Landeskundigen jene Erratischen Granitblöcke, welche

überall auf unserer norddeutschen Ebene ausgestreut sind, in besonders großer Menge.

Bekanntlich wurden — nach der wahrscheinlichsten Hypothese über ihre Entstehungs- oder Verbreitungs-Weise — diese Blöcke von den Granitgebirgen Skandinaviens durch die Gletscher losgerissen und dann auf Eisbergen und Eisschollen über das norddeutsche Meer hinausgeflößt, wo sie nach der Zerschmelzung des Eises zu Boden sanken. Zum Theil mögen diejenigen Granitblöcke, welche wir im Innern unseres Längenthales finden, auch bei Osnabrück hereingekommen sein. Ist die Beobachtung aber gegründet, daß sie südwärts vor der Porta besonders häufig liegen, so wird es durch diesen Umstand allein außer Zweifel gesetzt, daß das Diluvialmeer eine Zeitlang durch die Porta hereingeströmt sein muß.

Dieselbe bedeutende Zerstreuung und Anhäufung von Granitblöcken hat vor den übrigen Einschnitten und Depressionen des Wesergebirges statt gehabt. Man findet sie vor jedem Querschnitte, wie Pfefferkörner vor den Löchern einer Pfefferbüchse. Doch will man die Bemerkung gemacht haben, daß überall da, wo das Gebirge über 500 Fuß hoch ist, keine Granitblöcke durchgedrungen sind.

Ich mag hier nebenher bemerken, daß ähnliche interessante Fälle der Art auch anderswo bekannt sind. So giebt es *) bei Gotha, im Thüringer Walde ein Bergthor, „der Engpaß von Burgtonna“

*) Nach B. Cotta.

genannt. Auch hier findet man die nördlichen Steinblöcke im Süden des Passes ausgestreut, und es ist daher wahrscheinlich, daß das Meer mit seinen Frachten von Eisschollen und Skandinavischen Granittrümmern auch hier einst durch's Gebirge einwärts geströmt sei.

Eine solche Durchfluthung des Meeres mit seinen Eisschollen und Granitblöcken mag, sage ich, vorzugsweise zur Erweiterung der Porta beigetragen haben.

Als das Diluvialmeer endlich sich zurückzog, mag es dann die Porta als einen schon ziemlich tiefen Einschnitt zurückgelassen haben, dessen Sohle indeß noch so bedeutend über dem Niveau der Weser und ihres Thalgrundes erhoben war, daß diese noch lange Zeiträume hindurch ihrer alten Richtung nach Nordwesten und nach der Ems treu bleiben mußte.

Als endlich die Scharte in Folge der fortgehenden Wirksamkeit der von mir genannten Erosions-Kräfte sich so tief herab gesenkt hatte, daß aus dem etwas höheren Binnenthale Wasser in die Ebene hinaufließen konnte, da war dies wahrscheinlich nicht gleich die Weser selbst. Diese hält sich mit ihrem oberen nach Westen gerichteten Laufe in ziemlich großem Abstande von der Pforte. In dem Winkel bei Blotho beträgt dieser Abstand in direkter Linie über drei Stunden. Es waren vermuthlich erst nur kleine Bäche, die den Durchgang durch die Pforte fanden, etwa ähnlich, wie nach dem was ich sagte, noch jetzt die Quellen der großen Aue und der Hunte sich in

andern Bergpforten hindurchschleichen. Diese Bäche gruben sich immer tiefer ein, verlängerten auch ihr Bette rückwärts, und erreichten so endlich rückwärts schreitend das Bett der Weser, die sie dann gleichsam anzapften und allmählig in ihr eigenes Bett und in die Porta hinüberlockten.

Ehe dieß aber geschah, mußten jene durch die Porta hinsetzenden Bäche schon längst einen Weg zum Meere ausgebahnt und mit andern Nebengewässern vereinigt einen größeren Fluß gebildet haben, der gleichsam in oder hinter der Porta entsprang. Der Canal der jetzigen Unterweser mochte also schon längst existiren noch ehe die Obere Weser mit ihm verknüpft war.

Erst als jene Bäche die Weserrinne wirklich anzapften, geschah dann die merkwürdige Veränderung. Die Weser verließ ihr altes untere Bette zur Ems hin, wo jetzt nur noch in der dort fließenden Werra eine Spur ihres Namens *) zu finden ist, schwenkte sich aus ihrem westlichen Laufe unter einem scharfen Winkel zu einer nördlichen Richtung herum, und floß von Blotho (d. h. der Fluthau) her durch die Porta ins Niederland, wo sie nun in das alte schon existirende untere Flußbett einfiel, und dasselbe zu demjenigen breiteren Strome ausarbeitete, den sie jetzt darstellt.

Es war die größte Revolution in der ganzen

---

*) Die Namen „Werra" und „Weser" sind ohne Zweifel verwandt.

Bildungsgeschichte der Weser. Die Emslande sanken durch diese Wandlung, welche die Porta vermittelte, zu großer Unbedeutenheit hinab und zwei starke Stromstücke die untere und die obere Weser wurden dadurch zu einem Ganzen verbunden.

Die Frage, ob die Weser, bevor sie durch die Westphälische Pforte hinausging, nicht auch schon früher andere Querdurchschnitte des Wesergebirges durchsetzt habe, will ich hier, um die Fragen, auf die wir keine bestimmte Antwort geben können, nicht allzusehr zu mehren, nur im Vorübergehen berühren. Doch scheint es allerdings möglich, daß sie einst mit der Haase durch die Pforte bei Bramsche floß, dann mit der Hunte durch die Lücke beim Kellenberge. Das Volk trägt sich sogar noch jetzt mit der Sage, daß die Weser einmal durch den Einschnitt, welcher unter dem Namen der „Walllücke“ bekannt ist, passirt sei. Diese Sage oder Mythe erzählt von einem feindlichen Riesen und Zauberer Hackeran, der die ursprünglichen Bewohner des Weserthales habe ersäufen wollen. Um dieß zu bewirken, verstopfte der böse Geist die Walllücke, „durch welche die Weser damals ging,“ mit Blöcken, und das aufgestaute Wasser schwoll mächtig an. Die armen geängstigten Thalbewohner bekamen indeß doch noch dadurch zur rechten Zeit Luft, daß der gute Geist ihnen half und einen anderen Ausweg, bei der Porta entstehen ließ, durch den nun der drohend aufschwellende Binnensee abfloß.

Ich sage, es ist vielleicht möglich, daß die Weser alle jene Einschnitte von Westen her der Reihe nach

gleichsam durchprobirte, bis sie dann endlich in dem bequemsten von allen — in der Porta stecken blieb.

Wahrscheinlich war die Pforte anfänglich, als die Weser ihre Arbeit innerhalb des Thores begann, noch bedeutend enger und rauher als jetzt, und vielleicht strömte der Fluß in einer wilden Schlucht mit reißender Stromschnelle durch Felsentrümmer und Steinblöcke dahin. Allmählig wurden diese durch fortgesetzte Benagung zertrümmert und fortgeschwemmt, und die Schlucht selbst dabei zugleich wieder mehr erweitert.

Die Weser hat dieses Erweiterungswerk noch bis auf die jüngsten Zeiten fortgesetzt. Für gewöhnlich strömt sie freilich in einem Bette, das im Verhältnisse zu den Proportionen des großen Thores nur schmal und enge erscheint. Bei Hochwasser aber im Frühlinge tritt sie noch jetzt auf beiden Ufern aus, erfüllt die ganze Kluft bis an den Fuß der Thorpfeiler, die sie benagt.

Nicht wenig haben ihr wohl bei diesem Werke die Eismassen, welche sie im Frühlinge mit sich führte, geholfen. Noch jetzt staut sich zuweilen das Eis in mächtigen Barrikaden oberhalb der Pforte auf, und wird, wenn der Damm endlich bricht, mit Gewalt durch sie hingeführt. In alten Zeiten mögen diese Wesereisphänomene noch viel großartiger gewesen sein und die Eisschollen daher im Laufe der Jahrhunderte sehr viel Steinmaterial weggeschliffen und abwärts geführt haben. Wenn im Frühlinge die Weser aus ihren Ufern tritt, so bildet sie noch jetzt vor der Pforte im Süden derselben einen großen

Wasserspiegel, einen weiten See, durch den unsere Eisenbahnen und Chausseeen auf hohen Dämmen sich hindurchschlängeln. Dieser See ist gewissermaßen ein Nachklang alter diluvianischer Zustände.

Mit der Weser hat auch der Mensch später bis auf unsere Tage herab auf nicht unwirksame Weise an der Erweiterung der Schlucht gearbeitet. Schon seit sehr alten Zeiten hat man die Abhänge der Pforte auf Bausteine ausgebeutet und mit zahlreichen Steinbrüchen durchbohrt, die im Laufe der Jahrhunderte eine Menge Material weggeschafft haben. Eben so alt sind schon die Wegebahnen durch die Pforte, die, wenn sie auch erst in neuester Zeit zum Kunstbau sich erhoben, doch schon immerhin manche Unebenheit beseitigt, manchen Block gesprengt haben mögen. In jetziger Eisenbahnzeit sind diese Sprengungen nach einem ganz großartigen Maaßstabe ausgeführt worden, und man hat, um für alle Wege, die sich jetzt innerhalb der Pforte drängen, Raum zu schaffen, dicke Felsenmauern von Hunderttausenden von Cubikfußen bei Seite geschafft.

Auf diese Weise stellt sich denn heutzutage innerhalb des Thores eine Weitung dar, die auf der Thalsohle wohl sechs Mal so breit ist, als das gewöhnliche Weserbette. Sie bildet eine vollkommen flache und ebene Schwelle, auf der sich zu beiden Seiten des Stromes die schönsten und freundlichsten Wiesen und Ackerfelder, ohne alles Geröll und ohne alle Spur von Felsen ausdehnen. Die völlige Ebenheit des Grundes, der, so zu sagen, eine fette Marsch mitten

im Gebirge darstellt, mag wohl das Produkt einer spätern Arbeit der Weser sein, die alle ursprünglichen Unebenheiten bei ihrem häufigen Austreten mit Schlamm und anderen Niederschlägen überzog, ausglich und wegschliff. —

Nur ein Punkt ist von dem Ueberzuge dieses Schlammes und Detritus frei geblieben. Gerade im Centrum der Pforte, nämlich mitten im Bette der Weser findet sich unter dem Wasserspiegel eine nackte Felsenplatte. Es sind die letzten Reste der hier niedergeworfenen Riesenmauern, gleichsam die innerste Thürschwelle des Thores. Die Weser fließt hier etwas schneller und mit geringerer Tiefe über die kahlen Köpfe der Steine hinweg. Vor und hinter dieser Schwelle, wo die Gewässer vielleicht besonders heftig arbeiteten, steigt ihr Bett zu einer Tiefe von 20 und mehr Fuß hinab. Die Stelle ist den Schiffern wohl bekannt und sie haben dort einige Vorsicht zu beobachten.

Mit Ausnahme dieses Punktes durchpilgert die Weser das Thor jetzt in sehr friedlicher und bequemlicher Weise. Sie hat ihr Werk fast ganz beendigt und sich völlig beruhigt. Ihr stiller Lauf steht jetzt in einem auffallenden Contraste zu dem wilden Zerreißungs-Werk, von welcher die schroffen Felsen- und Berg-Abhänge umher zeugen. Man könnte sagen, sie gewähre das Bild eines Herkules, der nach vollendeter Arbeit auf seinen Lorbeeren ruht.

Da die Lücke bei der Porta Westphalica eine viel breitere ist, als irgend einer der anderen Ein-

schnitte des sonst sehr wenig zersägten Bergwalls, da sie auch wie gesagt ganz bis auf das allgemeine Bodenniveau des Landes herabgeht, so bildet sie daher in der Landschaft einen sehr auffallenden Gegenstand. Man erblickt sie deutlich als ein großes Loch von dem Gipfel der sieben Stunden entfernten kleinen Rehburger Berge am Steinhuder Meer aus. Man erkennt von jenem Standpunkte aus genau ihre Contouren, die beiden hohen Bergpfeiler zu den Seiten in ihrer Mitte, den silbernen Faden des Stromes und durch das Loch hindurch die anderen im Hintergrunde liegenden Gebirge von bläulicher Nebelfarbe.

Eben so fällt auch von allen anderen Seiten her, wo man das Wesergebirge erblicken kann, das Auge sogleich in diese merkwürdige Kluft. Von der Weserbrücke der Stadt Minden aus kann man den besten Ueberblick des Ganzen gewinnen.

Dort bieten sich in ihr zuweilen bei verschiedenen Zuständen der Athmosphäre äußerst pitoreske Schauspiele dar; z. B. im Herbst wenn Nebel am Gebirge hängen. Diese Nebel erfüllen mitunter das ganze Innere des Oberen Weserthales, während die Ebene um Minden und weiter abwärts von ihnen frei ist. Sie lagern sich längs des langgestreckten Gebirges hin, gehen nicht höher, als dieses, so daß man deutlich seinen Verlauf und seine Gestalt unter der Nebeldecke erkennt, die sie wie ein Schleier einhüllt. Da, wo die Porta Westphalica ist, senkt sich die Nebelhülle etwas herab, so daß auch diese Lücke herausgezeichnet ist. Die Nebelmasse geht wie eine Wand quer durch das Loch.

Dabei hat ein leiser Luftzug die obere Partie des Nebels nach vorn in Bewegung gesetzt und sie über die unteren Schichten wie eine Haube überkippen lassen. Die neblichten Vorhänge und Dunstergüsse hängen weißschimmernd über die dunkleren Unterlagen wie Katarakte herab. Man glaubt ein Bild aus der diluvianischen Zeit zu sehen. Es ist, als ob ein Meer sich durch die Porta stürze und als ob diese späten Herbsttage uns heute noch die Vorgänge bei der Bildung des großen Thores nachäffen wollten. —

Wie die Nebel und Winde durch die Porta aus- und einziehen, wie die Wetter-Phänomene durch diese Berglücke modificirt werden, so mag auch die Verbreitung der Pflanzen aus den oberen Gegenden der Weser mehrfach durch sie bestimmt worden sein. Wahrscheinlich giebt es mehre Pflanzen, die ursprünglich nur jenseits der Porta im Innern der Weserterrasse zu Hause sind, deren Gesäme aber bei der Eröffnung der Porta mit der Weser in die Ebene hinausschwammen und dieselbe weit hinaus begleiteten. Die Antwort, die ich auf eine in dieser Beziehung an ihn gerichtete Frage von einem berühmten Botaniker erhielt, hat mir indeß über diesen Punkt keinen bestimmten Aufschluß gegeben, und ich gehe daher nun nach dieser physikalischen Untersuchung über die Weserpforte zu der Betrachtung ihres Einflusses auf die sie umwohnenden Menschen, oder ihre historische, politische, militärische und commercielle Bedeutung über.

Welche Rolle die Porta vor Christi Geburt unter den alten Germanen gespielt haben mag, wissen wir nicht, auch nicht ob sie einen Namen für das so merkwürdige so weit her sichtbare Landesthor gehabt haben mögen. Tacitus, indem er den Marsch der römischen Legion unter Germanicus vom Meere und der Ems her (im Jahre 16 n. C. G.) beschreibt, giebt zu verstehen, die Deutschen hätten das dortige Gebirge nach ihrem Herkules „den Herkuleswald" genannt, und jener römische Historiker selbst nennt dasselbe daher „Silva Herculis."

Wer dieser Herkules der Deutschen gewesen sei und warum gerade ihm das Gebirge geweiht war, untersucht Tacitus nicht weiter. Vermuthlich aber ist Niemand anders darunter zu verstehen, als der alte deutsche Gott Wodan, der im Sturm daher fahrende Herr aller Luft-, Wetter- und Naturerscheinungen; und wahrscheinlich hatten die Deutschen schon damals auf dem Gipfel des höchsten Berges neben der Porta eine heilige Stätte für diesen ihren Wodan. Daß später zur Zeit der Sachsen und Karls d. Gr. eine Wodan's-Säule oder ein Wodan's-Fels auf dem Gipfel eines der Seitenberge des Thores existirte, erfahren wir durch die Traditionen und Berichte aus dieser Zeit mit ziemlicher Bestimmtheit. Sowohl den ganzen schroffen Bergwall, als namentlich auch den großen Bergdurchbruch selbst mochten die Deutschen als ein Werk ihres Wodans betrachten.

Daß hiebei die Römer, die sonst unsern Wodan meistens ihrem Merkur vergleichen, an ihren Herkules

dachten, ist sehr natürlich. Denn diesem Umgestalter der Schöpfung schrieben sie ja das große Thor am Eingange des mittelländischen Meeres, die Straße von Gibraltar, und überhaupt so viele andere Titanen-Arbeiten der Naturgewalten zu.

Diesem nach ist es möglich, daß wir „Wodans-Pforte" oder „Porta Herculis" oder etwas der Art als die älteste Bezeichnung unseres Bergthores betrachten müssen.

Wie zuerst ein Name, so tritt bei jenem Zuge des Germanicus auch die militärische und historische Bedeutung der Porta zum ersten Male *) deutlich hervor. Denn jedenfalls lag das berühmte Schlachtfeld Idistavisus, auf dem im Jahre 16 die Römer unter Germanicus und die Deutschen unter Hermann kämpften, in der Nähe der Porta.

Wie die Meere, so branden auch die Heere der Völker an den Rändern der Gebirge und fallen daselbst in blutigen Katarakten übereinander. Eine Bergöffnung wie die Porta im Angesichte einer großen Ebene, und mit einem schiffbaren Strome in ihrem Thore muß stets in hohem Grade zu Befestigungen und Verschanzungen aufgefordert haben. Eine Erdmauer wie die Weserkette mit ihren Waldungen war besonders geeignet, den Rücken einer Armee zu decken, oder ihr zum Verstecke und zur Vertheidigungs-Basis zu dienen, um in einer gesicherten Stellung den Feind erwarten zu können.

*) Es ist freilich möglich, daß auch schon Varus und seine Legionen bis zur Porta vordrangen.

Auch die alten Germanen mochten daher hier schon seit ältesten Zeiten wie die Winde und Fluthen auf einander gestoßen sein und das Feld Idistavisus bei der Herkulis- oder Wodanspforte mag einen uralten Rauf- und Kampfplatz für sie dargestellt haben.

Bekanntlich ist unter den Gelehrten viel Verschiedenheit der Meinung darüber, wo speciell dieses berühmte Feld gelegen habe. Einige glauben dafür einen flachen Thalstrich oberhalb der Pforte bei Rinteln annehmen zu müssen. Andere verlegen es unterhalb der Pforte bei Minden oder auch bis nach Petershagen hinunter. Sollte einer der Weserforscher bei seiner Deutung und Ableitung des Namens Idistavisus Recht haben, so möchte man fast glauben, es sei damit der flache Raum innerhalb der Pforte *selber* bezeichnet worden. Herr Piderit glaubt nämlich, der Name sei aus Id oder Ith (Stein oder Felsen und „sta“ oder „stau“ (von stauen) und aus „Wiese“ zusammengesetzt, und bedeute daher so viel, als die „Felsen-Stauwiese“ (eine Wiese, bei der sich zwischen Felsen das Wasser aufstaut). Nach dem, was ich oben über den Anblick der schönen Marschwiese innerhalb der Porta sagte, könnte man, so scheint es, dieselbe nicht passender mit einem einzigen alle ihre Verhältnisse schildernden Worte benennen.

Dem sei indeß wie ihm wolle. Ich will und kann die Frage hier nicht entscheiden. Jedenfalls ist es gewiß, daß die blutigen Kämpfe der Römer und Deutschen bei und nach der Schlacht von Idistavisus sich um die Porta wie um ihren Angelpunkt drehten,

und daß wir sie daher als Portaschlachten bezeichnen können.

Nach diesen Portaschlachten des Jahres 16, welche für das nördliche Deutschland Befreiungs- und Rettungs-Kämpfe waren, sind die Römer nie wieder bis zu den Wesergegenden und bis in unsere Elbe- und Weserströmungen vorgedrungen.

Welche Rolle die Porta während der sieben oder acht hundert Jahre nach Germanicus und Arminius gespielt haben mag, wissen wir nicht. Aber vermuthlich flutheten in dieser aufgeregten und für den deutschen Historiker dunkelen Zeit, wo Alles in Deutschland in Bewegung war, durch ihre Pforte, wie viele ungezählte Weserwellen, so auch zahllose Schaaren der Thüringer oder Cherusker, der ihnen folgenden Katten oder Hessen und der Sachsen und Franken, die sich gegenseitig in der Beherrschung des Wesergebietes ablösten, und es mag hier mancher in unseren Annalen nicht beschriebene Zusammenstoß statt gehabt haben.

Wahrscheinlich wurde schon in dieser Periode im Angesichte der Pforte die Stadt Minden, deren erste Entstehungsgeschichte sich in das grauste Dunkel verliert, gestiftet. Jedenfalls erblicken wir die Pforte zur Zeit Karls d. Gr., wo wieder das erste Licht auf diese Gegenden fällt, als einen bedeutsamen Mittel- und Knotenpunkt der Völkerbewegungen und kriegerischen Begebenheiten.

Karl d. Gr. und vielleicht vor ihm schon Pipin und Karl Martell mit ihren Franken zogen bei ihren

Angriffen auf das nordwestliche Deutschland wie die Römer vom Rhein und von Cöln her durch den Münsterschen Busen, das Land der alten Bructerer und dann durch die Bergthore von Bielefeld und der Weser ins Sachsenland hinaus und bei beiden Bergpforten fanden Ereignisse und Schlachten statt, die an die Idistavisus- und Porta-Schlachten unter den Römern erinnern.

Karl d. Gr. traf in dieser Gegend auf einen Sachsenstamm, der sich selbst die „Engern“ nannte. Diese Engern wohnten um die mittlere Weser herum auf beiden Ufern, sowohl im Norden, als auch im Süden der Flußenge der Porta, welche letztere gleichsam den Mittelpunkt ihres Gebiets und Lebens bildete. Denn die Fürsten dieser Engern hatten ihre Residenzen und Schlösser theils in Minden, theils auf den Felsen innerhalb der Porta selbst, theils in dem alten Orte Enger, der im Süden der Porta liegt, wie Minden im Norden. Mir scheint es darnach wahrscheinlich, daß der berühmte Name dieser sächsischen Engern aus der Porta selber hervorgegangen sei und etwa so viel bedeute, als die Leute bei der Flußenge d. h. mit andern Worten Porta-Männer, gleichsam die Pförtner. —

Zur Zeit Karl d. Gr. gebot an der Enge und über die Engern ein heroischer und patriotischer Herzog Wittekind oder Wedekind (vielleicht das weiße Kind *)

---

*) Oder Wedeking = der weiße König, wie Belisar i. e. Beloi Zar im Slawischen? —

mit Namen. Er wurde der Arminius der Sachsen. Wie die Schlachten Hermann's gegen die Römer, so fallen auch alle Schlachten Wittekinds gegen die Franken in einem Kreise rings um die Porta und das Wesergebirge herum und wurden zum Theil innerhalb der Porta selbst ausgekämpft.

Vom Helden und Feldherrn Wittekind, den die Volkssage zu einem großen Könige erhebt, kann man sagen, daß er gleichsam wie eine mächtige Eiche die Wurzeln seiner Macht an unser Bergthor geheftet habe. Vielleicht war das Städtchen Enger selbst im Süden der Porta seine und seiner Vorfahren Hauptresidenz. Doch behaupten die Chronikenschreiber der Stadt Minden, daß er auch schon in dieser alten Stadt im Norden der Pforte eine Burg gehabt habe, wo er dann und wann in friedlichen Zeiten residirte und ausruhte. Aber auch innerhalb der Porta selbst und zwar an beiden Bergpfeilern des Thores werden dem Wittekind von der Tradition Schlösser und Burgen gegeben.

Zuerst eine im Osten am Abhange des Jacobsberges auf einem Hügel, der jetzt in der Mitte des Städtchens Hausbergen liegt. Spätere Nachkommen des Wittekind haben dieses Schloß und seine Dependentien das ganze Mittelalter hindurch bewohnt und besessen. Es führte den populären Namen „Huus tom Berge“ (das Haus zum Berge) und jene Wittekinds-Enkel erhielten davon selbst den Namen die „Herren vom Berge“, so wie das Städtchen, das sich allmählig umher bildete, „Hausbergen“ genannt wurde.

Noch jetzt steht am Fuße des Hügels ein Schloßgebäude, die Wohnung eines Gutsbesitzers, der den alten Burg- und Ruinen-Hügel in einen anmuthigen Garten umwandelte. In der Mitte dieses Gartens auf dem Gipfel des Hügels ist ein steinernes Monument errichtet, auf das man die Worte gesetzt hat: „Hier herrschte einst König Wittekind“. — Das Volk erzählt sich, daß von dem Schlosse aus unter der Porta und Weser weg ein unterirdischer Gang zur Stadt Minden geführt habe.

Eine zweite Residenz hatte nach der Tradition dieser Engern-Fürst auf der andern Seite der Weser an dem Fuße des westlichen Thorpfeilers der Porta. Es soll eine seiner Hauptburgen gewesen sein, und die Lokalität hieß daher seit alten Zeiten der „Wittekindsstein“ oder wie die Niedersachsen hier sprechen: „der Wedigenstein“. Und dies ist auch noch zur Stunde der Name eines Gutshofes und Edelsitzes, der die Stelle der alten Herzogsburg einzunehmen sich rühmt. Die Scheune dieses Hofes besteht noch jetzt aus dicken alten Mauern, die das Volk als Ueberreste der Wohnung Wittekinds ansieht. Auch finden sich neben ihr noch Gemäuer und Gewölbe im Boden, die mit alten knorrigen Büschen und Gestrüppen überwachsen sind. Der jetzige Eigenthümer des Orts hat auch dort dem Wittekind zu Ehren ein Monument, eine steinerne Denksäule errichten lassen.

Außer den beiden genannten Lokalitäten hat aber die Volkssage, die sich noch jetzt mit dem großen Helden Wittekind, mit welchem die alte wilde Unab-

hängigkeit des Sachsenstammes ein Ende nahm, so gern beschäftigt, fast jeden Fleck, jeden Gipfel, jeden Quell des ganzen großen Bergpfeilers im Westen der Porta durch irgend eine Ueberlieferung geweiht und gleichsam geschmückt.

Sie läßt ihren Liebling den blondhaarigen Sachsenherzog von seinem Schlosse zu munteren Jagden in's Gebirge ziehen. Sie geleitet ihn eben dahin, wenn er von Karl d. Gr. geschlagen, wie König Alfred verkleidet und von den Seinen verlassen, nur nicht von seinem „treuen Kampfgenossen Ulk," in den Wäldern umherirrt, oder wenn er, wieder wie König Alfred von England, als Bettler verkleidet im Lager seiner Feinde erscheint und dort von seinem großen Gegner erkannt, sich zum Christenthum bekehrt. Eine helle Quelle, welche wunderlieblich oben auf dem Gipfel des Berges aus einem Felsen hervorrinnt und sich dort in einem natürlichen Becken sammelt, schreibt sie den Fußtritten seines Pferdes, das dieselbe mit Hufschlägen eröffnete, wie Moses mit seinem Zauberstabe die Brunnen der Wüste, zu. — Und so hat denn am Ende auch der ganze Berg, den diese Wittekinds-Sage mit so vielen Fäden umspinnt, dieser westliche Hauptpfeiler unserer Pforte den Namen der „Wittekinds-Berg" oder „Mons Wedegonis" empfangen und bis auf unsere Tage herab behalten. —

Auf dem Gipfel des Berges, vielleicht bei dem Fleck, wo einst die alte Wodanssäule der heidnischen Sachsen stand, ist jetzt aus Steinen ein hoher runder Thurm erbaut, von dessen Zinnen der Wanderer das

ganze Gebiet, welches die Porta umgiebt, den tiefen Schlund selber und den schroffen Bergwall, der bis hart an seinen Fuß in Wald gekleidet ist, — vor ihm die weiten Haiden, Torfmoore und Ackerfluren mit der Stadt Minden und vielen andern Ortschaften bis zu den Thürmen von Bremen, *) — und hinterwärts das reizende wechselreiche Weserthal, mit seinem südlichen Rande, dem Teutoburger Walde, der den Horizont umsäumt, überschaut.

Drei arme alte siebenzigjährige Witwen, Bauersfrauen aus den benachbarten Dörfern, die sich gegenseitig ablösen, sind zu Wächtern dieses Thurms gesetzt. Ganz emsig, dicke wollene Strümpfe strickend, umwandeln sie das ihrer Obhut anvertraute Gemäuer, und tragen dem Reisenden die Sagen von Wittekind oder, wie sie ihn nennen, vom „König Wedeking“ vor.

Sie zeigen ihm von der Höhe herab in der Ferne auch noch den kleinen Ort Enger, wo er jetzt begraben liegt, und erzählen dabei in ihrer einfachen und gläubigen Weise die berühmte Geschichte seines fingirten Todes und Begräbnisses.

König Wedeking, so scheint es nach den Berichten dieser alten Plattdeusch redenden Nornen, hatte einmal einen ähnlichen Einfall, wie später Karl V. Er wollte schon vor dem wirklichen Eintritte seines Lebensendes sein Begräbniß feiern. Allerdings kam er auf diesen Gedanken aus andern Gründen, als

---

*) Man soll zu Zeiten bei sehr hellem Wetter die Thürme von Bremen von jenem Standpunkte aus sehen können.

jener bigotte Kaiser. Er ließ im Lande aussprengen, er sei gestorben. Er ließ die Kirchenglocken läuten und das ganze Trauergepränge einer fürstlichen Beerdigung entfalten, „um zu erfahren, wer von den Seinen ihn recht lieb habe und ihn von Herzen betrauere und wer nicht“.

Als die falsche Trauerkunde im Lande erscholl, vergossen Manche Thränen und kamen betrübt herbei, um sich dem Zuge anzuschließen. Andere aber machten sich nicht viel aus der Sache, ließen den König einen guten Mann sein, kümmerten sich nicht um seinen letzten Gang und blieben daheim. Zu einem seiner Vasallen jedoch, der vielleicht entfernt im Walde wohnte, gelangte die traurige Neuigkeit etwas spät, erst als der Leichenzug schon längst in Bewegung war. Demnach setzte sich der treue Ritter von Betrübniß ergriffen alsbald zu Roß, und eilte spornstreichs dem Zuge nach, von dem Verlangen getrieben, seinem Freunde und Herrn die letzte Ehre zu geben, ihm seine Thränen und Seufzer zu weihen und seinen Segen ins Grab zu sprechen.

König Wedeking schied also bei dieser Gelegenheit die Spreu von dem Waizen und wußte nun, wer seine rechten Freunde seien. Ob er die Gleichgültigen gestraft wissen wir nicht weiter. Jenem getreuen und eifrigen „Nachlaufer“ aber, der mit Anstrengung aller seiner Kräfte und ganz außer sich noch eben zum Schlusse des Akts erschienen war, schenkte er seinen Lehnshof zu eigen. Und dieser Lehnhof, der noch jetzt existirt,

bekam von dem Ereigniß für ewige Zeiten den Namen „Nalop“ (der Nachläufer) unter dem er noch heutiges Tages bekannt ist.

Außer dem „Nalop“ giebt es bei Herford und Enger, dem Sitze der Sachsenherzoge noch andere merkwürdige Bauernhöfe, die an Wittekind erinnern: so heißen dort noch jetzt einige derselben „Wittekinds Sattelmeier“. Es sollen Höfe sein, die er einst an seine Großen und hohen Beamten verschenkte und die daher auch zur Stunde noch solche Namen, wie „der Windmeier“ (das soll heißen der Führer der Windhunde, der Oberjägermeister), „der Eversmeier“ (das soll heißen der Oberhirte der Eber oder Schweine) u. s. w. tragen. Diese Gehöfte haben sich auch noch bis auf die Neuzeit gewisse Privilegien und Freiheiten bewahrt. Erst in den letzten Jahren sind ihnen dieselben abhanden gekommen. „Bei der letzten Vermessung,“ so erzählte mir einer der bäurischen Nachkommen von Wittekind's Großen, „hätte man es ihnen abgeschlagen. Sie hätten ihre Papiere noch richtig darüber gehabt, und wären damit zum König von Preußen gekommen. Aber der König hätte nichts davon hören wollen.“

Auch sonst wird das Andenken jenes Heros der Niedersachsen noch vielfach vom Volke gepflegt. So feiern sie z. B. in Enger noch alljährlich seinen Todestag an jedem wiederkehrenden 6. Januar. An diesem Tage halten die Bürger und Schulen des Orts und die Bauern der Umgegend einen Umzug, und die Schulkinder bekommen dabei ein Gebäck zum Naschen,

das sie „Timpen“ nennen. Und von diesem Gebäck, was den Kindern und dem hungerigem Volke wohl besonders bedeutsam erschien, hat der Wittekindstag den populären Namen „das Timpenfest“ erhalten.

Auch haben in neuester Zeit die Engerer eifrig um den Besitz der irdischen Ueberreste Wittekinds processirt, die ihnen von Rechtswegen zukommen. Wittekind nämlich, so erzählt wieder das Volk, nachdem er ein eifriger Christ geworden war, und als er zuletzt sein wirkliches Ende ganz nahe fühlte, gab seinen Willen kund, daß er von allen den Kirchen, die rings umher in seinem Sachsenlande im Bau begriffen seien, in derjenigen ruhen und begraben sein wolle, die zuerst fertig würde. Da zimmerten und mauerten nun die Leute in Minden und in Herford und in Enger und in den andern Weserorten um die Wette, um dieser Ehre theilhaftig zu werden.

Den Kirchenbau in Enger leitete „ein schlauer Mohr“. Der kam auf den Gedanken, daß ein Thurm für eine Kirche etwas Unwesentliches sei, und daß er der Bedingung Genüge gethan habe, wenn er auch nur eine Kirche ohne Thurm fertig brächte. Während die anderen Baumeister daher noch an ihren zierlichen Kirchthürmen herum drechselten und meißelten, hatten die Engerer mit ihrem „Mohren“ das ganze Gotteshaus schon vollendet und Wittekind gab ihnen die Palme und decretirte ihnen seine Gebeine.

Die alte gelehrte Blaustrümpfin, die mir dies Alles ganz haarklein vortrug, wußte auch sehr viele schöne Geschichten von Wittekinds Frau zu erzählen,

Sie wußte zuweilen ganz genau, was bei verschiedenen Gelegenheiten Wittekind zu seiner Frau, und diese zu ihm gesprochen habe. Sie führte diese immer redend ein, so wie denn auch Kaiser Karl der Große manchmal darein redete. Nur über einen Punkt gestand sie mir ihre Unwissenheit ein, nämlich über den Tod und das Begräbniß der „Frau Königin." Der König, das wußte sie gewiß, hatte sich auf die so eben erzählte Weise in Enger beerdigen lassen. „Wo sei bleven is," setzte sie, ihre Erzählung schließend, hinzu, „un wo sei licht, dat weit eck nich." — Die Osnabrücker Sagenkenner aber wissen es. Sie zeigen in der Nähe ihrer Stadt einen Ort, wo „Königin Gewa," (so hieß Wittekinds Gemahlin) begraben sein soll.

Im Laufe der Jahre gingen Wittekinds Gebeine an die Stadt Herford verloren, wo sie in der Hauptkirche lange Zeit aufbewahrt wurden. Erst im Jahre 1822 wurden sie wieder den Engerern, die darum einen Prozeß erhoben, zugesprochen und ruhen nun wiederum in der thurmlosen Kirche dieser uralten Sachsenstadt, die jetzt allein noch den einst berühmten Namen des Engerlandes bewahrt hat.

So vielfach und noch weit mannigfaltiger, als ich es hier habe zeigen können, knüpft sich das Leben und Sterben des großen Sachsenherzogs und das Gespinnst des ihm gewidmeten Sagenkreises an unsere Gebirgs-Pforte an.

Der große Gegner Wittekinds, Kaiser Karl, der mehre Male durch die Porta aus- und einzog und

ihre Bedeutung hinreichend erwogen haben mag, dem im Jahre 783 am Süntel westlich von der Porta ein großes Heer durch die Sachsen vernichtet wurde, der einige Zeit darauf racheathmend durch die Porta brauste, längs der Weser hinabritt, um auf dem Plateau von Verden in einem furchtbaren Sühnopfer die Blüthe des sächsischen Adels hinzuschlachten, — der wieder 785 bei Rehme im Süden der Porta erschien und kämpfte, — stiftete endlich im Angesichte derselben in Minden einen seiner berühmtesten Bischofssitze. Er selbst soll zu Zeiten in der Stadt residirt haben und die Leute bezeichnen dort noch jetzt das Haus, „in welchem Karl d. Gr. einst wohnte," oder doch die Stelle, auf welcher sein Haus gestanden. Auch läßt ihn die Volkssage häufig mit dem Wittekind, nachdem er sein Freund und Bruder geworden war, in die Berge und Wälder der Porta zu munteren Jagd-Partieen ausziehen.

Diese niedersächsische Volkssage macht auch den großen Kaiser zu einem gewaltigen Steinbrecher und Felsensprenger, wie die pyrenäische Volkssage dasselbe in noch großartigerem Maaßstabe mit seinem Neffen dem Helden Roland gethan hat. Bekanntlich soll Karl d. Gr. den berühmten großen Heidenstein, der noch jetzt von ihm seinen Namen trägt, den „Karlstein" bei Osnabrück mit seinem Schwerte zerhauen haben. Weniger bekannt dürfte es sein, daß es in unserem Sachsenlande noch andere große gespaltene Steine giebt, deren Sprengung ebenfalls dem Schwerte Kaiser Karls zugeschrieben wird. Nichts ist natür-

licher und poetischer, als daß die eigensinnigen, tapfern Sachsen sich selber mit den Granitblöcken, welche ihre Haiden bedecken, und den noch mächtigeren Kaiser, der ihnen den Nacken beugte, mit einem Steinbrecher verglichen.

Mich wundert nur, und dieß ist es, was ich hier sagen wollte, daß die Sächsische Sage damit nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist, und daß sie dem großen Karl und seinem Schwerte nicht auch geradezu die ganze Aushöhlung der Porta Westphalica oder wenigstens doch ihre Erweiterung zugeschrieben hat. Vielleicht liegt dazu Karls d. Gr. Jahrhundert noch nicht tief genug in das Dunkel der Vorzeit zurück. Oder war hiezu die Phantasie der Sachsen noch nicht so kühn und so vergeßlich, wie die der poetischeren Pyrenäen-Bewohner, die allerdings eins ihrer berühmtesten Bergthore, die pitoreske Rolandspforte bei Barèges jenem Karolinger, dem Helden von Roncesvalles zuschreiben, und behaupten, daß derselbe diese Felsenbrüche mit seinem unzerbrechlichen Schwerte Durandarte ausgehauen habe. Karl d. Gr. öffnete, so zu sagen, den Eingang zum Sachsenlande, die Porta Westphalica, und ließ die Schaaren seiner Franken und Christen hineinströmen, gleich wie die Fluthen der Weser durch dieselbe hinaus fließen. In symbolischer Weise möchte man daher unser Westphälisches Thor nach dem Muster der Pyrenäischen Rolandspforte wohl mit Recht nach dem großen Onkel die „Karlspforte“ genannt haben.

Die von Karl begünstigte Stadt Minden gedieh

und wurde in Folge ihrer Position an der Schwelle der Porta bedeutend. Sie wurde der Mittelpunkt eines bischöflichen Fürstenthums, das am Ende so ziemlich den Hauptkern des alten Enger-Landes umfaßte, und sich wie dieser rund um die Porta herum wie um seinen Mittelpunkt ansetzte.

Dieses Bisthum empfing mehre Jahrhunderte hindurch seine Schirmvoigte, so zu sagen, direkt aus dem Munde der Porta. Jenes von mir bereits erwähnte Dynastengeschlecht der Herren von dem Berge nämlich, die sich, wie ich sagte, rühmten, von Wittekind abzustammen und die auch immer noch den Vornamen Wittekind gleichsam als ein Familieneigenthum in ihrem Geschlechte forterbten, die innerhalb der Porta am Fuße des Jacobsberges in ihrem alten „Huus tom Berge“ residirten, und alles um die Porta herum angelehnte Land, Volk und Gestein eigneten, nannte sich bis ins 14. Jahrhundert herab: „Edle Voigte des Stiftes Minden,“ und behauptete diese Schirmvogtei, bis der Letzte des Geschlechts „Otto III. von dem Berge“ sie mit sammt seiner Herrschaft durch eine Schenkung dem Hochstifte einverleibte. Viele dieser Herren vom Berge oder dieser Porta-Herren bestiegen auch selbst den bischöflichen Stuhl, und die weiblichen Mitglieder ihrer Familien pflegten die Aebtissinnen und Stiftsdamen der untern Weserklöster zu sein.

Da die Weser beim Austritt aus den Gebirgslanden durch die Porta einen höheren Grad von Schiffbarkeit, mehr Tiefe, mehr Breite und Ruhe er-

langt, so entwickelte sich in Folge dessen in dieser Pfortenstadt ganz naturgemäß sehr bald eine lebhafte Schifffahrt. Da die Landwege aus der nördlichen Ebene nothgedrungen diesen Punkt aufsuchten, um hier das Gebirge zu passiren und aus demselben Grunde die Handelswege aus dem Süden ebenfalls zu dieser Stelle zusammenneigten, um durch die Pforte in die nördliche Ebene hinauszuschlüpfen, so wurde Minden bald eine ziemlich stark bevölkerte und berühmte Handelsstadt.

Sie trat im 13. Jahrhundert in den Hanseatischen Bund, verschaffte sich mehre Privilegien, und war nach Bremen der bedeutendste Ort an der untern Weserhälfte. Die Gilde der Mindener Schiffer herrschte, so zu sagen, auf der ganzen Weser von der Porta bis Bremen. Sie erhoben auf dieser Flußstrecke Abgaben, hatten aber auch die Verpflichtung den Fluß in schiffbarem Zustande zu erhalten. Auch beanspruchten die Mindener eine freie Schifffahrt auf der ganzen Weser, die man von ihrem Wittekinds-Berge, wie ich sagte, bis in die Unterlande bei Bremen hinab übersehen konnte. Sie durften bei Bremen vorbei sogar das allerunterste Weserstück frei auf- und abwärts beschiffen.

Selbst in neuerer Zeit noch sind zuweilen Seeschiffe in Minden gebaut und von dort direkt mit Ladungen für überseeische Länder zur Wesermündung abgegangen. Die Mindener rivalisirten also in gewissem Grade mit den Bremern. Von den Zöllen auf der Weser waren sie frei, sogar vom Elsflether-Zoll. Sie

selber dagegen übten gegen alle die Porta aus- und einpassirenden Schiffe ein sehr strenges Stapelrecht aus, und stauten hier den Lauf des fremden Handelsverkehrs ähnlich wie die Porta den Lauf der Gewässer.

Daß alle diese Gerechtsame und Verhältnisse sich nur aus der geographischen Lage der Stadt im Angesichte unserer Porta entwickelten, daran ist kein Zweifel. Ja man kann am Ende alle mehr oder weniger bedeutsamen Ereignisse, welche sich in der Stadt Minden zutrugen, die Hofläger, Reichstage und Berathungen, welche einige deutsche Kaiser z. B. Konrad II., Kaiser Heinrich IV., Kaiser Karl IV. hier im Angesichte der Porta abhielten, die vielen Belagerungen und Kämpfe, welche die fast zu allen Zeiten ummauerte und befestigte Stadt bei verschiedenen Gelegenheiten zu bestehen hatte, als durch die Porta bedingte Ereigniße betrachten, und wollte ich mein Thema, die historische Bedeutung dieser Porta hier völlig erschöpfen, so müßte ich die gesammte Geschichte des Bisthums und der Stadt Minden mit in meine Entwickelung hineinziehen.

Es giebt wenige oder keine große Kriegszeiten und Stürme in der Geschichte Norddeutschlands, die nicht auch durch die Porta gestürmt wären, keine großen Feldzüge und Kämpfe, in denen nicht die Porta-Stadt Minden eine Rolle gespielt hätte.

In den Zeiten der Welfen und Hohenstaufen wurde der große Niedersachse Heinrich der Löwe, ein anderer Wittekind, in seinen Kriegen mit dem Kaiser

Rothbart wiederholt zu den Pforten von Minden und Bielefeld geführt.

Später im dreißigjährigen Kriege hatte das Heer der Katholischen Ligue längere Zeit hindurch bei der Porta und in Minden einen seiner Hauptwaffenplätze und Tilly und die Schweden und Braunschweiger rauften sich hier zu wiederholten Malen, bis denn, nachdem die Schweden hier für 10 Jahre Posto gefaßt hatten, endlich nach dem westphälischen Frieden der große Kurfürst von Brandenburg sich dieser bedeutungsvollen Position bemächtigte, in welcher seitdem die Preußen einen der Hauptstützpunkte ihrer niedersächsischen Erwerbungen besessen haben.

Im siebenjährigen Kriege im Jahre 1759 schlug ein zweiter Arminius, der gepriesene Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein Nachfolger Heinrichs des Löwen, auf dem alten Kampfplatze von Idistavisus die berühmte Schlacht von Minden, die er gegen einen zweiten Germanicus, den Gallier „Marschall von Contades“, glorreich gewann, und durch die er wie Herrmann in der Varusschlacht, das ganze Westphalen, Angrivarien und Cheruskerland, das gesammte Nordwestdeutschland von den Ueberrheinischen befreite. —

Ferdinand von Braunschweig gehört neben Heinrich dem Löwen, neben Wittekind und Arminius zu den berühmtesten Helden, welche der niedersächsische Stamm erzeugt hat, und alle diese unsere größten Feldherren haben, wie ich zeigte, die Porta in ihren Feldzugsplänen als eine wesentlich wichtige Lokalität berücksichtigen müssen.

Nebenher mag ich bemerken, daß auch Friedrich d. Gr., den man den Genannten wohl an die Seite stellen kann, sich einmal etwas mit der Porta zu schaffen machte. Er besuchte sie, und da er an einem ihrer Abhänge einen seiner alten Invaliden, einen gewissen Jacob angesiedelt fand, und dieser ihm dort selbstgezüchtete Trauben reichte, so gab der König Veranlassung, daß dieser Abhang oder Berg, der bis dahin „der Berg des heiligen Antonius“ oder abgekürzt „Tonies-Berg“ geheißen hatte, von nun an Jacobsberg genannt wurde.

Es wäre sehr natürlich gewesen, wenn auch Minden von seiner Entstehung oder Position an einer Gebirgspforte, wie mehre andere deutsche Städte, wie z. B. Pforzheim in Schwaben von seiner berühmten Porta Hercyniae, wie die Ortschaften Pforten, Pforenz, Phorta von anderen Gebirgsthoren, einen Namen erhalten hätte, der eine Anspielung auf seine Lage enthielte und wenn es z. B. etwa „Westphälisch Pforzheim“ oder ähnlich genannt worden wäre.

Indeß glaube ich fast, daß in dem Namen, den die Stadt trägt, in der That mehr Anspielung dieser Art liegt, als man gewöhnlich darin sucht. Man hat den Namen Minden sehr verschiedentlich und auf eine, wie mir es scheint, zuweilen sehr weithergeholte und gezwungene Weise abgeleitet. So bringen ihn einige Patrioten mit dem deutschen Worte „Minne“, was so viel, als Wonne, Lieblichkeit oder dergleichen bezeichnen soll, zusammen und erklären ihn als „minnige“ oder „wonnige Stadt, wegen der Anmuth der Lage.“

Andere leiten es von dem Altgermanischen Worte „Minden“ (Englisch mind sich erinnern, gedenken) ab, und behaupten, daß Minden daher diesen Namen erhalten habe, weil es als uralte Sachsenstadt so viele Gedenksteine und alterthümliche Monumente aufweisen könne. Andere wiederum erzählen, Karl d. Gr. habe nach der Versöhnung mit Wittekind zu diesem Sachsenherzoge gesprochen: „De Borg sall sin min un din“ (die Burg soll nun hinführe mein und dein sein“). Und aus diesem „min din“ Karls d. Gr. sei dann „Minden“ geworden. Mir scheint die Verwandschaft des Worts mit unserm deutschen Münden oder Mund viel näher liegend und natürlicher, als dieß Alles. Die Stadt liegt da, wo die Weser aus dem Gebirgslande in die Ebene ausmündet, und vor einem großen Bergsmunde. Diese Ableitung unterstützt noch der Umstand, daß der Name des Orts in alten Urkunden zuweilen auch in der That geradezu „Munde“ oder „Munda“ geschrieben wird. —

Wie die Handels- und Verkehrswege der Umgegend von jeher den Durchgang in der Porta gesucht haben, das verdiente wohl eine eigene Beleuchtung. Daß die Römer und auch nach ihnen Karl d. Gr., wenn sie auch keine eigentliche bleibende Kunststraße durch die Porta verlegten, hier doch schon gebahnt haben, unterliegt wohl keinem Zweifel. Denn solche Feldzüge, wie beide in dieser Richtung ins nordwestliche Deutschland unternahmen, lassen sich ohne mannigfaltigen Wege- und Brückenbau gar nicht ausführen.

Ein großer Handelsweg für den Provinzial-

Verkehr ist seit dem ersten Anfange der deutschen Handelsbewegung hier durchgegangen. Es passirte hier ein bedeutender Waaren- und Güterzug über Minden durch die Porta und dann durch das Teutoburgerwald-Thor bei Bielefeld von der Weser zum Rhein. Im Anfange dieses Jahrhunderts baute Napoleon, der nächste große Eroberer und Wegebauer nach Drusus, Germanicus und Karl d. Gr. auf dieser Linie die erste kunstgerechte steinerne Chaussee.

Und zu unserer Zeit brachen, wieder den Fußtapfen dieser großen Vorgänger und den Fingerzeigen der Natur folgend, die Eisenbahnen daselbst durch. Sie ziehen von Norden kommend am Fuße des Gebirges hin. Bei Minden wenden sie um und biegen in die Porta ein. Erst nachdem sie dieselben passirt haben, im Innern des mittleren Weserthales, spalten sie sich wieder, und ihr Hauptast geht zum Bielefelder Thore in der Richtung auf den Rhein weiter, während ein anderer Zweig in der Mitte zwischen den beiden oft genannten Gebirgen auf Osnabrück und zu dem Emsgebiete fortschießt, wohin er den alten Thalgrund verfolgt, in den vielleicht einst, ehe die Porta existirte, die Weser strömte.

Die Porta faßt jetzt innerhalb Büchsenschußbreite nicht weniger als vier oder fünf große Verkehrsbahnen, so zu sagen, in einem Bündel oder Knoten zusammen. Zuerst die breite Schiffbahn der Weser, dann eine Chaussee auf dem linken und eine zweite auf dem rechten Flußufer, und ferner die Eisenbahn zum Rhein und die Eisenbahn zur Ems, welche beide indeß hier

auf demselben Geleise liegen, und, wie ich sagte, sich erst außerhalb des Thores trennen.

Das Zusammentreffen so vieler Wege in demselben Punkte und die dadurch gebotene Gelegenheit haben in neueren Zeiten zu verschiedenen Etablissements innerhalb des Thores geführt. So haben z. B. einige Spekulanten daselbst eine großartige Dampf-Getreide-Mühle errichtet und dieselbe zwischen der Weser und der Eisenbahn so angelegt, daß man auf der einen Seite des Gebäudes das Getraide aus den Weserschiffen einnehmen und auf der andern Seite das fertige Mehl auf die Wagen der Eisenbahn ausschütten kann. Offenbar sind Etablissements dieser Art nur aus dem Zwange hervorgegangen, welchen die Berge hier den beiden Wegen, die sie zusammenführte, anthaten. —

Aus denselben Verhältnissen gingen denn auch andere industrielle Unternehmungen und Arbeiten hervor, die den Namen der Porta noch berühmter gemacht haben. Ich meine ihre schon seit den ältesten Zeiten existirenden Steinbrüche, die ein so schwer zu vertransportirendes Produkt erzeugen und in der Regel nur vortheilhaft in der Nähe von Flüssen, die eine billige Verführung gestatten, eröffnet werden können. In der Porta hatte die Natur die beste Gelegenheit dazu gegeben. Sie hatte dort die alten harten Knochen der Erde bloß gelegt und schon selber die Steinbrüche gleichsam für die Menschen eröffnet.

Vor dem Gebirgsdamm der Porta zeigt sich

zunächst eine Ablagerung von Portland-Kalk, die hier durch den Weserdurchbruch so zugänglich geworden ist, daß man ihr leicht beikommen konnte. Es ist daraus eine nicht unbedeutende Portland-Cement-Fabrik erwachsen, die gleich am Eingange der Porta liegt.

Hinter dem Portlandkalk hebt sich eine starke Bank „blauen Kalksteins“ empor. Sie ist von mehren Steinbrüchen durchlöchert, in denen sehr werthvolle Kalksteine verschiedener Qualitäten gewonnen werden. —

Während der Portlandkalk ziemlich weit zurückbleibt und am Rande des Gebirgs bloß kleine niedrige Hügel bildet, zieht sich diese blaue Kalksteinschicht ganz bis auf den Gipfel des Gebirgswalls hinauf und überdeckt alle übrigen Schichten desselben. Sie bildet den scharfen Rücken des Gebirges und fällt nach Süden zuweilen mit schroffen Absätzen hinab, die in steilen kahlen Felsenwänden in die Höhe stehen, und wie lange Gallerien längs des Bergkammes hinlaufen. Da, wo sie auf dem unter ihr liegenden Mergel absetzt, ziehen sich die hübschesten Stege und Fußpfade des Gebirges hin. Alle anderen Schichten, die noch unter dem blauen Kalke liegen, haben zwar auch ihre Brüche und steilsten Abhänge nach Süden. Doch sind diese mehr abgerundet als der Kalkstein und daher mit dichtem Walde bestanden. Freie Aussicht hat man mithin nur oben längs jener Kalkstein-Gallerieen.

Auf der linken oder östlichen Seite der Weser liegt am Wittekinds-Berge eine mächtige Ader von Eisenstein und zwar in sogenannter Oolith- oder Regenstein-Form. Man hat ihn schon seit lange ausgebeutet

und mitten in der Porta auf den schönen Weserwiesen raucht ein Hochofenfeuer, ein weitläuftiges Etablissement, zum Schmelzen dieser Metalle.

Man fängt erst jetzt an, alle in der Porta dargebotenen Gelegenheiten und Schätze zu entdecken, zu würdigen und zu benutzen. So hat man erst ganz kürzlich begonnen, die großen Massen Eisenstein-Gerölls, die vor der Pforte aufgehäuft sind, zu beachten und auszubeuten. Die Diluvial-Fluthen haben hier, und zwar auf der innern oder Südseite der Pforte, in dem Winkel bei Hausbergen jene ungeheure Masse von Kiesschutt und anderem Steingeröll bei ihrem Durchgange durch das Thor deponirt, auf die ich schon oben anspielte. In diesem Geröll, das mit Ton vermischt ist, bilden Nieren-Eisensteine einen Hauptbestandtheil. Die Stadt Hausbergen ist selbst auf diesem Gerölle gebaut. Es ist zu einem großen Labyrinte von abgerundeten und wellenförmigen Hügeln aufgehäuft, die viele tief eingeschnittene kleine Thäler oder Mulden zwischen sich haben und sich an das höhere Gebirge anlehnen, an dessen Fuße sie sich eine Stunde weit hinziehen. Auch das alte Schloß von Wittekind das „Huus zum Berge" lag auf dem Gipfel eines dieser Geröllhügel. Die Bürger von Hausbergen haben die meisten dieser Hügel bebaut, und haben sie mit Aeckern, Gehölzen, Gärten und Wiesen geschmückt. Sie nennen das Gehügel mit einem altdeutschen Worte, welches so viel, als Grasrücken bedeutet: „die Brinken." Wenn man einen Hausberger nicht zu Hause trifft und fragt, wo er sei, so

erhält man meistens zur Antwort: „In den Brinken,“ d. h. hier denn so viel, als bei uns „auf dem Felde“ oder „in den Kämpen.“ Auf dem höchsten dieser anmuthigen Hügel hat die Juden-Gemeinde von Preußisch Minden, nachdem sie, ich glaube in Folge des Festungsbaus, ihren Stadtkirchhof verloren hatte, ihre Todten gerettet. Es ist ein mitten in der Hügel-Einsamkeit reizend gelegener Kirchhof, einer der hübschesten und anregendsten Punkte bei der ganzen Porta. Von der Kirchhofshöhe aus blickt man durch das Bergthor hindurch weit über Minden und die Weserebene hinaus. Die sorgfältig gehaltenen Grabmonumente, von einer Mauer umgeben, liegen da wie eine stille kleine Bergfestung. Die Steine tragen auf der Seite, die nach Jerusalem blickt, eine Hebräische, auf der westlichen Seite eine deutsche Inschrift. Als Kirchhofs-Wächterin haben die Juden hier eine arme alte christliche Frau angestellt, die ihre zwei Ziegen das Gras innerhalb der Kirchhofsmauer abweiden lassen darf.

Wo man aber in diesen „Brinken“ die Grasnarbe und den Boden aufbricht, selbst auf dieser bedeutenden Höhe des Gottesackers der Juden, da rollen Einem wie Kartoffeln die runden aus vielen Blättern und Schichten zusammengelegten Nieren-Eisensteine entgegen. Eben jetzt waren die schon bezeichneten Hochöfen-Besitzer dabei, die Brinken, von denen sie zwischen den Häusern und Gärten hie und da kleine Parzellen angekauft haben, zu durchlöchern,

abzugraben, und die werthvollen Gerölle aus dem Grus zu sondern, zu sammeln und zu schmelzen.

Das Fossil, welches den Ruhm der Porta am weitesten getragen hat, findet sich jedoch weder in diesem Geröll an der inneren, noch in jenem Cemente an der äußeren Schwelle des Thores, sondern vielmehr in einer mächtigen Bank, die aus Sandstein gebildet, in den mittleren Partieen der Bergmassen eingekeilt ist. Diese Sandstein-Ablagerung ist schon seit den ältesten Zeiten, wenigstens so lange man mit Quadersteinen baut, von vielen Steinbrüchen durchlöchert worden. Man kann sowohl am Jacobsberge, als an dem Abhange seines vis á vis des Wittekindsberges ganze Strecken weit durch lange Gallerieen und Höhlen wandern, welche im Laufe der Zeiten unter dem Meißel und Hammer der Steinbrecher entstanden sind. Es sind zum Theil sehr alte, jetzt verlassene und schon wieder vernarbte und mit Gras und Sträuchern bewachsene Wunden des Berges, zum Theil aber große Klüfte, die noch jetzt von Leben und mühselig arbeitenden Menschen wimmeln, und in denen ein Block nach dem andern gelöst, abgekeilt, gestaltet und die Abhänge polternd zur Weser hinabgesandt wird.

Einige dieser Steinbrüche gewähren einen malerischen Anblick, namentlich die auf der Seite des Wittekindsberges. Da sind hie und da Klüfte so hoch und weit ausgearbeitet wie Dome. Zwischen ihnen sind zuweilen gigantische Mauern, als wären sie von Titanen gebaut, stehen geblieben, die nur von beiden

Seiten her von den sprengenden Arbeitern in Angriff genommen sind. Zuweilen, wo man den Stein besonders gut fand, hat man weit in den Berg hineingebrochen, während er unten stehen blieb. So haben sich hohe Terrassen gebildet, deren Plateaus von Arbeitern wie Festungswerke von Soldaten besetzt sind. Man glaubt in die Mitte von Trümmern und Ruinen großer Gebäude zu treten.

Ueber der Sandsteinschicht liegt eine Bank schwarzen schiefrigen Mergels, die den Steinbrechern viel Noth und Kummer macht. Weil sie ihn nicht gebrauchen können, nennen sie ihn „das wilde Gestein.“ Um den Sandstein frei zu legen, muß dieß wilde Gestein überall auf sehr mühselige Weise weggeschafft werden. Es bröckelt bei jedem neuen Bruche in Masse herunter und bildet im Laufe der Zeiten in den Steinbrüchen große Trümmer-Moränen. Sie haben für dieß Steingekrümel den Namen: „Kummer“ und für den Proceß des Wegschaffens derselben den technischen Ausdruck „Abkummerung“ erfunden. Um diese Abkummerung überflüssig zu machen, besonders da, wo die obere Schicht zu mächtig ist, haben sie angefangen, den Sandstein bergmännisch zu gewinnen. Dieß ist z. B. neuerdings am Jacobsberge geschehen. Bei dieser Weise arbeitet man denn tief in den Berg hinein, und läßt hie und da große Pfeiler des Sandsteins stehen, welche die Kappe des wilden Gesteins oder des „Kummers“ tragen.

Am Flusse sind beständig breite Uferstrecken mit Quadersteinen aller Größen bedeckt, die von da aus

auf Schiffen in die unteren Flußgebiete verfahren werden. Es sind darunter Blöcke von 12,000 Pfund und mehr.

Der „Porta-Sandstein“ — unter diesem Namen ist das treffliche Baumaterial weit und breit berühmt — hat eine hell bräunliche Farbe und ein ziemlich grobes Korn. Hie und da erscheinen in der Masse dichtere und dunkler gefärbte Strichelchen, Bänder, Streifen und Knoten, die zuweilen wie eingefügte und versteinerte Würmer, Conchilien oder Baum-Aestchen aussehen. Es sind Stellen, wo der Sand des Steins mit Eisentheilen geschwängert und dadurch härter wurde. An diesen eigenthümlichen Streifen ist ein Stück Porta-Sandstein selbst dem Laien sogleich erkenntlich. Auf der Oberfläche alter Bauten zeigen sich diese Streifen, die langsam verwittern, erhaben und erscheinen wie eiserne Klammern, Nägelköpfe und Knorren.

Die Masse des Porta-Sandsteins ist, so wie sie aus dem Gebirge hervorgehoben wird, etwas weich und locker, verhärtet und festigt sich aber in hohem Grade an der Luft. Sie ist daher ein sehr beliebter Baustein, paßt jedoch ihrer Grobheit wegen besonders nur zu großen soliden Bauten, zu Kirchen, Gemäuern, zu Festungs-Werken, und auch zu Wasser-, Hafen- und Brücken-Bauten und dient weniger der zierlichen Architektur oder gar der Skulptur.

Weil das Weserthal aufwärts hinreichend mit Felsen und Steinen versehen ist, so hat sich der Porta-Sandstein hauptsächlich in der weiten felsenlosen Ebene

im Norden der Porta verbreitet. Dort hat er seit Jahrhunderten fast an jedem großartigen Gebäude bauen helfen, ähnlich wie die von mir oben genannten Porta-Herren das Geschlecht der „Herren vom Berge“ in allen Kirchen und Klöstern als Bischöfe oder Aebte und Aebtissinnen saßen.

In der Stadt Minden ist natürlich fast Alles, was aus solidem Gesteine gebaut ist, eine Gabe aus dem großen Füllhorn der Porta. So namentlich die Mauern und Pfeiler ihres im 12. Jahrhunderte gebauten Domes, der den Platz des alten abgebrannten Domes Karls d. Gr. einnahm, die Bögen ihrer alten soliden Weserbrücke, die ein Hamburger im 16. Jahrhunderte baute, und von der im 19. die abziehenden Franzosen leider zwei Bogen sprengten und endlich die neuen Festungswerke und Thore, welche die Stadt umschlingen. Längs der Weser findet man weiter hin den Porta-Sandstein noch an vielen Orten und Gebäuden. Man kann unter andern auch seine eben von mir beschriebenen dunkelbraunen wurm- oder astähnlichen Striche und Eisenknorren an den Mauern des Doms von Bremen, besonders schön und alterthümlich aber an den alten Gemäuern der dortigen „Lieben Frauen Kirche“ erkennen.

Wie die Bürger von Minden und Bremen seit Jahrhunderten unter Porta-Sandsteinbogen sonntäglich zum Gottesdienste einzogen, so haben auch die Weser-Marschbewohner bis ins Butjadinger- und Wurstener-Land hinab ihre alten kleinen, dickmaurigen Kirchen, die ihnen in Kriegszeiten so oft als Festungen

dienten, meistens aus dem soliden Material, welches die Porta lieferte, gebaut. Derselbe Sandstein hat auch überall längs des Weserstromes dazu gedient, um die Bollwerke und Hafenbauten der Ufer zu festigen.

Auch das junge Bremerhafen hat in seinen Bassins und Canälen ganze Riffe von Porta-Sandstein verschlungen, so wie denn der preußische Hafen an der Jahde noch jährlich deren viele bedarf und verschreibt. Auch die jetzt fertig gewordene Eisenbahn von Bremen zur Wesermündung hat seiner zu Brücken-Arbeiten bedurft. Viele Porta-Blöcke segelten auch seit langen Zeiten zur Mündung der Weser hinaus in fremde Länder, nach Petersburg und zur Weichselmündung, wo sie in den letzten Jahren bei den großen Weichselbrücken verwendet wurden. Die Holländer kennen die Sandsteine aus der Porta und vom benachbarten Obernkirchen seit lange und nennen sie „die Bremischen Steine,“ weil sie sie durch Bremer Schiffe erhalten. Sie haben neuerdings bei Gelegenheit ihrer großen Eisenbahn-Projecte für nicht weniger als 150 Brücken, Baumaterial bei der Porta bestellt.

Es scheint fast, daß sogar der an Steinen und Felsenreiche Rhein nicht in allen Fällen für seine eigenen Bedürfnisse sorgen konnte, und daß er sich zuweilen an unsere arm gescholtene Weser wenden mußte. Die Porta hat auch die Festung Wesel, welche den Rhein schützt, mit Courtinen, Bastionen und Redouten umgeben. Doch es würde eine sehr lange Liste geben, wenn ich alle die Cathedralen, Festungen, Brücken, Schleusenwerke nennen wollte, die aus den Eingeweiden der Porta

Westphalica hervorwuchsen, und die gleichsam als ihre Kinder betrachtet werden könnten, mit denen sie den Norden überstreute.

Schade ist es, daß Niemand sich die Mühe gegeben hat, die Geschichte dieser merkwürdigen Steinbrüche unseres Weserthores zu erforschen und zu schreiben. Es wäre wohl interessant genug, wenn wir bei jedem alten Bruche des Berges die Inschriften finden könnten: „Aus dieser Höhle ging die Cathedrale von Minden“ oder „der Dom von Bremen hervor,“ oder: „Hier klaubte man Bremerhaven oder die Festung Wesel heraus.“ Kaum erkennt man noch hie und da bei einigen Stellen an dem Moose, welches jetzt die Wände bedeckt, daß hier ein sehr altes Gebäude wirklich entlehnt und weggebrochen wurde. —

Dieß wäre etwa Das, was ich über die historische Bedeutung des großen Naturwerks an der Grenze Westphalens und über seine Einwirkungen auf menschliche Dinge und namentlich auf die Angelegenheiten Niedersachsens zusammen bringen konnte. Da Nichts in der Wissenschaft, namentlich bei einem solchen Gegenstande, wie der, welcher mich hier beschäftigt, interessanter und belehrender ist, als Vergleichung, so mag ich zum Schlusse meiner Betrachtung noch einen flüchtigen Blick auf die Bodenverhältnisse einiger anderer Gegenden werfen, die mit den bei der Porta zusammentreffenden Erscheinungen einige Aehnlichkeit haben.

Unsere Weserketten lassen sich *) unter allen Europäischen Gebirgen am besten mit dem Jura der Schweiz in Parallelle stellen. Beide bestehen aus denselben Schichten, die auch in beiden in derselben Reihenfolge übereinander liegen. In beiden giebt es nur gehobene Sedimente, nichts Eruptives oder Vulkanisches. In beiden sind die großen Längenthäler ähnlich gestaltet. Nur sind diese im Jura noch zahlreicher und die Berge noch bedeutend höher gehoben. Eben so ist denn auch der Jura reicher an Querdurchbrüchen oder Bergpforten, welche dort „Klusen“ französisch: „Cluses“ genannt werden.

Wie im Wesergebirge, so sind auch im Jura diese Pforten als Durchbrüche und Auslässe von Seeen und Flüssen anzusehen. Jedoch sind die Klusen des Jura alle — und darin besteht ein bemerkenswerther Unterschied mit dem uns vorliegenden Falle — sehr enge, oft nur schluchtenartig, von kleinen und meist wilden, mehr pitoresken, als nationalökonomisch wichtigen Bergflüssen durchsetzt. Nirgends ist das Gebirge von einem großen schiffbaren Strome durchbrochen, — nirgends ist eine dieser Klusen so ganz bis auf den Boden durchschnitten, so breit geweitet, und so schön ausgeebnet, wie unsere Porta.

Es ziehen daher zwar auch Verkehrswege und Kunststraßen durch jene Klusen, doch keine so bedeutende, keine zwei- und dreifache Chausseeen, keine Eisenbahnen, wie in der Porta. Vielmehr haben die großen Heer-

*) Nach Cotta.

straßen, Marschrouten, Völkerzüge und auch die Eisenbahnen den Jura bis auf die Neuzeit umgangen.

Auch liegt zwar vor der Schwelle jeder kleinen Juraкluse ein Dörfchen oder Städtchen, die es indeß nicht zu der bedeutsamen Stellung wie unsere Porta-Stadt Minden auf unseren Wahlstätten von Idistavisus gebracht haben.

Giebt es im Jura, dem Doppelgänger unseres Wesergebirges, keine zweite Porta, so finden wir sie in anderen Gebirgen Deutschlands und Europas noch weniger, und ich darf daher wohl sagen, daß die Porta, in den Umrissen ihrer Gestaltung und in ihrer Position ziemlich einzig in ihrer Art ist. Es giebt überall unter den zahllosen Gebirgspforten etwas Aehnliches, es giebt in unserem Welttheile nichts ihr völlig Gleiches.

Nur jenseits des Oceans, in dem östlichen Theile der Vereinigten Staaten von America, in den Apalachischen Gebirgen entdeckte ich allerdings unsere Porta wieder. Auch jene Apallachen bestehen, wie unsere Wesergebirge aus mehren parallell neben einander hinlaufenden Stücken, die, obwohl sie zum Theil aus ganz anderem Material gebaut sind, eben solche einförmige, bewaldete, wenig hohe Wälle wie dieses bilden, und von eben solchen Thoren durchbrochen werden, wie sie. Die Amerikaner nennen solche Bergthore oder Querdurchschnitte „Gaps“ (Klüfte). Das Wort ist wahrscheinlich mit dem Germanischen „Gaffen“ verwandt. Gap = ein klaffendes, gaffendes Thor oder eine Pforte zum Durchgaffen. Unter diesen Gaps

sind sehr viele, welche in Bezug auf Enge und malerische Scenerien den Klusen des Schweizer Jura ähneln, und eben so viele, die in Bezug auf fast alle Umstände, auf eine wirklich äußerst frappante und merkwürdige Weise unserer Porta gleichen.

Ich möchte sagen in den Apallachen, die freilich unvergleichlich viel länger, breiter und kettenreicher sind, als unser kleines Wesergebirge, giebt es Porta Westphalicas in Menge. Der Potomac, der Delaware, der Susquehanna, fast alle die großen Ströme Pennsylvaniens und Virginiens, die auch der Weser an Größe ungefähr gleichkommen, ziehen wie die Weser, nachdem sie durch Klusen und Transversalrisse aus einem Längenthale in's andere durchgebrochen sind, schließlich in der Mitte ihres Laufs durch eine weite, flache Pforte, bei deren Anblick es den niederdeutschen Reisenden, so zu sagen, recht anheimelt, aus der Gebirgsterrasse in die breiten Ebenen hinaus, die ihnen eben so weitgestreckt bis zum Ocean vorliegen, wie die norddeutsche Haideebene unserem Weserthore.

Einige dieser Amerikanischen Portas sind in dem jetzigen unglücklichen Kriege berühmt geworden, z. B. die oft genannte Harper's Ferry. Auch liegt zwischen der Lippe eines jeden dieser Bergthore ein Amerikanisches Städtchen oder eine Stadt, wie unser Westphälisches Minden.

Da dem Gesagten zufolge unsere Porta zwar nicht in Amerika, aber doch in Europa und namentlich in Deutschland in ihrer Art so einzig da steht,

so ist es auch gewiß charakteristisch für sie, daß sie das einzige unserer Bergthore ist, dem man einen lateinischen Titel beigelegt hat. Nur die Römische Weltsprache schien unseren Geographen geeignet, der Welt den Ruhm dieses Thores zu verkünden. Die Römer selbst haben zwar sowohl anderswo, als auch namentlich in Deutschland das Wort Porta zur Bezeichnung von Bergdurchbrüchen angewandt. So nannten sie den Einschnitt im Schwarzwalde bei dem jetzigen Pforzheim: Porta Hercyniae. Des Germanicus Leute mögen auch den unsrigen schon eine „Porta," — nach Dem, was ich oben bemerkte, vielleicht Porta Herculis — genannt haben.

Nichtsdestoweniger kann die jetzige Fassung des Namens natürlich nicht von den Römern herrühren, die noch kein Sachsen und kein Westphalen kannten. Daß der Name aus dem Latein des Mittelalters, und daß er etwa, wie ich anfänglich glaubte, von den Bischöfen und Geistlichen, die sich im Angesichte des Thores niederließen, erfunden sei, ist mir durch angestellte Nachforschungen unwahrscheinlich geworden.

Bei alten Geographen, sogar noch bei Büsching findet man die Porta nur mit dem alten Namen: „der Paß bei Hausbergen" bezeichnet. Ich habe eine Menge geographische und Reise-Werke durchgesehen, habe aber den, welcher den lateinischen Namen zuerst gebraucht hätte, nicht entdecken können. In den Büchern aus dem Ende des 18. Jahrhunderts findet man ihn

aber schon häufig. Doch ist er in neuester Zeit, wo man angefangen hat, die Natur in ihren Werken mehr zu bewundern und die lange Zeit verkannten Einflüsse geographischer Gegenstände mehr zu beachten, erst recht in Schwung gekommen. —

Der lateinische Name ist jetzt der Art allen Leuten geläufig geworden, daß er fast alle einheimischen Namen verdrängt hat, und daß man sich vergebens bemüht, unter dem Volke eine populäre deutsche Bezeichnung aufzuspüren.

Ich habe selbst die Waldleute und Hirten der Loccumer Berge, die in der Ferne beständig die klaffende Porta vor Augen haben, befragt, ob sie nicht einen ächten niedersächsischen Namen für das Ding hätten. Aber sie mischten ihrem Plattdeutsch immer jenen lateinischen Titel ein. Höchstens verkürzten sie ihn wohl zu „de Pohrte.“ Und eben so ist es mit den andern Umwohnern.

Ich habe zwar häufig gelesen, daß das Volk der Umgegend sich gewöhnlich des Namens „Weserscharte“ bediene. Indeß dieser Name will mir in seiner so verständig zusammengesetzten Weise gar nicht recht volksmäßig erscheinen. Auch ist er mir bei meinen Gesprächen mit den Bauern nie in den Wurf gekommen. Die Weserschiffer und auch die Landleute im Innern Westphalens, wenn sie von dieser Lokalität reden, scheinen dabei die großartige Naturscene eben so ganz zu vergessen, wie es die alten Geographen gethan haben. Sie bezeichnen den Punkt meist noch immer, wie im Mittelalter, nur mit dem Namen des

kleinen Orts Hausbergen, der innerhalb seines Thores liegt, und sprechen z. B. nicht: „wir fuhren durch die Porta,“ sondern „wir passirten Hausbergen.“

Manche deutsche Patrioten, die Anstoß an der fremden Benennung nahmen, haben gesucht, jenen etwas matten Namen „Weserscharte“ für die „Porta“ in Schwung zu bringen. Doch gaube ich nicht, daß sie damit durchdringen werden.

II. Das Steinhuder Meer bei Rehburg.

Allgemeine Bemerkungen über die Seen des nordwestlichen Deutschlands. — Vergleich des Steinhuder Meeres mit dem Dümmer See. — Größe, Tiefe, Zu- und Abfluß, Fische und Vögel des Steinhuder Meeres. — Die „Fledderwiesen,“ „Butterlöcher“ und der „Quakboden“. — Der Römer Wall im Süden des Sees, und alte Traditionen der Anwohner. — Die Sage von den zwei feindlichen Brüdern. — Arminius und Flavius. — Frühere Verbindung des Sees mit der Leine. — Die Stadt Rehburg. — Der Frosch- und Mäusekrieg zwischen den Hannoveranern und Bückeburgern um den See. — Die Leute von Mardorf und von Steinhude. — Der „Brann-See“ und seine Dünen. — Die „Meer-Krähen.“ — Die Naturgärten in der Wildniß. — Die Bienen-Colonien am See. — Die letzten Wolfsjagden in diesen Gegenden und das „Todte Moor.“ — Das Dorf Steinhude und seine portugiesische Chokolade. — Der Wilhelmsstein.

---

1) Einige Bemerkungen über die kleinen Seen des nordwestlichen Deutschlands.

Die wunderbaren Naturkräfte, welche das Wesergebirge aus den Erdspalten hervortrieben, haben sich auch in den weiten Ebenen im Norden dieses hohen Dammes nicht ganz unbezeugt gelassen. Sie haben auch dort noch hie und da ein wenig in den Schichten der Erdkruste gewühlt, geschanzt und gegraben und einige kleine malerische Höhenzüge zu Stande gebracht, die wie verstreute Brocken, gleichsam

wie verlorene Posten oder Außenwerke, den großen mitteldeutschen Gebirgsfestungen im Süden vorliegen.

Einst, als noch das diluviale Salzwasser über unser ganzes norddeutsches Flachland bis an den Fuß der Wesergebirge brandete, lagen solche kleine Berggruppen als Inseln in diesem wüsten Meere. Manche von ihnen, die nicht so hoch waren, mochten nur Sandbänke oder Klippen in den Wogen darstellen. Auf ihren Gipfeln und an ihren Abhängen faßte zuerst ein fröhliches Thier- und Pflanzenleben Wurzel, als die Gewässer anfingen, unseren Boden zu verlassen und sich in ihre heutigen Gränzen zurückzuziehen. Es sind gleichsam die Ararats unserer Niederungen, auf denen die Arche des norddeutschen Noahs strandete, und von denen aus sich die Gesäme und Wesen über das abtrocknende Land verbreiteten.

Noch jetzt selbst erscheinen sie wie Inseln oder Oasen, wie kleine Paradiese mitten in den einförmigen Ebenen und sind als solche beliebt und berühmt bei den benachbarten Bewohnern der Haiden und Marschen, die oft zu ihren bewaldeten Gipfeln hinaufpilgern, um ein wenig Bergluft zu genießen und einiger Aus- und Fernsicht über das Dorf und die Stadtmauer hinweg ins freie Land und die weite Natur hinaus theilhaftig zu werden. —

Die waldige „Wingst“ mit dem dichten Buchenhaine „Dobrock“ an den Gränzen der Lande Hadeln und Kehdingen, der „Weiher Berg“ am Ende der schönen Wiesen des St. Jürgener Landes und am Eingange des wüsten Teufelsmoores, der „Hümmling“

in dem flachen Thale der Ems, die „Stemmerberge“ bei Lemförde am Dümmersee, das sind so einige dieser ehemaligen Riffe oder Sandbänke, die jetzt von den Provinzial-Poeten in ihren Dichtungen gepriesen und als „romantisch“ verherrlicht werden.

Unter allen diesen unsern kleinen Berg-Oasen aber zeichnet sich durch Höhe und anmuthigen Wechsel keine mehr aus, als die, welche mitten in den südlichen Partien des großen Haidelandes zwischen dem Leine- und Weserthale liegt, und die man nach den beiden berühmtesten an ihren Fuß sich lehnenden Ortschaften die Rehburger oder auch die Loccumer Hügelkette genannt hat.

Wie die anderen genannten, so bilden auch diese Höhen ein völlig isolirtes kleines Hebungs-System für sich selbst. Im Norden, Osten und Westen von ihnen streckt sich weithin ein unbegränztes Flachland. Auch im Süden sind sie durch eine freilich schmälere Ebene, welche Flüsse, Chausseen und Eisenbahnen durchschneiden, von dem Deister, dem Süntel und den Wesergebirgen getrennt.

Es ist ein etwa drei Stunden langer mehr oder weniger zerklüfteter Rücken, der, obwohl er sich nur 500 Fuß über dem Meere erhebt, doch von allen Seiten weither aus dem Lande die Blicke auf sich zieht. Er krümmt sich ein wenig in einem Halbzirkel, als wolle er eine kleine Welt für sich umfassen, und in der weiten Oeffnung seiner Krümmung ist eine breite Depression in der Erdoberfläche geblieben, welche jetzt das viel genannte Steinhuder Meer erfüllt.

Fast sieht es so aus, als habe die Natur aus diesem Loche das Material genommen, um den Bergdamm umher zu bilden. Jedenfalls stehen beide, das Seebecken und sein Höhenzug in mehrfacher Wechselbeziehung.

Eine solche Verknüpfung von Seebecken und Landeserhebung ist wie anderswo, so auch in unseren norddeutschen Ebenen eine gewöhnliche Erscheinung. So hat z. B. auch jene von mir genannte Hügelgruppe beim Lande Hadeln, die Wingst, an ihrem Fuße den durch seine Sagen bekannten Balksee. So werden auch die kleinen Höhen, auf denen das Schloß Bederkesa im Herzogthum Bremen liegt, von einem See bespült. So ist auch das Zwischenahner Meer, (das gepriesene Natur-Paradies der Oldenburger) auf seiner Nordseite von einem Kranze von Hügeln umgeben.

Am frappantesten aber gleicht die Lokalität, der wir uns hier widmen, einer andern an der Gränze des Herzogthums Oldenburg und des Königreichs Hannover, der Umgegend des Dümmer-Sees. Auch dort zieht sich ein kleiner Bergzug von etwa 4 bis 500 Fuß Höhe und von circa 3 Stunden Länge, jene schon genannten Lemförder oder Stemmer Berge in Hufeisenform um einen See herum. Der See liegt dort wie in unserm Falle auf der Nordseite des Höhenzuges, der wie unsere Rehburger Berge mit der schroffen Seite gegen den See abfällt, isolirt in der Ebene dasteht und ein kleines Berg-System für sich bildet. Das Ganze, See- und Hügelkranz, steht

auch dort in der Lemförder Gegend fast genau in demselben Abstande vom Wesergebirge, wie unsere Rehburger See- und Höhengruppe. Von den Gipfeln der Lemförder Berge genießt man eine Aussicht auf die Weserkette im Süden und auf den Dümmer-See und die großen Moore jenseits desselben, die dem Panorama, das man von unseren Rehburger Bergen genießt, ganz ähnlich ist. Es ist wunderbar, wie die Natur sich in ihren Bildungen reproducirt. Beide, der Dümmer-See und das Steinhuder Meer mit ihren Höhen, scheinen denselben Vorgängen und Begebenheiten ihre Entstehung zu verdanken, und selbst wenn wir auch nicht im Stande sind, den Zusammenhang dieser analogen Vorgänge nachzuweisen, so mag es doch interessant sein, auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, und alle die oben genannten Lokalitäten hier in Parallele zu ziehen. Wir lernen daraus, daß wir uns auch bei einem Gemälde unserer kleinen Rehburger Oase nicht mit etwas Singulärem oder Exceptionellem, welches nur eine beschränkte Bedeutung hätte, beschäftigen. Unser Blick mag dabei weiter umherschweifen und uns bei der Vergleichung erkennen lassen, daß wir einen Typus, ein Modell vor uns haben, nach welchem noch viele andere Positionen gebildet wurden.

Alles, was wir darüber bemerken werden, wird mithin auch anderweitig vielfache Anwendung finden können.

2) Allgemeines über das Steinhuder Meer.

Das Steinhuder Meer ist entschieden der größte und bekannteste unter allen den kleinen Seen, die auf der Oberfläche der Haidestriche unseres nordwestlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe verstreut sind. Er hat etwa 6 Stunden im Umkreise und bildet im Ganzen die Figur eines ziemlich regelmäßigen Ovals, das von Westen nach Osten fast doppelt so lang ist, als von Norden nach Süden. Er ist nicht von großer Tiefe. Seine tiefsten Stellen steigen nur bis auf 19 oder 20 Fuß unter die Wasseroberfläche hinab, und als durchschnittliche Tiefe mag man etwa 10 Fuß annehmen.

Er hat jetzt sehr wenig oberflächlichen Zufluß. Der größte Bach, der in ihn ausmündet und der von den Rehburger Bergen herabkommt, ist kaum anderthalb Stunden lang. Nur von der kleinen nordöstlichen Abdachung dieser Berge empfängt er das wenige dort abfließende Regen- und Quellwasser.

Es ist aber wahrscheinlich, daß er einstmals einen viel größeren Fluß in sich aufnahm, nämlich die Leine, die jetzt in einigem Abstande bei ihm vorüberschleicht. Auch mag er unterirdische Quellen und vielleicht sogar noch heutzutage einen versteckten Zusammenhang mit der Leine haben. Ein kleines unschiffbares Gewässer, der sogenannte „Meerbach“, fließt aus ihm nach Norden ab und mündet in die Weser bei Nienburg aus. Der See liegt also zwischen der Leine im Osten

und der Weser im Westen sehr isolirt und vereinsamt, außer aller bedeutungsvollen Verbindung.

Seine nächsten Ufer sind im Ganzen eben so flach und niedrig, wie sein ganzes Becken. Im Osten greift er in ein großes Moor hinein, das auf unsern Karten den Namen „das todte Moor“ trägt, an Ort und Stelle selbst aber gewöhnlich unter verschiedenen Benennungen bekannt ist, welche von den Dörfern hergenommen sind, denen die Moorstriche gehören. Im Westen ist er von Wiesen, Sümpfen und zum Theil bewaldeten Brüchen umgeben, die hart am See selbst sich fast überall zu völlig ungangbaren, schwankenden und auf dem Wasser schwimmenden Moos- und Grasstrichen verlaufen. Nur in der Mitte seiner Längenerstreckung, sowohl im Norden, als im Süden sind die Ufer etwas höher, trockner, bewohnbarer und des Anbaus fähig.

Im Norden bespült er eine kleine Dünenkette, die hier auch ein etwa 25 Fuß hohes sandiges Vorgebirge bildet, das unter dem Namen „der Schwarzen Berge“ bekannt ist. Der Ort, Mardorf genannt, der jetzt seine Aecker und Besitzungen auf diesen Dünen hat, liegt aber auch nicht hart am See, vielmehr etwa eine Viertelstunde von seinem Ufer entfernt. Im Süden kommt ein hoch über dem Wasser erhabener und fruchtbarer Lehmstrich ganz nahe zum See heran und bildet feste Ufer. Hier liegt denn hart am Wasserrande der Ort Steinhude, das einzige Dorf, das sich in dem Wasserspiegel beschaut. Es ist begreiflich, daß dieser von ihm seinen Namen erhielt.

Man möchte den See dem Gesagten nach fast ein „todtes Meer“ nennen. Doch verdient er diesen Namen in sofern wieder nicht, als ihn das Thierreich nicht meidet. Er ist vielmehr sowohl fischreich als auch von vielen Gattungen von Vögeln belebt. Seine Barsen sind äußerst schmackhaft, und seine Aale wegen ihrer Größe weithin berühmt. Schaaren von Möven, hier am See „Meerkrähen“ genannt, tummeln sich beständig in den Lüften über seinen Wellen, so wie ihn die wilden Enten, Gänse und Schwäne auf ihren Wanderungen besuchen.

Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Prinzen Wilhelm von Bückeburg eine künstliche erwachsen, die aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt wurde und nun das kleine Fort Wilhelmstein auf ihrem Rücken trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedlung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog, bildet gleichsam das Auge des Sees. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Gebäulichkeiten, Bäume und Gärtchen bringen einiges Leben und Wechsel in den sonst einförmigen Spiegel des Wassers.

Wie die Dörfer und ihre freundlichen Ackerfluren, so ziehen sich, und zwar in noch weiterem Kreise, die Städte und die großen Heerstraßen von dem öden Wasserbecken zurück. Neustadt, Wunstorf, Hagenburg, Rehburg liegen rund um den See und seine Moräste in einem Abstande von ein bis zwei Stunden herum, und eben so schwingen sich die Chausseen und Eisen=

bahnen um den ganzen Moor- und Waldstrich schon von Nienburg in einem weiten Halbkreise herum, dessen Mitte der See mit seinem Hügelkranze einnimmt.

Dort nach Norden, nach Nienburg hin setzt sich die wenig bewohnte Haide-, Moor- und Waldgegend am weitesten, etwa 5 Stunden weit, fort. Der „Grinder Wald", der „Hüttenbruch", das „Moor von Schneeren" sind die Namen von einigen Lokalitäten in dieser Richtung. Nach Süden und Westen hin ist die Wüstenei schmäler und hört bald in den lieblichen Höhen und Thälern des Rehburger Bades auf.

Auf das Klima dieser Berge, denen er nach Norden und Osten hin zu Füßen liegt, soll der See mit seinen Wasserdünsten einen sehr wohlthätigen und mildernden Einfluß üben. Er soll den kalten Nord- und Ostwinden ihre Schärfe nehmen und ihm vornehmlich soll die Luft dieser Berge und ihres berühmten Curorts diejenigen wohlthätigen Eigenschaften verdanken, welche den Brustkranken den Aufenthalt dort so angenehm und heilsam machen. Ohne die feuchten Nebel des Steinhuder Meeres, das man schon einige Male abzuzapfen und auszutrocknen gedroht hat, würde es in den Rehburger Bergen, so versichert man, weder die frischen Kräuter, welche dort die Ziegen zu Milch und Molken verarbeiten, noch eine Molkenkur, noch ein Bad Rehburg mehr geben.

Ohne den See würde auch die Landschaft umher und die Aussicht von jenen Bergen ihre vornehmste Zierde einbüßen. Denn so reizlos er an und für sich selber ist, so dient er doch durch den Gegensatz den

Bergen zum Schmuck. Gern schweift das Auge von den Höhen über den glatten blanken Spiegel hin und erfreut sich des Anblicks seines Farbenwechsels, seiner Wellen und Nebelspiele. Ja, die Phantasie schöpft sogar Unterhaltung aus dem mysteriösen Dunkel seiner in der Ferne aufdämmernden Moräste und Wälder.

Die politische Herrschaft über das „Meer“ und seine Anlande theilen jetzt zwei Staaten, von denen jeder etwa die Hälfte des Uferumfangs besitzt. Hannover die nördliche und Schaumburg-Lippe die südliche Hälfte. Auch das kleine Gebirgs-Hufeisen haben sie unter sich zu gleichen Stücken getheilt. Doch beansprucht die südliche Macht Lippe-Schaumburg, auf gewisse alte Verhältnisse und Verträge gestützt, die ganze Herrschaft über den See selbst, „so weit das Wasser reicht“, und seine Unterthanen, die Steinhuder, sind auch seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag im ausschließlichen Besitz der Fischereien und der Schifffahrt auf dem Meere, auf dem die Hannoveraner nicht ein einziges Schiffchen oder Boot unterhalten. Eben so haben die Bückeburger allein den See militärisch besetzt, durch die Kanonen und die kleine Mannschaft jenes von mir genannten Forts Wilhelmstein.

Die Hannoveraner aber haben schon mehre Male, zuletzt bei dem Tode des letzten Fürsten von Bückeburg, gegen diese Zustände protestirt. Sie ziehen von dem Kirchthurme der Stadt Neustadt im Osten des Sees bis nach dem Kirchthurm des Dorfes Winzlar im Westen eine Linie, die den See in zwei ungefähr

gleiche Theile halbirt, und nehmen alles Wasser im Norden dieser Linie und seine Fischereien, Gelegenheiten und Berechtigungen für sich in Anspruch. Sie haben in den letzten Jahren es versucht, sich durch eine militärische und heimlich bei Nacht ausgeführte Demonstration mit Gewalt in Besitz dieser Linie zu setzen. Die Bückeburger haben aber darauf mit einem eben so feierlichen, gewaltsamen und bei hellem Tage ausgeführten Gegenprotest geantwortet.

Dieser Streit um den See zwischen seinen nördlichen und südlichen Anwohnern scheint schon uralt zu sein. Fast zu allen Zeiten gab es im Süden andere Mächte und Bewohner verschiedenen Stammes. Im Mittelalter ging von den Wesergebirgen her der „Gau Buki" (Bückeburg) und die darauf gebaute sehr alte „Grafschaft Schaumburg" bis zum Südufer des Sees heran, während das Norduser zu der Grafschaft Welipe", dann zum „Fürstenthum Kalenberg" und zu „den Lüneburgischen Landen" gehörte.

Ja schon zur Zeit von Christi Geburt scheinen zwei alte germanische Stämme, die von den Römern sogenannten Angrivarier und die Cherusker, hier am See ihre Gränzen und ihre Gränzstreitigkeiten gehabt zu haben. Noch heutiges Tages existirt ein auffallender Contrast zwischen dem Menschenschlage im Süden des Sees, „den Bückeburgern" und dem im Norden, „den Kalenbergern".

3) Rundreise um den See.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen über das Steinhuder Meer geht nun zwar hervor, daß es nicht zu den sogenannten „romantischen“ oder „pitoresken“ Seen gerechnet werden kann. Einem Dichter oder Maler scheint es nur eine geringe Ausbeute zu verheißen. Die meisten Besucher des kleinen Rehburger Berg-Paradieses begnügen sich daher auch damit, den Wasserspiegel und seine wechselnden Farben- und Nebel-Spiele aus der Ferne zu beobachten.

Aber es ist wunderbar, wie alle Naturgegenstände, selbst die auf den ersten Blick reizlosen, an Interesse gewinnen, wenn man sie einer näheren und eingehenderen Betrachtung würdigt. Ich bereue nicht, eine kleine Fußreise rings um das Steinhuder Meer ausgeführt zu haben. Ich erntete dabei vielfältige Unterhaltung und Belehrung und will es versuchen, dem Leser in einer kurzen Schilderung meiner Wanderung Einiges von jener Ernte mitzutheilen.

Hart an den Ufern des Sees selbst ist ihrer überaus sumpfigen Beschaffenheit wegen eine solche Rundreise kaum überall möglich. Man findet die gangbaren Pfade, wie ich sagte, nur in einigem Abstande. Man muß hie und da stundenweit die Moräste umwandern und kommt auch nur so zu den Wohnsitzen der Umwohner, welche die auf den See sich beziehenden Einrichtungen, Traditionen und Sagen bewahren. Und doch darf man es nicht unterlassen, dann und wann auch wieder von diesen entlegenen Orten aus die Moräste und Waldungen

quer zum See hin zu durchschneiden, um sich von ihrer Beschaffenheit zu überzeugen, und sich ein Bild von der Natur der Ufer und von ihren wechselnden Verhältnissen zu machen.

---

4) Die Fledderwiesen am See.

Es war gerade das Aegidienfest als ich eines schönen äußerst freundlichen September Morgens von den anmuthigen Höhen des Rehburger Bades aussetzte, um meine kleine Reise auszuführen, und dieß ist hier zu Lande ein bedeutungsvoller Tag. „Um Aegidii kommt der Hirsch in die Brunst.“ Und hat dieser Heilige schönes Wetter, dann — „steht es so lange, als der Hirsch in der Brunst bleibt“. Sie sagen in ihrem Sprichworte: „Wie der Hirsch in die Brunst kommt, so geht er auch wieder hiuaus, kommt er naß hinein, so kommt er auch naß wieder heraus“, d. h. es regnet vier Wochen lang. „Kommt er aber trocken hinein, so kommt er auch trocken wieder heraus“, d. h. es bleibt die ganze Brunstzeit hindurch schön Wetter. Ich hatte also doppelt Ursache, mich des heutigen Sonnenscheins zu freuen, da er mir nicht nur eine heitere Gegenwart, sondern auch die Aussicht in eine lange dauernde wolkenlose Zukunft gewährte.

Ich folgte dem Laufe des Wassers, das von jenen Höhen herabfließt, und kam mit ihm, indem ich im „Mastbruche“, einem schönen Eichenwalde, hinabging, zunächst zu den Partien im Westende des Sees, wo tief in der Niederung und hart an den Gränzen

des sandigen Gebirgsfußes und des breiten Wiesen=sumpfes das Dörfchen Winzlar liegt. Ehemals, so heißt es, stand diese kleine Ortschaft höher am Berge hinauf. Der dreißigjährige Krieg soll die Behausungen des alten Dorfes zerstört und die flüchtigen Bewohner zu der neuen Ansiedlung in der Niederung und dem Bruche gezwungen haben. — Sie haben nun dort auf der einen Seite am Fuße des Berges hinauf ihre Felder und Ackerfluren, und auf der andern Seite zum See ihre weitgestreckten Viehtriften, Wiesen und Brüche.

Diese sind zuerst noch mit Bäumen und Gebüschen besetzt, zwischen denen das Vieh in einem nie aus=trocknenden Moraste watet. Weiterhin nach dem See zu werden die Bäume und Büsche seltener, und am Ende klärt sich Alles zu einem freien, mit dem See verschmelzenden, und mit dem Wasserspiegel in dem=selben Niveau liegenden Wiesen=Teppich ab, und nun schweifen die Blicke frei und weit über das zwei Stunden lange Steinhuder Meer dahin.

Anfänglich bieten die kahlen Wiesen noch einen guten Graswuchs und einen festen Untergrund dar. Weiter seewärts werden sie immer schilfiger, moosiger und schwankender. Zuweilen läuft man über kleine Strecken eines schwammartigen Moosfilzes, der indeß wieder mit gut begrasten Strichen vermischt ist. Immer deutlicher gewahrt man, daß der Boden unter den Füßen zu schwanken und zu zittern beginnt, und am Ende wandelt man nur noch auf einem dünnen Gras=teppich, welcher Wasser unter sich hat und auf dem See selber schwimmt. Einige hundert Schritt weit

vom Wasserrande wird endlich dieser schwimmende Filz so dünn, daß er unter den vorsichtigen Tritten des Wanderers Wellen schlägt, wie ein im Winde wallendes Tuch. Ein Hund, der mich begleitete und ganz bis ans Wasser hinanlief, verschwand zuweilen zur Hälfte seiner Figur hinter diesen Bodenwellen.

In derselben Weise, wie ich es hier zum ersten Male bei Winzlar sah, gestalten sich alle die westlichen Ufer des Sees von Steinhude an bis nach dem gegenüberliegenden Mardorf auf einer Strecke von fast drei Stunden. Ueberall ist hier das Land, so zu sagen, über den See hinübergewachsen und schwimmt auf ihm gleichsam wie ein an der Küste befestigtes Floß.

„Fledder-Wiesen“ oder „Quäfboden“ sind die landesüblichen Namen für diese eigenthümliche Bodenbeschaffenheit. Der erste Name ist von dem plattdeutschen Worte „Fledde“ abgeleitet, das so ziemlich in ganz Niedersachsen für sehr niedriges wäßriges Wiesenland in Gebrauch ist. Er stammt ohne Zweifel von dem plattdeutschen „fleten“ (= fließen, schwimmen) her. Der zweite Name „Quäf-Boden“ hängt wahrscheinlich mit dem andern plattdeutschen Worte „quabbeln“ (= schlottern, beben, zittern) zusammen, wovon auch der Ausdruck „Quabbe“ (d. h. die Wamme oder die schlotternde Haut an der Kehle des Rindviehs) abgeleitet ist. Auch im Osnabrückschen benennen sie moosigen, unfesten Boden mit dem verwandten Ausdrucke „Quäbbe“.

„Fledder-Wiese“ mag demnach mit „schwimmender

Wiese“ und „Quäfboden“ mit „bebendes Erdreich“ übersetzt werden. Der „Quäf-Boden“, auch wohl „Meer-Mudde“ genannt, der sich unter den Fledder-Wiesen befindet, ist ein sehr feiner, dünner und fetter Schlamm, das Residuum aller in dem Wasser verfaulenden, vegetabilischen und thierischen Substanzen. Der See „fleddert“ (schlemmt oder spült) ihn unter die Wiesen hinunter.

Um diesen befruchtenden Schlamm nutzbar zu machen, haben die hiesigen Seeleute ein eigenthümliches Verfahren erfunden, was dem sogenannten „Kuhlen“, „Wühlen“ oder „Kleien“, wodurch unsere Marschbewohner den fetten Untergrund nach oben bringen, einigermaßen ähnlich sieht. Sie graben runde Löcher in den Teppich der schwimmenden Wiesen, fahren mit langen Stäben, an denen Querhölzer befestigt sind, in diese Löcher hinein, rühren darin ein wenig herum und auf und ab wie mit dem Quirrel in einem Butterfasse, holen dann den Schlamm, der sich auf den Querbrettern ansetzt, nach oben und düngen damit ihre Wiesen. Sie nennen diese Operation das „Buttern“ des Quäfbodens und auch jene Löcher nennen sie „Butterlöcher“. Zuweilen ziehen sie dabei aus diesen Butterlöchern auch die schönsten Aale hervor, die sich gern „in dem Quäf“ verkriechen.

Die ganze Oberfläche der Fledderwiesen ist mit solchen Butterlöchern gespickt, die mit der Zeit wieder ein wenig verwachsen und daher das Wandern für den Fremden gefährlich machen. Schon mancher arme Jägersmann hat bei den Jagden, die zuweilen an

den Ufern des Sees angestellt werden, sein Leben in einem solchen Butterloche eingebüßt. Die Eingeborenen, wenn sie beim „Buttern“ oder bei der Heuernte beschäftigt sind, binden wohl Bretter unter die Füße, um der Gefahr des Durchbrechens vorzubeugen.

Sie „buttern“ gewöhnlich im Herbst und im Frühling, und ihre Fledderwiesen werden dadurch oft so schön, „daß zwischen zwei Butterlöchern wohl ein halbes Fuder Heu wächst“. Je trockener der Sommer ist, desto mehr „Meer-Mudde ernten sie. Auch ist die Ergiebigkeit dieser Ernte je nach der Richtung des herrschenden Windes verschieden. Bei Südwestwind, der von der Gegend der Fledderwiesen seewärts hinausbläst, wird sie vermindert. Die Fledderwiesen werden dabei dünner. Der Nord- und Ostwind dagegen, der über die ganze Länge des Sees streicht, treibt eine größere Menge Schlamms unter die Wiesen und „die Butterlöcher geben dann reichlicher aus.“

Ist der Wind aber ungestüm, so werden dann auch die Wiesen selbst wohl beschädigt und ihr schwimmender Teppich zerrissen. Fast bei jedem Sturme werden mehr oder weniger große Stücke von ihnen abgelöst, und in den See hinausgetrieben, oder nach einer andern Ufergegend hingeführt.

---

5) Der Römer-Wall bei Winzlar.

Eben so merkwürdig, wie dem National-Oekonomen durch die Fledderwiesen und Butterlöcher-Wirthschaft wird die Gegend bei Winzlar dem Historiker durch die hier noch sichtbaren Ueberreste eines uralten Menschenwerks und die sich daran knüpfenden Traditionen.

Wie einst das Steinhuder Meer durch die frühere Einmündung des Leineflusses, auf die ich schon hindeutete und nachher zurückkommen werde, in viel großartigerer Verbindung mit unseren deutschen Wasserstraßen stand, als es jetzt der Fall ist, so war es auch bei den politischen Strömungen und Stürmen unserer Geschichte einstmals auf eine weit ruhmvollere Weise betheiligt, als durch jenen modernen Frosch- und Mäusekrieg zwischen Hannover und Bückeburg, von dem ich weiter unten noch etwas berichten werde. Denn es scheint von den meisten Historikern zugegeben, daß der von Tacitus erwähnte „Palus“ (sumpfige See), an dessen Ufern die alten Germanen des Arminius im Jahre 16 p. C. N. nach der hitzigen Schlacht bei Idistavisus den Legionen des Germanicus ein zweites blutiges Treffen lieferten, eben nichts anders als unser Steinhuder Meer gewesen sei.

Mag nun jene große Schlacht bei Idistavisus, wie Einige wollen, südlich von der Porta Westphalica auf dem Felde zwischen Hameln und Rinteln oder, wie Andere glauben, im Norden des besagten Gebirgsthores in der Ebene bei Petershagen geschlagen sein,

so ist es doch ausgemacht, daß die große Bruchgegend, in welcher sich unsere Vorfahren nach jener Schlacht abermals festsetzten, von Tacitus als nordwärts von dem Schlachtfelde liegend bezeichnet wird und daß wir in dieser Richtung eben keinen anderen großen „Palus“ finden, der den zurückweichenden Germanen zum Bollwerk und Schutzwehr gegen die Reiterei und das schwere Fußvolk der Römer hätte dienen können, als eben das Steinhuder Meer mit seinen „Brüchen“, Wäldern, seinen „Fledderwiesen“ und seinem „Todten Moore.“

Die Deutschen waren in solchen Terrain-Beschaffenheiten, an denen ihr Land Ueberfluß hatte, aufgewachsen und heimisch, und als sie bei Idistavisus zurückweichen mußten, war nichts natürlicher als eine Festsetzung in einem Distrikte dieser Art. Auch die leichtfüßigen Indianer Nordamerikas haben immer gern die Artillerie und Cavallerie der Europäer in Sümpfe verlockt.

Wie die Indianer, wie alle städtelosen Wilden, mochten die Bewohner der norddeutschen Ebene die Brüche und Moräste ihres ebenen Vaterlandes seit ältesten Zeiten als ihre natürlichen Burgen und Zufluchtsstätten betrachtet haben. Wahrscheinlich hatten sie dieselben auch schon in ihren eigenen inneren Kriegen unter einander zu demselben Zwecke benutzt und hatten sie dann auch noch mit aufgeführten Verschanzungen und Wällen gegen ihre Widersacher befestigt. Wir finden noch jetzt mehre unserer Marschen an der Elbe und Weser mit solchen Erdwerken

umgeben, welche die Schutz- und Gränzwälle zwischen den Marsch- und Geestbewohnern und zugleich ihre Schlacht- und Raufplätze waren.

Es ist wohl kaum denkbar, daß die Deutschen bei ihrem Rückzuge von Idistavisus Zeit hatten, einen großen Vertheidigungswall am Rand ihrer Sümpfe aufzuführen. Wahrscheinlich bestand hier schon längst ein Gränzwall zwischen den beiden benachbarten Nationen, den Angrivariern im Norden und den Cheruskern im Süden, ein Werk der Vorzeit, das bei jener Gelegenheit von beiden gegen die Römer benutzt wurde. Es erstreckt sich dasselbe — „der Angrivarische Wall" genannt — von den südlichen Ufern dieses Sees aus, rings um sein Südende und seine Moräste herum in westlicher Richtung bis zur Weser bei Stolzenau. Auf dieser ganzen Linie von Hagenburg, über Winzlar, Rehburg, Leese bis Stolzenau, längs deren die zweite große Schlacht gegen die Römer im Jahre 16 n. C. G., der Schlußkampf des Feldzugs des Germanicus gegen den Arminius, geschlagen wurde, findet man noch heutiges Tages römische Werkzeuge, Waffen und Utensilien. In allen den genannten Orten findet man kleine römische Museen oder Antiquitäten-Sammlungen bei den Pfarrern und andern Liebhabern. Auch bewahrt dort überall noch das Volk die Erinnerung oder doch wenigstens die Tradition an die großen Ereignisse der Vergangenheit.

Der Römer Tacitus behauptet zwar, daß Germanicus sowohl bei Idistavisus als auch bei dem Angrivarischen Wall und bei dem großen „Palus"

(dem Steinhuder Meer) den Arminius besiegt habe. Jedenfalls aber sind es wohl solche Siege gewesen, wie sich der Sieger deren nicht mehre wünscht. Sie waren schwierig, blutig und mit großen Verlusten für die Römer verbunden.

Von dem Kampfplatze bei Idistavisus wichen zwar die Deutschen ein wenig — bis zu den Steinhuder Sümpfen — zurück. Nach dem Kampfe bei diesen Sümpfen aber, wo Germanicus sich ebenfalls rühmte, das Schlachtfeld behauptet zu haben, erwähnt der römische Geschichtschreiber keines abermaligen Rückzugs der „Barbaren." Vielmehr sagt er, daß, da der Sommer nun zu Ende gewesen, Germanicus sich selbst zur Heimkehr angeschickt und auch bald darauf seine Armee wieder westwärts zum Rhein zurückgeführt habe.

Wäre der Sieg sehr entschieden gewesen, so würde dem Germanicus das Ende des Sommers wohl nicht sobald eingefallen sein und seine Römer auch das Heimweh nach dem Rheine nicht so schnell angewandelt haben. Wir würden wohl etwas von Friedensunterhandlungen hören und von deutschen Gesandtschaften zur Unterwerfung, so wie vermuthlich auch von Winter-Standquartieren und von Anlegung von Befestigungen zur Behauptung der besiegten Völker und Länder. Und auf alle Fälle würden die Römer, wenn ihre große Razzia unter Germanicus so vollständig gelungen wäre, wie er und seine italiänischen Geschichtsschreiber es uns glauben machen möchten, dieselbe im folgenden Jahre wohl wiederholt haben.

Aber es ist eine ausgemachte Sache, daß die Römer, nachdem Germanicus sie mit großen Schwierigkeiten und schweren Verlusten zum Rhein und nach Gallien zurück gebracht hatte, nicht wieder in diesen Gegenden erschienen sind. Nach den Schlachten von Idistavisus und am Steinhuder Meer drang kein römisches Heer wieder in die norddeutsche Ebene hinaus. Sie waren trotz dem, daß die Römer mit Mühe die Wahlstatt behaupteten, die schließlichen Befreiungs- und Rettungskämpfe des nordwestlichen Deutschlands. Und namentlich müssen wir dieser merkwürdigen Gegend am Steinhuder Meer den Ruhm vindiciren, daß sich in ihren Brüchen und Sümpfen die letzten Kraftäußerungen und Schläge des starken Arms der Römer brachen und erlahmten.*)

Die Zeit hat zwar den größten Theil jenes berühmten Walles, an dem sich solche denkwürdige Ereignisse zutrugen, wieder zerstört. Einige Partien mögen im Sumpfe wieder versunken oder sonst durch Regen und Wind verwischt oder vom Vieh zertreten, andere bei hundert Gelegenheiten durch Grabscheit und

*) Die Patrioten und Anwohner des eben von mir genannten Dümmer Sees nehmen diesen Ruhm für ihre Localität in Anspruch. Und die bei Damme und Lemförde gefundenen römischen Antiquitäten und andere Umstände machen es wahrscheinlich, daß auch dort damals gekämpft wurde. Vermuthlich war es aber keine der beiden Hauptschlachten, die dem Tacitus zufolge Germanicus damals den Deutschen lieferte, sondern nur eine Fortsetzung des Kampfes beim Steinhuder Meer, ein solches Gefecht, wie die Römer deren damals auf ihrem Rückzuge von der Weser zur Ems und zum Rheine noch mehre zu bestehn hatten.

Ackerpflug abgetragen und ausgeebnet worden sein. An mehren Stellen aber haben sich noch deutlich erkennbare Ueberreste davon erhalten. Und so denn namentlich auch bei besagtem Dörfchen Winzlar, gleich hinter seinen Ackerfluren nach dem See zu. Es zieht sich dort am Rande des Bruchs ein mehrere Fuß hoher Erddamm hin, der durch seine Beschaffenheit, durch die Gleichartigkeit seiner Breite und Böschung, so wie auch dadurch, daß er durchweg aus Sand besteht, während zu beiden Seiten und unter ihm sich Morasterde findet, deutlich genug zu erkennen giebt, daß er von Menschenhänden aufgeführt wurde, und den man allgemein, als einen jener Reste des „Angrivarischen Walles“ bezeichnet. Die Bauern nennen ihn jetzt den „Rehdamm.“ Einige behaupten, es solle eigentlich „Römer-Damm“ heißen, von dem dieses „Rehdamm“ nur eine Verstümmlung sei. Die Leute an Ort und Stelle selbst aber meinen, der Name sei daher entstanden, daß sonst wohl die Rehe der Bruchwaldungen aus den Sümpfen hervorgekommen seien, um auf dem trocknen Damme herumzustehen, dort sich zu sonnen und zu grasen.

Wie im Felde der Wall der Angrivarier noch nicht gänzlich vernichtet ist, so scheint auch im Gedächtniß des Volks noch nicht alle Tradition über die mit ihm verknüpften Ereignisse erloschen zu sein. Vielmehr fand ich in Winzlar Leute genug, die für die Sache einen offenen Sinn hatten, die mich gern zur Besichtigung ihres „Rehdammes“ geleiteten und die mir unterwegs so Mancherlei erzählten, was ich

zum Theil wenigstens wohl als eine mehr oder weniger entstellte Reminiscenz aus alter Zeit, als eine alte dem Gedächtniß des Volks eingeprägte, obwohl stark verwischte Runenschrift glaubte betrachten zu dürfen.

Es giebt zwar jetzt in jedem Winkel so viele kenntnißreiche Schulmeister und Pfarrer und daneben auch so viele Halbgelehrte, die ihre Kunde aus den Büchern schöpfen und den Anderen daraus dociren und man weiß daher oft Das, was später durch diese Lehrer aus den Büchern unter das Volk zurückgekommen ist, von Dem nicht zu unterscheiden, was ursprünglich aus erster Quelle abgeleitet und bis zu den Urväterzeiten hinaufgehende Ueberlieferung sein mag. Dem Alterthümler geht es da oft, wie dem Geologen, der auch bei der Untersuchung von Depositen und Niederschlägen in manchen Fällen nicht zu entscheiden vermag, ob er sie als Resultat uralter oder ganz moderner Begebenheiten betrachten soll.

Wahrscheinlich hat man diejenigen Erzählungen, die am allerunbestimmtesten lauten, und die am wenigsten mit solchen Namen, wie sie bei Tacitus und in unseren Geschichtsbüchern vorkommen, vermischt sind, sogar vielleicht einige historische Unrichtigkeiten vorbringen, für die ältesten und ächtesten zu halten. Für eine Ueberlieferung dieser Art möchte ich nun die Geschichte von „zwei feindlichen Brüdern“ halten, mit der die Leute von Winzlar sich herumtragen und die ohne weitere Beziehung sonst nichts besagt, als „daß hier in der Gegend einmal zwei Brüder existirt hätten,

die sich gegenseitig befeindeten und bekämpften.“ Mir fielen dabei Arminius, der deutsche Patriot, und sein Bruder Flavius, der romanisirte Abtrünnige ein, die sich bekanntlich beide in den Schlachten mit Germanicus einander gegenüberstanden. Solche Dinge wie Bruderfeindschaft pflegen dem Volke besonders zu imponiren, und es bewahrt die Erinnerung an dergleichen oft zäher, als an Anderes. Die Winzlarer Erzählung setzt freilich, was in Bezug auf Arminius und Flavius historisch unrichtig ist, hinzu, daß die beiden feindlichen Brüder sich gegenseitig getödtet hätten und in einem und demselben Grabe bei Winzlar begraben lägen. Doch so etwas mochte später hinzugedichtet werden. Dieselbe Sage von „zwei feindlichen Brüdern“ existirt auch bei Leese, einem Orte am andern Ende dieses Gränzwalls. Auch dort erzählt das Volk eine solche sehr unbestimmte Geschichte von zwei feindlichen Brüdern, die bei Leese miteinander gestritten hätten.

Auch meinen guten Leuten am Steinhuder Meer, die mit mir waren, wenn sie auch sonst nicht viel von den Schlacht-Details von Idistavisus wußten, schien doch die von Tacitus erwähnte Scene der Begegnung des Hermann und seines einäugigen Bruders Flavius während des Kampfes unvergeßlich gewesen zu sein. Einer meiner Begleiter erzählte mir, wie Arminius der „König der Rusker“, (so nannte er die Cherusci der Römer), als er seinen Bruder unter den Römern bei Petershagen erkannt und erblickt habe, von Zorn entbrannt sei und wie er ihm „durch ein Sprachrohr“ zürnende Worte zugerufen und ihm bittere

Vorwürfe gemacht habe. „Du Verräther deines Vaterlandes! Du Spijohn Du!“ sagte er, so habe Herrmann geschrieen. „Ein Auge hast Du schon verloren, zur Strafe dafür, daß Du bei den Italiänern gewesen bist und ihnen Alles verrathen hast. Jetzt sollst Du uns aber mit Deinem Leben büßen.“ Und in dieser Weise habe er, so behauptete mein Winzlarer, noch lange weiter gescholten. Sie erzählten mir auch von großen und starken Menschenknochen, die man in Menge in den Bruchwiesen bei Winzlar gefunden habe, so wie auch von vielen Aschenkrügen, die sie in der Nähe des „Rehdamms“ zuweilen ausgrüben. Es sei kein Wunder, meinten sie, denn die römische Cavallerie müßte hier ja in hellen Haufen in den Sümpfen, in den Fledderwiesen und in den Butterlöchern versunken sein.

Es ist wohl möglich, daß diese noch wenig durchforschten Sümpfe, die fast nur von dem Vieh, welches darin herumtrabt, aufgewühlt werden, noch viele interessante Reliquien auf ihrem Grunde bergen. Vielleicht werden die jetzt hier eindringenden Verkoppelungen und Auftheilungen der Gemeinheiten, und die dabei nöthig werdenden Gränz- und Ableitungsgräben uns noch Manches davon an den Tag bringen.

Weiterhin bei Leese, sagten meine Leute, fände man in dem Walle kleine viereckige Verschanzungen wie Bastionen, alle 300 Schritte eine und jede 8 Ruthen im Quadrate. In diesen Quadraten, meinten sie, was mir allerdings wenig wahrscheinlich erschien, hätten die Deutschen ihre Weiber und Kinder gehabt

und hätten gegen die römische Reiterei „Fällt's Bajonet“ mit ihren Lanzen gemacht.

Auch hier bei Winzlar etwas seitwärts vom „Rehdamm“ oder Römerwege mitten im wilden Bruche finden sich noch mehre kleine Lokalitäten, die sowohl auffallende Namen haben, als auch Spuren von Befestigungsarbeiten an sich tragen. Einen ungeschanzten Fleck nennen sie „die Küche“ (de Köken), einen andern „den Pferdestall“ (den Perestall) und einen dritten den „Königshopfen-Garten“ (Königs-Hoppen-Gorn.)

Die „Küche“ bildete ein 60 Schritte langes und 30 Schritte breites Paralellogram, das mit einem 10 Fuß breiten und sehr tiefen Graben und weiterhin überall von Bruchwaldung umgeben war, und jetzt innerhalb der Verschanzung als Kohl- und Krautgarten benutzt wurde. „Die Leute sprächen“, so erzählte uns ein Pferdehirt, der seine Thiere in der Nähe hüthete, „die Franzosen hätten da einmal im Kriege ihre Küche (ihre Bivouak-Kessel) gehabt, Andere sagten auch, es wären Italiäner gewesen.“

Der „Pferdestall“ war jetzt nicht viel mehr als ein Name, ein freier etwas erhabener und trockener Platz im Sumpfgebüsche, aber ohne erkennbare Gräben und Schanzen. „Do hett de Franzose sine Päre in hat“, versicherte mir der Pferdehüter. Der „Königs-Hopfen-Garten“ war wieder ein ähnlicher Fleck wie die „Köke.“ In Winzlar glauben sie, er sei zu Ehren eines sehr alten Königes so genannt. Hatte hier etwa Hermann der „König der Rusker“ sein Quartier?

Vielleicht sind diese Gegenstände noch einer eingehenderen Untersuchung werth.

---

6. Der Meerbach und die Stadt Rehburg.

Von Winzlar und seinen alten Kampfplätzen setzte ich meine Wanderung nordwärts um den See herum fort, und strebte zunächst der Stadt Rehburg zu, die nach Nordwesten, eine Stunde weit vom Wasser entfernt, liegt. Der Weg dahin führt längs des Fußes des kleinen Gebirges und seiner schönen Waldungen.

Wie Winzlar, so lag ehemals auch die Stadt Rehburg höher am Bergabhange hinauf. Sie nahm das Plateau eines kleinen Höhenvorsprungs ein, der sich ostwärts nach dem See hinauserstreckt. Wie die Winzlarer, behaupten auch die Rehburger, daß der dreißigjährige Krieg ihre Vorväter von der schönen Anhöhe vertrieben und ihre uralte Ansiedlung dort zerstört habe. Sie flüchteten sich vor den Soldaten aus ihrem Berg-Paradiese in die morastige und weniger zugängliche Niederung am See, in deren Mitte heutzutage ihr Städtchen liegt. Oben aber auf dem jetzt mit Gestrüpp bewachsenen Berg-Plateau, von dem man eine weite schöne Aussicht über das Steinhuder Meer genießt, soll man noch die Spuren der alten Stadtmauern und der Straßenlinien erkennen.

Die Lokalität, in welche die Rehburger jetzt herab gekommen sind, ist in hohem Grade reizlos. Bis zum See hin dehnt sich der „Meerbruch“ aus, ein wüstes unsicheres Terrain, auf dem kaum ein Schaaf gefahrlos

wandert, und noch viel weniger Häuser oder andere menschliche Anlagen ausgeführt werden konnten.

Das Steinhuder Meer hat an dieser Stelle seinen Ab- und Ausfluß. Es ist ein ziemlich starker Bach, der, wie gesagt, den Namen „Meerbach“ führt. Er schlängelt sich anfänglich in einem Sammler vereinigt und langsam durch jene Brüche zwischen Stadt und See, die sogenannten „Meerbruchs-Wiesen“, hin. Dann bei Rehburg theilt er sich plötzlich in eine Menge kleiner Arme, die schnell weiter laufen. Vermuthlich gab diese Theilung und der damit zugleich eintretende raschere Lauf, durch den die Anlage von Mühlen ermöglicht wurde, die Veranlassung zur Fixirung der Stadt an diesem Punkte. Die Flußarme bilden ihre Vertheidigungsgräben. Unterhalb Rehburg hat der Meerbach noch einen sieben Stunden langen Lauf durch lauter Wälder und Sümpfe, bis er bei Nienburg in die Weser hinausschleicht.

Wie sie denn überhaupt hier am Steinhuder Meere sich mit vielen Sagen herumtragen, die wohl einer Aufzeichnung und kritischen Sichtung werth wären, so haben sie auch eine Ueberlieferung von diesem Rehburger „Meerbache“, die mir sowohl in Winzlar, als auch in Rehburg selbst erzählt wurde. Dieselbe bezieht sich auf einen gewissen „Helden“ oder „König“, der im Bette des Meerbachs begraben liegen soll. „Diesen unbekannten großen Mann“, so lautet die Geschichte, „legten die Seinigen erst in einen goldenen Sarg, umgaben ihn dann mit einem silbernen und zuletzt mit einem zinnernen Kasten. Hunderte von

Sklaven mußten den Meerbach ableiten und das Grab in dem auf diese Weise trocken gelegten Bette dieses Flusses bereiten. Nach der Versenkung des Verstorbenen in die Tiefe wurde aber der Fluß wieder darüber weg in sein natürliches Bette zurückgeführt. Und schließlich brachte man die Sklaven, die diese Arbeit verrichtet hatten, um's Leben, damit sie die Stelle nie verrathen könnten".

Mir fiel bei dieser Erzählung die Art und Weise ein, wie die Gothen ihren Alarich im Busento in Italien begraben haben sollen. Es mag eine sehr alte Tradition sein, und vielleicht stammt sie, wo nicht aus altgermanischer, doch aus karolingischer Zeit. Auf die letztere scheint der Umstand hinzuweisen, daß der hier im Meerbach begrabene Held als ein „Mohren-König" bezeichnet wird. „Mohren" aber kommen in den deutschen Sagen erst seit der Zeit von Karl Martell und von Karl dem Großen, die so viel mit den Mauren in Spanien und Südfrankreich zu thun hatten, vor.

Merkwürdig ist es, daß der See ein verhältnißmäßig so starkes Wasser von sich giebt, da er oberflächlich doch so wenig empfängt. Auch die unterirdischen Quellen, die ihn etwa speisen, können nicht sehr bedeutend sein, da das ganze Höhenbecken umher, aus dem diese Quellen unter der Erde herabkommen könnten, so eng beschränkt ist. Aus dem geringen Umfange dieses Zuflußbeckens erklärt es sich auch, daß die Wasserhöhe des Sees im Laufe der Jahreszeiten so wenig Wechsel erleidet. Das Steinhuder Meer ist zur Zeit der Schneeschmelze nicht merklich höher und

zur Zeit der Sommerdürre um äußerst wenig niedriger, als gewöhnlich.

Ich sagte schon, daß der See wahrscheinlich nicht immer so außer aller Verbindung mit den großen Wasserstraßen von oben her gestanden habe. Man hält es für ausgemacht, daß er einst einen der größeren Nebenflüsse der Weser, die Leine, in sein Bassin aufnahm.

Die Leine, die aus Südosten heranfließt, geht noch jetzt von Hannover aus direkt auf das Steinhuder Meer los und nähert sich ihm bis auf eine Entfernung von kaum zwei Stunden. Es hat den Anschein, als wolle sie sich geradesweges in dasselbe ergießen. Dann aber bei Wunstorf und Neustadt macht sie plötzlich einen Winkel und indem sie nach Nordwesten herumdreht, verläßt sie die Nähe des Sees. Es befinden sich zwischen diesem und dem Fluß keine Berge, welche zu dieser Abschwenkung hätten zwingen können. Vielmehr ist das ganze Zwischenland flach und eben. Jetzt ist es zwar von einem Torfmoore bedeckt. Ehe dieses jedoch existirte, floß die Leine, so glaubt man, frei in das Steinhuder Meer hinaus, durchströmte dasselbe, und ging dann nicht, wie sie es jetzt thut, in die Aller, sondern in der Richtung des von mir genannten Rheburger Meerbachs in die Weser bei Nienburg, wo sie ausmündete.

Bekanntlich ist es eine geographische Hypothese, daß eine solche Richtungsveränderung, eine Abschwenkung nach Nordosten fast bei allen Flüssen der norddeutschen Ebene, bei der Weser, der Elbe, der

Oder 2c., stattgefunden habe. Sie floßen, nach der Ansicht vieler Geographen, sämmtlich, wie die Leine, ursprünglich mehr nach Westen und haben sich alle mehr nach Osten herumgedreht.

Das Steinhuder Meer versumpfte dabei allmählig. An seinem Ostende wuchs jenes hohe, breite Moor auf, welches die Leine nach und nach vom See zurückdrängte, und nach Nordosten abzufließen zwang, indem es diesen auf solche Weise völlig aus dem Fluß-Systeme herauslöste und in seine jetzige Isolirtheit versetzte. Die alten Verhältnisse wieder herzustellen, und das Steinhuder Meer von Neuem in einen lebendigeren Zusammenhang mit der Welt zu bringen, ist oft im Plane gewesen. Allein zur That ist es noch nicht gekommen.

Die armen Rehburger, die nicht Wein bauen und in ihren Brüchen auch nicht Brunnen graben können, besitzen kein anderes Getränk, als das trübe, moorigte, im Sommer larvenreiche Wasser dieses todten Meeres, das sie in ihren Häusern allerlei sehr unvollkommene Purifikations-Prozesse durchmachen lassen. Gewöhnlich müssen sie es erst kochen, um das Lebendige darin zu tödten, dabei tüchtig abschäumen, dann erkalten lassen und zuletzt so genießen.

Die Stadt Rehburg ist überhaupt eine der trostlosesten Orte, die man sehen kann, und man wundert sich fast, daß es außerhalb Polens noch so etwas giebt. Von Gärten und freundlichen Baumpflanzungen ist hier keine Rede. Desto breiter machen sich längs der Häuser die Haufen von Viehdünger. Jeder Bürger

ist ein großer Bruchwiesenbesitzer und Viehzüchter. Und das eben genannte von allen Landwirthen so sehr geschätzte Produkt der Heerden, das man aber trotz seines agronomischen Werthes in anderen Orten lieber hinter dem Hause zu verstecken pflegt, breiten sie in diesem Lüneburg-Kalenbergischen Städtchen so recht offenherzig im Angesichte der Häuser und längs der Straße aus.

Jeder Bürger hat vor seiner Wohnung zwei große Bastionen von Dünger, als wäre das seine Hauptwaare. Zwischen ihnen führt der unsaubere Weg zur Hausthüre hin, und zwischen allen den zahllosen Mistgruben der Stadt zieht sich die Hauptstraße des Orts. Im Winter werden diese Anhäufungen so hoch, daß man die Fenster der Wohnungen nicht mehr öffnen kann. Sie mögen daher zwar Recht haben, wenn sie behaupten, es sitze sich warm dahinter. Aber Andere möchten doch wohl etwas frische Luft vorziehen.

Ein strenger Amtmann hat hier einmal durchgreifen und die Stadt von dieser pestilenzialischen Einrichtung befreien wollen. Aber er war nicht Herkules genug, um einen Augiasstall zu reinigen; und die Sache wird sich wohl mit allen den Vorurtheilen der Leute, auf die sie sich stützt, noch lange so weiter schleppen.

Es war eben Sabbath, als ich mir die unlieblichen Zustände von Rehburg betrachtete, und um meine Illusion, ich sei in Polen, vollständig zu machen, war die Hauptstraße des Orts von Juden

belebt, die im schönsten Sabbathstaate mit ihren Weibern und Töchtern zwischen jenen Odeur-Büchsen auf- und abprunkten. —

---

7) Mardorf und die Grenzstreitigkeiten.

Von Rehburg führte mich mein Weg weiter um die großen Rehburger Meerbrüche herum, zwischen Morästen und über Haiderücken dahin nach dem Orte Mardorf oder „Meerdorf," der offenbar eben so wie der „Meerbach" und die „Meerbrüche," wie auch die „Meermudde" und die von mir oben angeführten „Meerkrähen" (Möven) seinen Namen vom See ableitet. Man erkennt aus jenen vielfachen Verwendungen des Wortes „Meer," daß diese Benennung für den See recht tief in der Gedanken- und Redeweise des Volkes wurzelt, und daß die Leute den Namen „See" nicht gewollt haben.

Daß aber mit jenem Namen keinesweges etwa auf die besondere Größe, auf das Meerartige des Beckens von Steinhude angespielt werden sollte, geht daraus hervor, daß in Niederdeutschland auch andere viel kleinere Seeen den hohen Titel „Meer" erhielten. Es scheint bei uns der gewöhnliche Ausdruck für „See" zu sein. Auch der See bei Zwischenahn im Oldenburgischen wird vom Volke ein „Meer" genannt. Ja es giebt in Oldenburg und Ostfriesland sogar „Meere," die nicht größer sind als ein Mühlenteich, z. B. das „Höpelser Meer," das „Blas Meer," das

„Böllner Meer,“ lauter kleine mit Wasser gefüllte Tümpel oder Erdlöcher, die man selbst noch auf den Specialkarten jener Länder mit dem Vergrößerungsglase suchen muß.

In der Nähe von Mardorf sind die Ufer des Sees eine Strecke weit hoch und schroff, wie bei dem gerade gegenüberliegenden Steinhude. Die Wellen bespülen und benagen hier jenes sandige Vorgebirge, das man, wie ich sagte, die „schwarzen Berge“ nennt. Die Mardorfer behaupten, daß ehemals beide hohe Ufer, das bei Mardorf und das bei Steinhude, durch festes Land mit einander verbunden gewesen seien, und daß man trockenen Fußes habe hinüber gehen können. Der See hat nach ihrer Meinung diese Verbindung durchbrochen und weggespült, indem er sich mehr und mehr nach Osten ausdehnte. Die Zeit, seit welcher dieses Verhältniß aufgehört habe, bestimmen sie nicht näher. Es mag eine uralte Tradition sein, die sich vielleicht auf die Beobachtung gründet, daß das Steinhuder Meer noch jetzt nach Osten umsichzugreifen und sich zu erweitern scheint, als wolle es zur Leine zurück.

Mardorf lag ehemals auf jener Anhöhe ganz hart am See. Man zeigt dort auf einem erhabenen Uferstrich noch jetzt die Spuren von den früheren Gärten- und Häusernabtheilungen. Es ist wie Rehburg, wie Winzlar von den Höhen in die Niederung herabgezogen und liegt nun eine halbe Stunde von der alten Stelle in der Bruchgegend. Es ist ein volkreiches Dorf, die größte und fast die einzige Nie=

derlassung der Hannoveraner dicht am Seeufer. Es liegt in der Mitte der langen nördlichen Seeküste, wie Steinhude, der vornehmste Seeort der Bückeburger, in der Mitte der südlichen Küste.

Die Bewohnerschaft beider Orte sind daher in Bezug auf die Benutzung des Sees große Rivalen, und der ganze Streit der Mächte Hannover und Bückeburg um das Steinhuder Meer dreht sich daher eigentlich nur um die Interressen und die Nebenbuhlerschaft der beiden feindseligen Dörfer. Die Steinhuder haben dabei bisher das Primat gehabt. Sie allein haben eine Art natürlichen Hafens am Meere und sind mithin auch ausschließlich im Besitze einer kleinen Bootflotte. Nur sie verstehen sich auf die Beschiffung des Sees und seine Fischereien. Die Mardorfer haben kein Schiff, „und bauten sie eins, so würden es die Steinhuder offen oder heimlich in Grund bohren,“ wie einst die Venetianer die Schiffe der Genuesen. Will daher ein Mardorfer oder sonst ein Seeanwohner über's Wasser setzen oder auf dem See etwas beschaffen, z. B. Heu transportiren, so muß er sich deswegen an die Steinhuder wenden und sich von ihnen die nöthigen Fahrzeuge für Geld und gute Worte verschaffen. —

Die Steinhuder und mit ihnen ihre Bückeburgischen Fürsten berufen sich auf alte Verträge, vermöge deren ihnen die Herrschaft auf dem ganzen See „so weit das Wasser reicht“ zustehen soll. Wahrscheinlich sind es Verträge, die nur ein altes seit lange bestehendes und aus der Natur hervorgegangenes Verhältniß

bestätigten. Seit uralten Zeiten werden die Steinhuder der geographischen Position ihres Ortes gemäß, als die natürlichen Hafenleute des Sees, die Herrschaft auf demselben geübt haben. Sie fangen die schönen Aale und Barsen bis hart an das hannöversche Ufer weg, wozu die Hannoveraner nicht einmal die nöthigen Vorrichtungen, auch keinerlei Netze haben. Bricht einmal, wie es von Zeit zu Zeit geschieht, der Streit zwischen beiden Parteien in offene Flammen aus, so pfänden die Mardorfer den Steinhudern ihre Fischnetze und Reusen, wenn sie deren habhaft werden können, und umgekehrt pfänden die Steinhuder ihren Rivalen die Kühe, indem sie behaupten, das Wasser sei Bückeburgisch und Niemand dürfe es ohne ihre Erlaubniß in keiner Weise — auch das Vieh nicht zum Saufen, — benutzen. Aus diesen Ursachen haben sich daher auch die Bückeburger einem vor einiger Zeit ventilirten Plane zur Abgrabung und Austrocknung des Sees widersetzt. Sie fürchten, daß sie das gewonnene Land mit den Hannoveranern theilen müssen, während sie, so lange es Wasser bleibt, allein zu der Oberherrschaft berechtigt zu sein glauben.

Vor einigen Jahren als der letzte alte Fürst von Bückeburg, nachdem er 53 Jahre lang regiert hatte, starb, kam es bei diesen Steinhude-Mardorfer Verwickelungen zu sehr ernsten und bedrohlichen Demonstrationen zwischen den beiden Seemächten. Es schien, als zöge ein dunkles Kriegsgewitter über das Meer heran.

Hannover, das die Hälfte des Meeres beanspruchte,

wollte sich in den formellen Besitz desselben setzen, und ließ Truppen marschiren. Eine Compagnie Pontoniers und Ingenieure schifften in der Nacht auf den See hinaus, steckten ihre Grenzpfähle da ein, wo sie glaubten, daß sie hin gehörten, und nahmen dabei, um die Besitzergreifung recht effektiv und rechtskräftig zu machen, alle Ceremonien und Akte vor, welche das Römische Recht bei solchen Gelegenheiten für unumgänglich erklärt. Sie fischten am Ufer, sie schnitten Schilf, — schossen auch einen Wasservogel (es war ein wilder Schwan, der aber den Tag zuvor von einem Jäger schon lahm geschossen war und der den Hannoverschen Kugeln nicht mehr zu entrinnen vermochte), — feuerten auch noch ein Paar Mal in die Luft, — schifften auch trompetend dicht bei der Bückeburgischen Festung Wilhelmstein vorüber, wo Alles von ganz anderen Dingen träumte, — und befestigten endlich zur Besiegelung des Ganzen an einem der äußersten Grenzpfähle ihr „G. R.“ (Georgius Rex). Früh Morgens nachdem sie Alles fertig gebracht, zogen sie sich ans Land zurück.

Die kecken Bewohner des Gaus Buki (die Bückeburger) aber hatten am andern Tage kaum bemerkt, mit welcher Bescheerung die Nachbaren über Nacht ihren See versehen hatten, so rückten sie ihrerseits ins Feld. Sie schifften sich mit ihren Steinhudern ein, wie die Hannoveraner mit ihren Mardorfern, griffen die Hannöverschen Grenzpfähle an, rissen sie aus, brachen auch das „G. R.“ wieder ab und brachten das Ganze wieder in statum quo ante. Dabei bliesen

sie ebenfalls mit den Trompeten, schossen mit Flinten und fuhren den Hannoveranern zum Tort mit Triumphgeschrei dicht an dem Mardorfer Ufer vorüber.

Kurz es waren dieß lauter Demonstrationen, wie sie einem blutigen Kriege vorherzugehen pflegen, und der Friede zwischen beiden Seemächten schien damals auf schwachen Füßen zu stehen. Warum Hannover die Sache nicht weiter verfolgte, warum es das halbgezogene Schwert wieder in die Scheide fallen ließ, weiß ich nicht. Vielleicht geboten höhere Mächte Ruhe. Genug die Sache wurde den Kanonieren aus der Hand genommen und kam an den Bundestag nach Frankfurt, wohin beide Parteien beschieden wurden und wo man nun schon seit mehren Jahren sich die Zeit nimmt, um das Pro und Contra zu erwägen.

Die Bückeburger haben aber einstweilen die Genugthuung, in diesem Frosch- und Mäuse-Kriege, der mit den alten Römerschlachten am See zur Vertheidigung Deutschlands in recht traurigem Contraste steht, zum letzten Male geblasen zu haben. Ihre Soldaten und Kanonen auf Fort Wilhelmstein haben ihren Posten wie zuvor inne. Die Hannöverschen Grenzpfähle sind nicht wieder aufgerichtet, und die Steinhuder Fischer fischen und schiffen auf dem ganzen See, wie sie es nach ihrer Behauptung seit des Arminius Zeiten gethan haben. —

Indem ich darnach meine Rundreise um den See fortsetzte, wanderte ich zunächst wieder dicht zu dem Rande des Gewässers hinan, um auch hier noch ein

Mal die merkwürdige Beschaffenheit seiner Ufer und seine „Fledderwiesen“ zu besichtigen.

Sie finden sich dort wie bei Winzlar. Man taumelt wie dort auf ihrem Wellen schlagenden Teppiche herum. Sie sind hier wie dort mit zahllosen „Butterlöchern“ gespickt, und an ihren wallenden Rändern stapften jetzt eben auf breiten Fußhölzern ein Paar Grasmäher, deren Arbeit gewiß nicht bequemer und gefahrloser war, als die der oft geschilderten und viel bedauerten „Wildheuer“ an den Bergabhängen der Schweizer Alpen. Die Leute zeigten mir hier genau, welche Verfahrungsweisen sie anwenden, um jener zuweilen vom Sturme abgerissenen und wegsegelnden „Fledderwiesen,“ von denen ich oben sprach, wieder habhaft zu werden. Allerdings haben sie auch dabei wieder der Steinhuder Schiffer von Nöthen, die, wie ich sagte, das Privilegium der Schifffahrt auf dem ganzen See besitzen. Ist das abgerissene Stück nur klein und handthierlich, so packen sie es mit einer Egge, deren eiserne Zähne in das Erdreich eingeschlagen werden, und die durch Stricke mit dem vorgespannten Ruderschiffe verbunden ist.

Werden aber, wie es wohl zuweilen geschieht, größere Strecken gelöst — zuweilen treiben so große in den See hinaus, daß wohl sechs Fuder Heu darauf wuchsen — dann hätte man, um sie heim zu bringen, einen Dampf-Remorqeur nöthig, den aber das Steinhuder Meer noch nicht besitzt. In solchen Fällen sehen sie sich gezwungen, die Masse vorher zu zerstückeln. Sie landen mit ihren Schiffen bei den schwimmenden

Inseln, belegen sie mit Brettern und zerschneiden sie mitten auf dem See, wie die Grönländer einen Wallfisch, in kleinere Quadrate. Auch diese sind oft noch schwerfällig genug und können mit bloßen Rudern nicht bewegt werden. Das Schiff wird demnach in einiger Entfernung zwischen Pfählen auf dem See festgelegt und das Inselstück mit Strick und Egge vermittelst einer Schiffswinde von drei Pferdekraft herangezogen, und diese Operation so oft wiederholt, bis man damit am Ufer ist. Da unterdeß zuweilen zwischen die anderen Stücke ein conträrer Wind fährt und sie von der Stelle treibt, so kann man sich denken, daß es unter Umständen eine ziemlich langwierige Jagd werden kann.

Sie erzählten mir die Geschichte einer besonders großen vor einigen Jahren driftig gewordenen Wiese, mit der die Schiffer sich viele Tage lang auf dem See herumtrieben. Das ganze Schilf- und Muddefloß setzte sich erst an die Insel des Wilhelmsteins fest. Da wollte der Bückeburgische Festungscommandant es nicht behalten. Der Eigenthümer der es wegschaffen sollte, bot den Steinhudern 60 Thaler für ihre Beihülfe. Diese zerlegten das Beuteobjekt zwar in der obbemeldeten Weise, konnten aber die Heimführung nur mit großer Mühe zu Stande bringen, weil sie Tagelang conträren Westwind hatten, und einige große Landstücke, die sich völlig versegelten, entgingen ihnen noch am Ende ganz. —

Wenn sie die „Fledder“ oder den „Dobben“ — so nennen sie ein abgerissenes Stück Land — in der

angedeuteten Weise ziemlich nahe zum Ufer herangezogen haben, dann rudern sie mit dem Schiffe aus der Enge hervor, stellen sich mit ihm hinter der Insel auf und schieben diese nun vollends an's Land hinan, wo dieselbe alsdann schließlich durch hölzerne Pflöcke und Querstangen mit dem übrigeu „Quäfboden" wieder verbunden wird. —

Es giebt in der stürmischen Jahreszeit immer viele kleine irrende „Fleddern" oder „Dobben" auf dem See, die der Eigenthümer zu requiriren nicht der Mühe werth hält, die aber oft von einem andern Uferbewohner, dem sie zutreiben, sehr willkommen geheißen werden. Einer derselben bei Marburg zeigte mir eine schöne große Fledderwiese, die ihm jetzt gehörte, und die aus einer Mosaik solcher verirrter „Dobben" zusammengesetzt war. Winde und Seeströmungen waren ihm besonders günstig gewesen.

Eine Eigenthümlichkeit der Steinhuder Fledderwiesen, ist noch die, daß sie im Winter unter Wasser sinken. Der ganze Uferrand des Steinhuder Meeres, so weit die schwimmenden Fledderwiesen gehen, klappt im Winter um und verschwindet unter dem See. Im Sommer aber taucht sein Rücken wieder frisch und grün und schwimmend aus dem Wasser hervor. Vielleicht mögen sich dann Gase zwischen den Schilfen entwickeln und dadurch die ganze Masse leichter machen.

8.) Der Bann-See und seine Dünen.

Von Mardorf zog sich meine Wanderung nun allmählich dem „Todten Meere“ im Osten des Sees zu. Dasselbe wird jedoch von den Rehburger und Mardorfer Brüchen durch jenen schon erwähnten Sand- und Dünenstrich getrennt, dessen Spitze das See-Vorgebirge der „Schwarzen Berge“ bildet. Mitten in dieser Sandgegend am Rande des Todten Moores liegt ein anderer kleiner See, der „Bann-See“ genannt, der gewissermaßen als ein Anhängsel des Steinhuder Meeres, in welches er ausmündet, betrachtet werden kann.

Es ist eine sehr merkwürdige, sehr einsame und völlig uncultivirte Lokalität. Schon der Name „Bann See“ klingt für den Charakter der Gegend bezeichnend. Nach der Meinung meiner Begleiter soll er etwas mit Geisterbannerei und Aberglauben zu thun haben.

Er liegt mitten in einem aus Sand, Torf und Haide gebildeten Bassin, und hat etwa eine Stunde im Umkreise. Große Schaaren von wilden Enten und Gänsen erhoben sich von dem Wasserspiegel, als wir uns näherten, und zogen sich nach einem entlegenen Tümpel im „Todten Moor.“ Auch viele Möven oder Meer-Krähen bewohnen dieses Seechen.

Eine lange schmale „Fledderwiese“ hat sich wie ein Damm oder eine Brücke mitten durch den westlichen Theil des Bann Sees gelegt. Wie alle, so sinkt auch diese Fledder im Winter unter Wasser. Im Frühling aber steigt sie empor, begrast sich und dann dient ihr

langes grünes Gesimse den Vögeln als Brüteplatz. Im April und Mai ist sie mit Eiern bedeckt. Dann kommen die kecken Bauerbuben aus den nächsten Ortschaften, hüpfen, indem sie jubelnd ihr junges Leben riskiren, auf dem schwankenden, zerbrechlichen Schilfflosse hin und rauben die Nester aus, wie es die Schottländer an ihren Felsen-Abhängen thun.

In den Dünen auf der Südseite des Bann-Sees bieten sich dem aufmerksamen Naturfreunde die eigenthümlichsten und in ihrer Art gefälligsten Naturscenen dar. Es wachsen da auf dem klaren Sande die schönsten Wachholdersträuche. Einige Sandhügel und die Thalmulden zwischen ihnen bieten eine so saubere Sandoberfläche dar, als ob man mit der größten Sorgfalt jedes Blättchen und Stäubchen weggefegt hätte. Und auf diesem dürren, hellgelben, makellosen Sande erheben sich die zuweilen kuglichten oder apfelförmigen, zuweilen mehr birnenförmigen Pyramiden jener Sträucher, oft auf den Spitzen der Sandhügel in hübschen Gruppen zusammengestellt, oft in den Thälern verstreut.

Ich hätte nie gedacht, daß dieser meist so elende Strauch zu solcher Höhe und Größe und zu so eleganter Form gedeihen könnte, wie ich ihn hier sah. Zudem waren die Birn- und Apfelfiguren so regelmäßig gehalten, jedes Zweiglein, jedes Blättlein so wohl conservirt, daß es schien, als seien sie beständig unter der Scheere eines holländischen Gärtners gewesen. Alle waren wie aus einem Gusse von derselben hellen frischen saftgrünen Farbe, die auf's lieblichste mit dem goldgelben Sande umher contrastirte. Jede dieser

Wachholder-Pyramiden am Bann See, deren es hier Hunderte gab, wäre einem Englischen Parkbesitzer ein halb Dutzend Guineen werth gewesen. Ich glaubte, obgleich Alles so natürlich kunstlos war, in einem zauberhaften, von den Genien der Wildniß geordneten Garten zu sein, und überzeugte mich hier wiederum, daß aufmerksame Maler und Naturfreunde in unseren so sehr mit Unrecht vernachlässigten Haidestrichen noch manches charakteristische und dabei auch höchst ungewöhnliche und durch seine Neuheit anziehende Bild gewinnen könnten. —

Nicht wenig unterhielten mich auch bei meiner Wanderung durch diesen Dünenstrich im Norden des Sees die einsam im Gehölze versteckten Bienen-Colonien oder wie sie sagen „Bienen-Lage", auf die ich dann und wann stieß. Die Leute bringen hier, wie bekanntlich überall in den Haiden des Lüneburgischen, ihre Bienenkörbe in die Wildniß hinaus, so recht mitten in die unbewohnteste Gegend, wo noch die meiste Haide gedeiht, deren Blüthen ein reichliches Honigfutter enthalten. Sie erwählen dazu gern einen kleinen freien Platz im Walde zwischen hohen Bäumen. Da stellen sie 50 oder 100 Körbe und mehr in geordneten Reihen nebeneinander, und die Bienen weiden fleißig die umliegenden Haidestriche ab, indem sie ihre Ernten pünktlich und ohne sich vom Wege zu verirren, in ihrem „Lag" im Walde aufspeichern. —

Es gewährt ein nicht geringes Interesse, dem Treiben in einer solchen, sich ganz selbst überlassenen Haide-Bienen-Colonie zuzuschauen. Es ist eine zahl-

reiche Heerde ganz ohne Hirten und Schäferhund, und die kleinen Thierchen erscheinen in ihrer Wirthschaft viel gewitzigter, als die großen Rinder oder Schaafe, die trotz aller Zähmung nie der Aufsicht und des Beistandes der Menschen entbehren können. Sogar nicht einmal eine Bewachung der Bienen-Stadt und ihrer werthvollen Magazine ist von Nöthen. Denn die Bienen vertheidigen auch ihre Werke selbst und fremden Dieben, welche einen Versuch zur Beraubung machen sollten, würde das Unternehmen gewöhnlich übel bekommen. Ihren Bienenvater und Eigenthümer aber, den sie kennen, lassen sie unmolestirt, und dieser fühlt sich daher auch vor Diebstahl so sicher, daß er stundenweit vom „Lag" in seinem Dorfe schläft, und nur dann und wann einmal seine Heerde besucht.

Die hiesigen „Lage" gehören zum Theil den Bewohnern der benachbarten Dörfer. Da diese aber überflüssige Honigweiden besitzen, so übernehmen sie auch noch die Fütterung anderer Bienen aus entfernten Gegenden. Sogar aus dem Preußischen Westphalen schicken sie in der Zeit der Haideblüthe ihre Bienen zum Steinhuder Meer und freilich eben so auch zu den andern Haidestrichen zwischen hier und Nienburg, Vechte und Suhlingen, und zahlen gern für die Saison per Korb zwei Groschen Weidegeld oder wie sie es nennen „Fluchtgeld."

Die rechte Blüthezeit der Haide ist nur kurz. Sie beschränkt sich auf die Monate August und September, oder noch eigentlicher auf die fünf Wochen zwischen dem 10. August und dem 14. September.

„Auf Kreuzerhöhung (d. 14. Sept.) werden die Bienen geschlachtet“ sagen die Leute hier sprichwörtlich.

Sie erzählten mir, daß so groß zwischen Holland und Jütland auch die Haidestriche und die auf ihnen weit hingestreckten Honigweiden wären, dennoch in manchem Jahre großer Mangel an Bienenfutter herrsche. Es gäbe zuweilen ganz miserable, aber dann auch wieder ganz ausgezeichnete Honigjahre, mit eben den Differenzen in Ergiebigkeit und Güte des Produkts, wie bei den guten und schlechten Weinjahren. Und dabei ist noch das Bemerkenswerthe, daß die Fülle des Honigs durchaus nicht immer von der Fülle der Haideblüthen abhängt. Zuweilen steht die ganze Haide in Blust, roth wie eine Feuersbrunst und doch giebt es nur wenig Honig. Die Blüthen sind taub. Zuweilen sind der Blüthen wenige, aber jedes Becherchen ist voll mit Seim und Saft.

Besonders viel kommt dabei auf die Morgennebel an, die am Ende August und Anfangs September die Haide zu überziehen pflegen. Diese Nebel, sagten sie, wenn sie des Morgens bis 9 oder 10 Uhr andauerten, und dann die Sonnenstrahlen durch sie hineinschimmerten und sie allmählig vertrieben, füllten die kleinen Honiggemächer in den Blüthen auf eine wunderbare Weise. Ich erinnerte mich dabei der Winzer am Rhein, die auch zur Reifung und Süßung ihrer Trauben nichts lieber haben, als solche Herbstnebel und einen solchen Kampf der Sonnenstrahlen mit den Wasserdünsten, dieselben sogar für eine gute Lese ganz unentbehrlich halten.

Bekanntlich haben wir in unserm Nordwest-Deutschland zweierlei Arten von Haiden. Die hiesigen „Immen-Väter" nennen die eine dieser Haidegattungen „Dobb-Haide" und die andere „Sand-" oder „Gemeine Haide." Die letztere ist bei weitem verbreiteter und zahlreicher. Auch ist sie die eigentliche Basis der ganzen Honig-Fabrikation. Sie hat offene kleine Kelche und die Bienen können leicht in ihre Honigkammern hineinkommen. Die Blüthen der Dobbhaide dagegen sind vorn geschlossen oder haben doch einen so engen Mund, daß die Thierchen nur mit Beschwerde zu dem versteckten Honigschatze zu gelangen vermögen.

Die guten Leute erzählten mir hier, — ich möchte wissen, ob es wahr ist, — daß die Bienen zur Benaschung der „Dobbhaide" genöthigt seien, den Bauch der kleinen bauschigen Kelche derselben, etwa, wie man ein Ei aufbricht, aufzubeißen, um so Kopf und Saugrüssel von der Seite hineinzubringen. Die Dobbhaide wird daher auch bei der ganzen Bienenzucht wenig berücksichtigt, und obwohl sie schon zu Anfang Juli blüht, so regulirt sich doch die oben angegebene Bestimmung und Dauer der „Saison" nach der Blüthe Periode der später reifenden „Sandhaide."

9.) Das todte Moor und die letzten Wolfsjagden in diesen Gegenden.

Die mehrfach von mir genannten „Schwarzen Berge," das Vorgebirge, mit dem diese Dünengegend am Steinhuder Meer endigt, fallen mit einem ziemlich

schroffen Ufer gegen das Wasser ab, und man hat von ihrem Gipfel aus wieder einen interessanten Ueberblick über das ganze Meer. Nord- und ostwärts stoßen sie gegen das weit hin unbewohnte „Todte Moor,“ in welchem das östliche Ende des Sees steckt. Hier ist die Uferbeschaffenheit eine ganz andere. Hier giebt es keinen „Quäkboden“ und keine „Fledderwiesen.“ Das Land und Gras wächst dort nicht über den See weg. Vielmehr dringt dieser umgekehrt in das moorigte Erdreich immer tiefer ein.

Winde aus Westen sind die vorherrschenden Luftströmungen. Diese jagen die Wellen des Steinhuder Meeres heftig in das Moor hinein. Kleine und große Torfstücke werden beständig von ihnen herausgerissen, treiben eine Zeitlang am Ufer herum, bis sie zertrümmert oder zerschmolzen und auf dem Boden des Wassers ausgebreitet sind. Im Winter geht dieses Ausfressen des Torfmoores durch den See besonders rasch vorwärts, da dann die Eisschollen dabei nachhelfen.

Auch die schon berührte Sage der Mardorfer, daß man ehemals auf einer Linie, die jetzt durch den See geht, trockenen Fußes oder doch „von Bulten zu Bulten springend“ nach dem gegenüberliegenden Ufer bei Steinhude hätte gelangen können, weist auf ein solches Ausbrechen des Sees nach Osten hin. Desgleichen die ovale Figur des Seebeckens, die in der Richtung des Hauptwindes von Westen nach Osten länger ist, als von Norden nach Süden. —

Sie sagen auch, daß da, wo jetzt die Osthälfte des Sees sei, früher Wald gestanden habe, und be-

haupten, daß man nur in dieser Osthälfte, nicht aber im Westen alte Baumstämme und Wurzelstöcke als Reste dieses Waldes in dem Boden fände. Ueberhaupt scheinen die Leute die Idee zu hegen, daß das ganze Steinhuder Meer von ziemlich moderner Bildung sei. Sie sagen, es sei durch einen Erdfall entstanden, und es sei dabei auch eine Dorfschaft mit ihren Aeckern und Gärten vom Wasser verschlungen. Die Sage von diesem im See untergegangenen Dorfe und von seiner Thurmspitze, die man zuweilen noch im Wasser sähe, wie auch von seinen Kirchenglocken, die man noch mitunter aus den Wellen spukhaft herauftönen höre, hat sich in fast wunderbarer Gleichförmigkeit unter dem Volke des Steinhuder Meeres eben so ausgebildet, wie bei den Anwohnern fast aller Seeen unserer Haiden.

Das Innere des „Todten Moores“ mag nach Dem, was man an Ort und Stelle davon hört, merkwürdig genug sein. Es ist eine zwei Stunden lange und breite Wüstenei. Die umliegenden Ortschaften Mardorf, Schneeren, Neustadt ꝛc. haben seinen Besitz unter sich getheilt. Sie haben hie und da zwischen den Morästen Wiesenstriche, die sie von ihren Rindern beweiden lassen.

Das Hauptprodukt, der Torf, ist in neuerer Zeit bei dem Anwachsen der Bevölkerung in der Residenzstadt Hannover und bei der Verbesserung der dahin führenden Wege viel werth geworden. Die Küchen und Oefen jener Stadt werden hauptsächlich aus diesem Moore, das einen Theil des Steinhuder Beckens bildet, geheizt. Ganze Karavanen von Torfwagen rollen

beständig dahin ab und die Moorbesitzer werden reich dabei.

Sehr merkwürdig sind die kleinen Dünen aus klarem Sande, die hie und da mitten im Moore auftauchen, und noch merkwürdiger die äußerst tiefen Bodenlöcher oder „Kuhlen," die darin verstreut sind. Einige von diesen Löchern sind mehr oder weniger versteckt und auf der Oberfläche verwachsen, und in solchen sind zuweilen achtlose Fuhrleute mit Pferd und Wagen versunken und umgekommen. Andere sind mit dunkelbraunem Wasser vollgelaufen und bilden kleine Seeen von einigen hundert Schritten im Umfange. Sie sind zuweilen viel tiefer, als das Steinhuder Meer, und das Volk giebt sie wohl für „unergründlich" aus. Einer hat auch auf unseren Karten den Namen „Grundlose See". Ein anderer, von dem mir viel erzählt wurde, heißt „Düvelskuhle" (das Teufelsloch). —

Als charakteristisch für diese ganze ziemlich wüste Gegend im Osten und Norden des Steinhuder Meeres, so wie für alle jene von mir erwähnten Moore, Brüche, Dünen, Haiden, „Teufelskuhlen" und Bann-Seeen mag ich schließlich noch den Umstand hervorheben, daß die aus dem Osten Deutschlands zuweilen westwärts hereinbrechenden Wölfe besagten Strich selbst noch in neuester Zeit wild genug gefunden haben, um vorübergehend darin ihre Standquartiere zu nehmen.

Es fanden daselbst im Norden des Steinhuder Meeres noch in diesem Jahrhunderte mehre Wolfs-

jagden statt, z. B. eine im Jahre 1826 und die letzte Anno 1845. Die von 1826 war besonders großartig, obgleich in Bezug auf ihr Hauptziel erfolglos.

Es war, so erzählte mir ein Augenzeuge, im Winter besagten Jahres ein Wolf aus Osten gekommen, der die ganze Gegend am Steinhuder Meer allarmirte. Er brach in die Schaafställe der Leute von Schneeren. Er zerriß die jungen Kälber der Hirten von Mardorf. Da er bis hoch in den Sommer hinein sich aller Nachstellungen entzog, so setzte er auch die „Badrehburger“ in Furcht und Schrecken. Die Badegäste genossen damals im Sommer 1826 ihre Spazirgänge nur mit Zittern und Zagen, machten ihre Ausflüge nicht anders, als truppweise zu sechs oder zehn, und ließen sich dabei von einem Jäger mit geladener Flinte begleiten.

Endlich beschloß man, dem Ungeheuer auf gründliche Weise den Garaus zu bereiten. Ein großes Treiben wurde aufgeboten, nicht weniger als 4000 Bauern mit Knütteln und Stangen. Alle Förster und Jäger der ganzen Umgegend von Nienburg und Neustadt, von Stolzenau an der Weser, von Rehburg und Wunstorf 2c. setzten sich in Kriegsbereitschaft. Jeder Förster hatte 100 oder 200 Bauern unter seinem Befehle und das Ganze wurde wieder von einem hohen Jagdbeamten commandirt.

An einem im Voraus bestimmten Tage marschirte die gesammte Armee truppweise aus, alle auf das Steinhuder Meer in der Mitte zu. Beim sogenannten „Hüttenbruch,“ einem Walde im Nordwesten dieses

Sees war das allgemeine Rendezvous angesagt. Dahin sollte Isegrim zur Schlachtbank getrieben werden. Es war streng verboten auf irgend etwas Anderes, als einen Wolfspelz loszubrennen, und alles übrige Gethier, das bei dieser Gelegenheit in den weiten Regionen zusammengescheucht werden möchte, sollte freien Laufpaß erhalten. Auch sonst waren noch viele Vorkehrungen getroffen und zweckmäßige Gebote gegeben.

Und an dem besagten Tage mit der Morgendämmerung setzte sich die gesammte Schützen- und Treiber-Armee aus einem Striche von 16 Stunden im Umkreise in Bewegung. Es waren nicht weniger als 40 Förster und Oberförster dabei und dazu auch noch mehre Militärs und andere Jagdliebhaber. Frischen Muthes, klappernd und lärmend und scheuchend brachen sie über die „Rehburger Berge,“ und durch das „Todte Moor“ durch den „Grinder Wald,“ beim einsamen „Bannsee“ vorbei und durch den „Hüttenbruch“ in das Steinhuder Meeresbecken herein. Eine Masse von Hasen, Rehen, Füchsen 2c., die sie aus ihren ruhigen Verstecken aufscheuchten, trieben sie vor sich her. Aber der gefürchtete Erbfeind alles dieses Gethiers wurde nirgends entdeckt.

Endlich gegen Abend trafen die Schaaren in der offenen Ebene im Osten des „Hüttenbruchs“ an dem bestimmten Sammelplatze ein. Sie mußten das betrübende Geständniß laut werden lassen, der Wolf sei ihnen entschlüpft. Er hatte sich, wie man später in Erfahrung brachte, durch den Kreis seiner Verfolger westwärts durchgeschlichen, war über die Weser ge-

schwommen, hatte die Wesergebirge und den Teutoburger Wald traversirt, und ward dann schließlich im Münsterschen erlegt.

Damals, als sie am Rande des Hüttenbruchs sich einander gegenüber standen, wußten dieß die 4000 Jäger noch nicht. Sie sahen nur, daß die Hauptperson nicht unter ihnen war. Und kaum hatten sie dieß erkannt, so machte sich ihr Unwille trotz aller Verbote in einer wilden Verfolgung der Thiere Luft, die sie statt des Wolfes eingekreist hatten. Die Bauern erschlugen jauchzend eine Menge Hasen. Viele Füchse und Rehe wurden von den Herren erlegt. Wer nichts anderes erwischen konnte, der feuerte seine Flinte auf eine Eule ab, oder holte einen Habicht aus der Luft. Einige schoßen auch ihren Bauern und Gefährten in die Waden, was bei der Unordnung kaum zu vermeiden war. Und kurz es war ein so arges „Viel Geschrei und wenig Wolle,“ daß am Ende der Rechnung der Eine 10, der Zweite 20 Thaler Strafe bezahlen und andere sogar die von ihnen verwundeten armen Landleute Monate lang verpflegen lassen mußten. — Russische Bauern, die, „wenn der Wolf kommt,“ lange nicht so viele Umstände machen, ihm vielmehr oft einzeln und mit einem Knüppel zu Leibe gehen, hätten wohl herzlich dazu gelacht.

Auch hier am Steinhuder Meer machte man später die Sache einfacher, als im Jahre 1845 der Wolf diesen Gegenden noch einmal einen Besuch abstattete. Man veranstaltete da eine ganz kleine Jagd von wenigen guten und kundigen Schützen, und

bekam denn auch richtig den Unhold. Man erlegte ihn am Grinder Walde im Norden des Todten Moores und des Bannsees. Er wurde ausgestopft und in Hannover den übrigen 20 in verschiedenen Partieen der Lüneburgischen Haiden und Moräste erlegten Wölfe, die man dort im königlichen Forsthause aufgestellt hat, beigefügt.

---

10) Steinhude.

Vom Todten Moore her um den See südwärts herumbiegend, kommt man endlich wieder in bewohnte und bebaute Gegenden. Das Land erhebt sich aus den Morästen und trägt Aecker und Häuser auf seinem erhabenen Rücken, zuerst das Dörfchen Heidorn und bald darauf den Hauptort des Meeres Steinhude.

Ich habe schon Einiges über die Bedeutung, die dieser Ort für den See hat und über seine Lage hart am hohen Uferrande, welche die Grundursache dieser Bedeutung ist, gesagt, und man wird es nach meinen obigen Angaben hierüber sehr natürlich finden, daß das Meer von diesem kleinen Orte den Namen, unter dem es in der Welt berühmt ist, empfing.

Außer den Fischen, die sie aus ihrem See holen, und weit und breit versenden, und mit denen sie auch die Fürstlich Bückeburgische Hofküche und sogar das Königlich Hannoversche Hof-Küchen-Departement versorgen, verdankt die Umgegend den Steinhudern noch zwei andere sehr schätzenswerthe Erzeugnisse, die aber

freilich mit ihrem See und ihrem Schiffer-Metier wenig zu thun haben.

Sie haben erstlich ganz vortreffliche Leinwand-Webereien unter sich. Ihre Drellsachen sind ausgezeichnet, so wohl was die Stärke und Dauerhaftigkeit, als den Geschmack der eingewebten Dessins und Zeichnungen betrifft. Ich weiß nicht, ob diese letzteren ganz ihre eigene Erfindung sind. Aber jedenfalls muß man das Geschick bewundern, mit dem diese Seebauern oft sehr componirte und reiche Produkte des Pinsels und Griffels mit ihren Weberschiffchen und Flachsfäden nachzuahmen verstehen.

Die Steinhuder Drellwebereien sind ein ganz einheimischer und vermuthlich schon seit alten Zeiten bestehender Industriezweig. Ein anderer völlig fremdartiger ist aber unter sie aus dem Lande, wo der Kakao wächst, verpflanzt.

Derselbe berühmte Prinz Wilhelm von Bückeburg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Feldmarschall des Königs von Portugal war, und nachher, als er vom großen Kriegsschauplatze nach Deutschland zurückgezogen sein Ländchen regierte, die Militärschule auf dem Schloß Wilhelmstein stiftete, hat auch die Chokolatefabrikation an den Ufern unsers Sumpfsees einheimisch gemacht.

Er versetzte, so sagt man, ein Paar in dieser Kunst erfahrene Portugiesen dahin. Diese, die vermuthlich auch gute Connexionen im Kakaolande hatten, brachten die Sache in Gang. Nachher haben sie deutsche Nachfolger gehabt, welche die Connexionen

der Fabrikgeheimnisse und Kunstgriffe ihrer Lehrer erbten, und das Geschäft bis auf den heutigen Tag fortsetzten. Und so genießt denn die „ächte Steinhuder Chokolate“ noch jetzt eines ausgezeichneten Ruhmes und wird in der ganzen Umgegend, so wie auch weit und breit, wie die geräucherten Aale des Sees, in die Ferne versandt.

Hinter Steinhude westwärts fällt das hohe Land am See bald wieder zu jenen tiefliegenden Brüchen und Sümpfen hinab, wie sie sich bei Winzlar, und um die ganze Westhälfte des Sees herum erstrecken. Sie sind hier wie dort mit Waldung und wildem Buschwerk bedeckt, und hier wie dort werden sie nach nach dem See hin ganz kahl und schwimmen zuletzt in wipperigen Fledderwiesen und Quäfboden auf dem Wasser selbst.

Von dem Städtchen Hagenburg her zieht sich mitten durch die Niederung zum See ein Kanal hin, der in gerader Linie auf die Festung Wilhelmstein, die mitten im Steinhuder Meere liegt, hinzieht. Auf diesem Kanal stehen immer ein Paar Fürstlich Bückeburgische Fahrzeuge in Bereitschaft, und wer die Mühe nicht scheut, mag von dem Festungs-Commandanten die Erlaubniß erhalten, sich eines dieser Fahrzeuge zur Ueberfahrt zu bedienen, um das Fort und seine Bastionen, und sein Gärtchen, und seine goldenen Kanonen, die der König von Portugal und Brasilien seinem Feldmarschall, dem Prinzen Wilhelm schenkte, zu besichtigen, zugleich auch von da aus noch einmal

mit dem Telescope eine schließliche Rundschau über das umherliegende Bild des ganzen durchkreisten Terrains zu halten, und den See mit seinen Dünen und Mooren, seinen Haiden und Bienen, mit seinen nachbarlichen Zänkereien und uralten Erinnerungen aus der Römischen Zeit, Lebewohl zu sagen.

III. Ein Besuch im Dom zu Verden.

Karls des Großen Stiftungen. — Aeußerer Anblick des Doms zu Verden. — Geschichte des Baues. — Karl der Große und der Herzog von Cambridge und Luther. — Das Innere. — Die Säulen-Gruppirung im Chor. — Das Sakramenthäuschen. — Das Grabmonument der Bischöfe Christoph und Georg. — Die Tradition vom armen Haideschäfer, der einen Schatz fand und ihn dem Dom schenkte. —

Wo ein Hercules oder sonst ein mächtiger Heros ein Mal seinen Fuß hingesetzt hat, da bleibt die Spur davon dem Boden so unverwischbar eingedrückt, wie bei jenen mirakulösen Fußstapfen auf der Roßtrappe im Harz. Auch die Stiftungen unseres großen Kaisers Karl sind solchen Fußstapfen, oder etwa auch Eichbäumen vergleichbar, zu denen er die Eicheln in den Boden legte, und die dann aus der alten Wurzel durch den Lauf der Jahrhunderte mit immer neuen Trieben hervorgewachsen sind.

Wo irgend Karl der Große den alten Sachsen eine Schlacht lieferte, oder wo er ein blutiges Gericht über sie ergehen ließ, oder wo er ein Mal im Sachsenlande Hof- und Reichstag hielt, oder einen Bischof einsetzte, da sind noch bis auf den heutigen Tag, —

— als hätte der Kaiser durch seine Anordnungen die Geographie des Landes für ewige Zeiten gestaltet, — die Haupt-Lebenspunkte desselben, um die sich nach ihm dann die Culturgeschichte der Umgegend drehte. Aller Orten im Sachsenlande, in Paderborn, in Osnabrück, in Bremen ꝛc., wo er als erstes christliches Gotteshaus eine kleine hölzerne Kapelle zimmern ließ, da stehen jetzt als schönere aus diesem Keimen hervorgegangene Bäume die großen Dome unseres nordwestlichen Deutschlands, und da wird noch jetzt von Volk und Gelehrten sein Name genannt, und Tradition und Geschichte gehen auf ihn wie auf das historische Alpha und Omega jener Localitäten zurück.

Eine dieser vom großen Franken-Kaiser wachgerufenen Stiftungen, das an dem auf sein Geheiß geweihten Platze errichtete noble Gebäude des Doms von Verden pflegen noch heutzutage alle die Reisenden zu gewahren, die mit unserer nord-west-deutschen Weserbahn aus dem Innern unsers Vaterlandes der Hafenstadt Bremen zuströmen, oder die von dort und aus den transoceanischen Ländern kommend, sich längs dieser Bahn ins übrige Europa vertheilen. Hunderte von Menschen aus allen Weltgegenden fahren täglich bei diesem alten ehrwürdigen Gotteshause vorüber, halten zwei Minuten dort an, werfen einen Blick auf das hohe Dach, welches einen Büchsenschuß weit von ihrer Station die niedrigen Häuser des Städtchens überragt, erfahren kaum etwas mehr, als daß es eine alte Kirche sei, hören vielleicht den Namen Karls des Großen dabei aussprechen, und gleiten mit ihren

pfeifenden Locomotiven wieder weiter, um baldmöglichst aus diesem nördlichen und scheinbar reizlosen Haidelande südwärts hinauszukommen, indem sie vielleicht dabei denken: Was kann in Galliläa Gutes sein!

Und allerdings ganz unbegründet scheint auf den ersten Blick dieser Gedanke nicht zu sein. Denn gleich unseren Haiden, die doch so manche hübsche Landschaft in ihrem Schooße bergen, stellt sich auch der Dom von Verden von Weitem dem Beschauer sehr wenig lockend und ansprechend dar. Er präsentirt sich nicht wie ein lachender griechischer Tempel mit offenen Hallen, mit graziösen Portiken, mit eleganten und einladenden Propyläen, und schon in seiner äußeren Einkleidung das harmonische Ebenmaß seines inneren Gliederbaues verrathend.

Er besitzt auch nicht, wie doch so viele andere gothische Dome, einen schlanken Thurm von durchbrochener Arbeit, keine zierlichen Dachbögen und geschmückten Strebepfeiler. Er hat ein mächtiges einförmiges Dach wie eine Capuze gegen Schnee und Regen übergezogen und scheint einem plumpen Haidschnuckenschäfer vergleichbar, der mit seiner „Timpelmütze“ und seinem „Haik“ (dickwolligen Schäfermantel) über Kopf und Schultern und seinem knorrigen Hirtenstabe in der Hand mitten in der flachen Haidelandschaft dasteht. — Ist das Wetter, wie es auf der Station Verden nicht selten geschieht, ein wenig neblicht, so möchte man diesen Tempel gar nur für einen großen Heuhaufen oder für einen Kohlenmeiler halten.

Doch auf wie angenehme Weise lösen sich solche Vorstellungen und Illusionen für den auf, der sich endlich einmal dazu entschließt, dem Eisenbahndrange in die Ferne zu widerstehen, das Anziehende in der Nähe, wo es in Fülle liegt, zu suchen und der Erinnerung an Karl den Großen und der Beschauung der Werke seiner Nachfolger an diesem Erdfleck einige Augenblicke zu widmen!

Hat er sich durch die krummen und winklichen Gassen des Städtchens Verden und weiterhin durch die engen, niedrigen, schiefen Kreuzgänge, die wunderlichen Propyläen des Doms, hindurch gefunden und tritt er in den Tempel selber hinein, so sieht er sich plötzlich in einen Hain verschleierter Riesenbäume versetzt, mit Säulen und Bögen, mit hohen Gewölben und imposanten Hallen, von überraschend schöner Wirkung. Es ist, als hätte man ihn durch unterirdische Gänge eines Felsenberges in ein Zauberschloß geführt, oder eine runzlichte Nußschale geöffnet, in deren Innern ein Meister ein Kunstwerk verbarg. Der mächtige Kaiser Karl selber möchte sich darob wohl wundern, wenn er es sehen könnte, was seine Sachsen, die er zuerst schulte, und die Nachfolger seiner Priester, die er zuerst dotirte, hier zu Stande gebracht haben.

Bei den Wenigen, die ihn kennen, gilt jetzt der Dom von Verden für eines der schönsten Gotteshäuser zwischen Rhein und Elbe. Und er ist namentlich ausgezeichnet durch das, was er von außen mit seinem „Heuhaufen-Dache“ am wenigsten verspricht, durch

einfache Anmuth und durch eine gewisse scheinbar den griechischen Tempeln entlehnte Eleganz.

Er besteht im Wesentlichen aus einem Hauptschiffe, das fast den ganzen Raum des Gebäudes einnimmt. Die Seitenschiffe sind schmal und unbedeutend. Das Gewölbe ist nicht so spitz und thurmartig, wie man es in vielen nordischen Bauwerken sieht. Es nähert sich in seiner Abrundung ein wenig den Formen der südlichen Baustyle.

Die Säulen, welche es tragen, sind von sehr schlanken Proportionen, rundlich, glatt und ohne viel Zierrath und bunte Sculpturen. Sie stehen da, wie die schlichten Schäfte hoher Königsbuchen. Der einzige Schmuck, den sie haben, ist ein in den Säulenstamm eingelegter und tief eingemeißelter Blätterkranz, der sich oben bei jeder Säule in derselben Höhe da herumschwingt, wo bei ihren Köpfen das Gewölbe sich zu entfalten anfängt und der sie kleidet wie Heroen ein Lorbeerkranz. Man erblickt in ihnen gleichsam eine Gruppe festlich bekränzter oder mit einem goldenen Halsbande geschmückter Karyatiden, die ihren Dienst mit Freuden thun, und die den Tempelbau leicht und im feierlichen Festgewande auf ihren Schultern tragen.

Die anziehendste Partie der Kirche ist wohl das Chor, in dessen Mitte der Altar steht. Es wölbt sich hoch über diesen hinauf, getragen von eben solchen rundlichen, königsbuchenartigen und mit einem einfachen Kranze gezierten Säulen, wie es die im Schiffe sind. Nur stehen diese Träger des Chors in länglichem

Halbkreise dichter beisammen. Die Bögen, in denen oben ihre Köpfe unter einander und mit dem Gewölbe verschmelzen, sind eine äußerst gefällige Arbeit. Sie sind hoch hinaufgezogen und erinnern ein wenig an die Figuren und Bogenlinien des arabischen Styls. Da sie gerippt und gereift sind, wie Vorhänge mit geregeltem Faltenwurf, so umschlingen sie den Altar in der Höhe, gleichsam wie steinerne Zeltgehänge. Der Einblick aus verschiedenen Standorten und Partien der Kirche in den Reichthum dieser den Chor bildenden Gruppe unter einander verschlungener Säulen und Bögen ist ganz bezaubernd.

Der Halbkreis von Nischen und Capellen, der in katholischer Zeit diese Säulenhalle umgab, ist jetzt verschwunden. Alle Capellen sind ausgeräumt, und ein einfacher, leerer Säulengang ist an ihre Stelle getreten.

Bei der Restaurirung der Kirche, die im Jahre 1829 begonnen und 1832 vollendet wurde, hat man Alles, Säulen, Wände, Bögen, das ganze Innere des Doms mit einer hellen einförmigen weißen Farbe überkleidet. Und in Mitte dieser Farben Einfalt heben sich die wenigen noch gebliebenen bunten Kunstwerke der Vorzeit desto pikanter hervor, namentlich das metallene, vergoldete Tabernakel- oder Sakramenthäuslein, welches den Altar zieret, und in seinen dünnen, lustig zusammengesetzten Säulchen, Stäbchen, zahllosen Nischen, Spitzen und Giebelchen mit einem auf dem Ambos geschmiedeten Tressen- und Spitzenwerke verglichen werden könnte.

Am unteren Rande oder Fuße ist dieses Sakramenthäuschen, dessen Urheber man nicht kennt, welches Kenner aber dem berühmten Kunstwerke von Adam Krafft in Nürnberg an die Seite setzen, mit den Statuen der Apostel, der Mutter Maria, des Bischofs Conrads, des Haupterbauers des jetzigen Gebäudes, dessen Modell er der Mutter Maria knieend darreicht, und mit zahlreichen anderen Bildsäulchen und Skulpturen geschmückt. An der einen Seite des Ganzen steht in Basrelief die Figur Karl's des Großen, des Begründers des Doms um das Jahr 800, an der andern die des Herzogs von Cambridge, unter dessen Auspicien das Gebäude 1832 restaurirt wurde.

Diese Nebeneinanderstellung des großen Frankenkaisers und eines Regenten der nordwestlichen Haidelande fordert zu manchen Betrachtungen auf. Denn es ist wohl merkwürdig genug, daß Karl der Große trotz seiner dreißigjährigen Kriege im Sachsenlande das Volk und seinen separatistischen Geist nicht dauernd beugte, und daß es noch immer wieder heutzutage selbständige unabhängige niedersächsische Fürsten, Nachfolger der von Karl bekämpften Wittekind's giebt. Aber im Mittelfenster des Verdener Domchors kommt Karl der Große in einer noch auffallenderen Verbindung vor, da steht sein Portrait in derselben Reihe und von derselben Größe neben demjenigen Luther's und Melanchthon's und des heldenmüthigen Herzogs Christian von Braunschweig. Der Ideengang der jetzigen Domherren bei dieser Combination war wohl der, daß Karl der Große für Verden der Begründer, Luther

und Melanchthon die Reformatoren des Christenthums und die Vollender des vom Kaiser begonnenen Werks gewesen seien. Nach unserer Weise mag dies ganz richtig gedacht sein. Aber schwerlich war jener Ideengang in dem Geiste Karls des Großen selbst, der sich vermuthlich nicht wenig darüber gewundert haben würde, sich hier in seinem Dome Schulter an Schulter mit einem Luther zu sehen. Er hätte in der Auflehnung dieses sächsischen Mönchs gegen Kaiser und Pabst vermuthlich weiter nichts erblickt, als einen abermaligen Abfall seiner Sachsen und einen nach 8 Jahrhunderten erneuerten Beweis ihrer „unverbesserlichen Hartnäckigkeit,“ die er durch das furchtbare Strafgericht, welches er einmal bei Verden über sie ergehen ließ, völlig gebrochen zu haben glaubte.

Außer den besagten in neuer Zeit angefertigten Portraits enthält das jetzige Gebäude wohl keine Reminiscenz an Karl d. Gr. mehr. Von dem, was er hier um das Jahr 800 bauen ließ, steckt wohl kein Splitter mehr in den heutigen Mauern. Sein erster Dom bestand vermuthlich ganz aus Holz und war schon 933 so verfallen, daß damals einer der Billungs einen neuen bauen mußte. Auch dieser zweite Dom soll noch in der Hauptsache aus Holz gewesen und erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts vom baulustigen Bischof Wigger von Verden in ein steinernes Gebäude verwandelt sein. Nur von dieser dritten Domkirche sind noch einige Reste in dem jetzigen Gebäude vorhanden, theils in den Fundamenten, theils

vielleicht in den sehr alterthümlichen Steinverzierungen des Kreuzganges.

Diesen dritten Verdener Dom haben die Bremer und ihr Erzbischof Gieselbert im Jahr 1281, als sie das mit ihnen verfeindete Verden eroberten, niedergebrannt und ruinirt. Erst aus diesem Ruin stieg alsdann im Laufe eines Jahrhunderts der jetzige oder vierte Dom hervor, der alle früheren an Größe und Pracht übertraf. Zu ihm wurde im Jahre 1290 von dem oben genannten Bischof Conrad von Verden der erste Grundstein gelegt. Aber erst im Jahre 1390 war das Haus vollendet, so daß es dann endlich vom Bischof Otto eingeweiht werden konnte, was am zweiten Ostertage jenes Jahres mit vielem Glanze geschah. Aber auch die damals gebaute Kirche war noch bedeutend kleiner als die jetzige. Und erst der Bischof Barthold gab dieser von 1478 bis 1490 durch Hinzufügung der westlichen Hälfte diejenige Größe, die sie heutzutage besitzt, so daß das Ganze also erst kurz vor Luthers Reformation völlig fertig geworden ist. Ja eigentlich ist erst zu unserer Zeit durch die schon erwähnte im Jahre 1832 vollendete und wie mir es scheint, sehr verständig geleitete Restaurirung und Umbauung die rechte Harmonie in das Ganze gekommen, dessen Theile zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Baumaterialien und mit sehr abweichender Solidität gebaut und dann noch obendrein mit vielen später hinzugefügten Ungehörigkeiten, Zwischenmauern und Beibauten verunziert waren.

Von den zahlreichen Monumenten, Seitenaltären,

Epitaphien und Grüften, mit denen sonst der Verdener Dom überladen war und die zum Theil sehr der Festigkeit des Baues schadeten, hat man nur diejenigen erhalten, die einen einigermaßen bedeutenden künstlerischen oder historischen Werth besaßen. Unter ihnen sind die interessantesten: der alte aus Eichenholz geschnitzte Bischofsstuhl, ein Meisterstück der Holzschneidekunst, und dann das Grabmonument der beiden Verdener Bischöfe Christoph und Georg, zweier fürstlicher Brüder aus dem Hause der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die beide derselbe Leichenstein deckt, obgleich sie beide in Charakter und Wesen diametral verschieden waren. Der eine Christoph, auch Erzbischof von Bremen, berüchtigt in der Geschichte dieses Erzstifts als einer der ausgeartetsten Kirchenfürsten seiner Zeit, dem Protestantismus feind, — der andere Georg, einer der besten Regenten auf dem Stuhle von Bremen und Verden, dem Protestantismus hold, — jener ein eitler, launiger Tyrann und Verschwender, der über ein halbes Jahrhundert lang das Scepter führte und gründlich das Seine that, um den katholischen Priesterstand in Mißcredit zu bringen, dieser, „der das Leben eines Weisen führte,“ mit gelehrten und aufgeklärten Männern am liebsten verkehrte und durch verschiedene Kirchenreformen der Einführung des Protestantismus in seinem Sprengel vorbereitete, den aber der Himmel nach einem kurzen Regimente von acht Jahren abrief.

Wie Jemand auf die Idee kommen konnte, zwei so verschieden geartete Menschen in demselben Schrein auf dieselben Lorbeeren unter demselben prächtig ge-

schmückten Sarkophag neben einander zu betten, begreift man kaum. Es sei denn, daß der gute Bruder Georg es selber so anordnete. In diesem Falle könnte man dann denken, daß ihm brüderliche Zuneigung den Gedanken eingab, daß er die Sünden seines Bruders mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken und ihn vielleicht mit sich in den Himmel zu nehmen gedachte.

Für die kleine Stadt Verden erscheint der prächtige Dom um Vieles zu groß, fast wie eine Riesenrüstung für einen Zwerg. Aber freilich ist er auch mehr ein Landes-Tempel als eine Stadt-Kirche. Die ganze ländliche Bevölkerung aus einem großen Sprengel ist bei ihm eingepfarrt und die Bauern kommen des Sonntags drei bis vier Stunden weit aus den Haide- und Marschdörfern der Weser zum Dom-Gottesdienste heran. Sie haben das Hauptstück der Kirche, alle Sitze im großen und mittleren Schiffe inne. Die Städter besitzen nur die Seitenflügel und Emporkirchen. Dies sind zwar für das Ueberschauen der Kirche und die Anhörung der Predigt die besten Sitze. Nichts desto weniger scheint es mir, nach der Aeußerung, die mir ein Bauer selbst darüber machte, daß die guten Landleute sich einbilden, sie seien, da sie so mitten drinnen sitzen, die Hauptpersonen in dem Dome. Sie haben auch eine Sage, wonach nicht eigentlich die fürstlichen Bischöfe von Verden, sondern sie, die Bauern, den großen Dom gebaut hätten. Ein armer frommer Haideschäfer, so erzählen sie, hätte ein Mal einen großen Schatz gefunden, den er den lieben Gott

und der Kirche gewidmet und mit dem er den Dom bis an das Dach aufgebaut habe. Und daher sei derselbe auch eine rechte Bauernkirche geworden. Die kleine bäurische in der Haide geborne Küstermagd, die uns dieses verrieth, deutete uns auch einen Platz in der Kirche mitten vor dem Chor an, wo die Bildsäule jenes frommen Schäfers noch bis zum Jahre 1832 gestanden habe. Erst bei dem Umbau in diesem Jahre sei sie weggeschafft worden. Sie zeigte uns auch in der äußern Kirchenmauer eine andere Statue aus Sandstein, die, wie sie meinte, ebenfalls jenen Schäfer vorstellen solle.

Was an diesen Angaben speciell Wahres ist, weiß ich nicht. Aber gewiß hat es, im Grunde genommen, mit jener Sage in der Hauptsache ganz seine Richtigkeit. Denn ohne Zweifel war es ja eben der arme Schaafe weidende und Acker bauende Landmann, der das Wesentlichste bei dem ganzen Dom-Bau thun mußte. Er gab nicht nur seine Arme, sondern in letzter Instanz auch das Geld dazu her. Auch fand er ja richtig den großen dazu nöthigen Schatz in seinem Grunde und Boden, in seinen Aeckern und Wiesen und verwandte denselben freiwillig oder gezwungen für den Kirchenbau, der ohne die arme contribuens plebs der Schäfer der Lüneburger Haide und ohne die Bauern in den benachbarten Weser Marschen, von denen die Kirchenhirten Verdens ihre Haupteinkünfte bezogen, sicher nicht zu Stande gekommen wäre.

IV. Das Blockland bei Bremen.

Das Blockland in Holland. — Die Bürgerviehweide der Bremer. — Vögel- und Insekten-Leben auf den Wiesen. — Canalfahrt. — Die „Siele.“ — Ein „Overtog.“ — Das „weiße“ und das „braune Wasser.“ — Die blühenden „Groden“. — Die Entenzucht. — Die Marken-Bücher für die Enten. — Wie die Enten mit Netzen eingefangen werden. — Ein Enten-Paradies. — Scenen am Deich. — Alte Rauchhäuser. — Haus-Inschriften. — Die „Feuerkuhle.“ — Primitive Menschen. — Die Namen ihrer Hunde. — Die Familie der Bovendam's. — Ein alter Dorf-Kirchhof und seine Traditionen. — Wilde Entenjagd. — Viehzucht im Sumpfe. — Futter „Tische und Schelfe“ für das Vieh. — Das „Schwadengras.“ oder der „wilde Hafer.“ — Die davon bereitete Grütze. — Erinnerung an den wilden Hafer der Amerikanischen Indianer. — Winter-Scenen in den Marschen verglichen mit den Winter-Begebenheiten in den Alpen. — Nachtfahrt auf einem Binnenflusse. — Nächtliches Treiben der Vögel. —

Bekanntlich ist der flache Sand- und Haiderücken des nordwestlichen Deutschlands mit einer Reihe niedriger und wässriger Wiesen- und Ackerländer eingefaßt. Diese grüne Einfassung erstreckt sich auf beiden Ufern der Elbe, der Weser, der Ems und längst der langen Küste der Nordsee hin, wo sie im Norden auf der einen Seite bei der Jütischen Halbinsel endet, auf der andern mit den weiten Marschen von Holland verschmilzt.

Durch dieses ganze merkwürdige und buntgestaltete Gebiet hat sich das Viehzucht und Schifffahrt gleich

eifrig betreibende Volk der Friesen in vielen Colonien verbreitet und hat durch seine Kunst und Geschicklichkeit im Kanal- und Deichbau diese Marschen, welche die sächsischen Haidebewohner nicht zu behandeln verstanden, nutz- und bewohnbar gemacht. Viele der von ihnen gestifteten und organisirten Landschaften sind in der Geschichte Deutschlands berühmt geworden, so — um eine aus der Nachbarschaft zu nennen — das Stedingerland.

Einer der obskursten und verstecktesten dieser kleinen Friesischen Marsch- und Sumpfkantone ist „das Blockland" bei Bremen. Von dem Namen dieses kleinen Ländchens, das ehemals im Schatten des Krummstabes der Erzbischöfe von Bremen ruhte und jetzt den nördlichen Theil des Gebiets der Republik von Bremen ausmacht, hört man wie von allen Namen der Welt verschiedene Deutungen. Eine derselben, die mir am meisten gefällt, leitet ihn von dem friesischen Worte „Block" ab, das so viel bedeutet wie unser Deutsches „flach" und mit dem deutschen „blach" in „Blachfeld" beinahe identisch ist. Wäre dies richtig, so könnte man daher das friesische „Blockland" in's Hochdeutsche kurz mit „Blachland" oder „Flachland" übersetzen. *)

Ich wollte, daß ich auch das ganze Land und

*) Nach dem ostfriesischen Wörterbuch von Stürenburg heißt „Blockacker" im Ostfriesischen so viel als „ein kurzer Queeracker," und „blocken" so viel als „schwere Arbeit verrichten." Ich mag schon hier bemerken, daß es auch in Holland eine Marsch mit dem Namen „Blockland" giebt.

seine Geographie eben so leicht und deutlich in's Hochdeutsche übersetzen könnte wie den Namen. In der Regel aber ist die Natur von Land und Leuten so sehr mit der bei ihnen herrschenden Sprache verwachsen, daß man jedes Volk und sein Gebiet eigentlich nur recht verständlich in seinem eigenen Idiome schildern könnte. Ich will es versuchen, über das Blockland nicht, wie ich eigentlich sollte, friesisch oder plattdeutsch, sondern hochdeutsch zu reden, und muß dabei vielfach auf die Nachsicht des Lesers rechnen, will auch zugleich die Bemerkung hinzufügen, daß ein gut Theil von Dem, was man über das Bremische Blockland vorbringen kann, auch auf viele andere ähnliche Striche unseres nordwestdeutschen Niederlandes paßt. Man muß bei einer Untersuchung dieses Tröpfchens im Meere das ex ungue leonem immer vor Augen haben. Die Art und Weise, wie es die Blockländer treiben, ihre Sitten, Liebhabereien und Gebräuche, ihre Einrichtungen, die Gefahren und Drangsale ihres Lebens, ihre Vogel- und Entenjagden, ihre Fischfangs- und Schifffahrtsweisen, dies alles geht mit Modifaktionen durch das ganze weite niedersächsisch-friesische Marschland bis nach Holland hin.

Es war ein wundervoll lieblicher Junimorgen, als ich zu den Thoren der alten Hansestadt Bremen hinauswanderte, um besagtes Land zu besuchen. Ich hatte für diese Reise einen Eingebornen, der mit seinem Vornamen „Orndt“ (Arndt) hieß, engagirt, und dieser Mann erwartete mich mit seinem Schiffchen, — denn anders als zu Schiffe kann man den sumpfigen und

canalreichen, aber straßenlosen Gau nicht wohl besichtigen, — bei einem einsamen Wirthshause, welches an der ersten Schleuse des in's Blockland führenden Hauptkanales liegt, und das seinen Namen „der Stau“ wohl von dieser Schleuse und der dabei stattfindenden Wasserstauung empfangen haben mag.

Mein „Orndt“, ein guter, freundlicher, ehrlicher Blockländer, kam mir beim „Stau“ schon entgegen. Er hatte mir in seinem Schiffe einen bequemen Heusitz bereitet, und kaum waren wir reisefertig an Bord und glitten auf dem langgestreckten Kanale zwischen den fetten Kräutern und Blumen der Wiesen auf beiden Seiten des Wassers dahin, so kam es mir alsbald vor, als befände ich mich in einem ganz fremdartigen Lande.

Das Geräusch der Stadt hatte längst ganz aufgehört. Gepflasterte Wege gab es rechts und links nicht mehr, und so sah und hörte man auch keine Pferde und Wagen. Aller Transport um uns her geschah auf dem glatten, stillen Gewässer. Uns begegneten eine Menge kleiner Schiffchen aus dem Blocklande, welche Fische und Geflügel zu Markte brachten, und andere aus den Haide- und Moorgegenden des Königreichs Hannover, die Torf und andere Produkte zur Stadt führten. Zahllose zierliche Libellen umtanzten uns, und lebhafte hellpfeifende Kibitze, Meerschwalben und andere Sumpf- und Wasservögel, die nur so weit flattern, wie ihr Wiesen- und Sumpfland geht, die nur bis an die Thore der genannten Stadt schweifen, und deren Geschrei selbst man dort nie vernommen

hat, wiegten sich auf ihren leichten Schwingen in geschäftiger Menge. Es ist wunderbar, wie die verschiedenen Naturabschnitte oft selbst in den bewohntesten Gegenden in so scharfen Contrasten dicht neben einander liegen. Man hat dies oft von den bis an die Ränder des Gletschereises vorstoßenden Blumenteppichen der Alpenthäler bemerkt. Aber Aehnliches findet sich überall. Denn wer genau zusieht, wird finden, daß selbst die Oberfläche unserer Ebenen so bunt wie ein Schachbrett ist, nicht anders als die der Gebirge.

Eine Strecke Weges fuhren wir noch längs des schönen fetten Wiesenstrichs hin, den die Bürger von Bremen in alten Zeiten einmal von der huldvollen Gräfin Emma von Lesum, einer Beherrscherin des Blocklandes, zum Geschenk erhalten haben sollen, und den sie daher „Bürgerviehweide“ nennen. Die Sage geht — ich glaube aber, sie ist nicht ganz historisch, — daß jene edle Dame der Stadt so viel Land versprochen habe, als ein gewisser alter krüppeliger Zwerg innerhalb 24 Stunden umkriechen könne. Dieser patriotische Zwerg soll denn alle seine Kräfte angestrengt und das ganze schöne Weidestück, das über zwei Stunden im Umfang hat, umkrochen, dann aber — in Folge der Anstrengung? — sein Leben ausgehaucht haben. Seine dankbaren Landsleute setzten ihm dafür ein Monument. Sie legten sein krüppelhaftes in Stein ausgehauenes Bildniß, welches einem Caliban ähnlich sieht, zu Füßen ihres großen Riesen, des steinernen Roland, der als Wächter und Sinnbild ihrer Reichsunabhängigkeit auf ihrem Marktplatze steht, nieder. Auch der großmüthigen

Gräfin Emma, die das vom Zwerg umkrochene Land wirklich abtrat, haben sie ein Denkmal gesetzt. Ein am Anfange der „Bürgerviehweide“ aufgeworfener Hügel in einer öffentlichen Gartenanlage wurde von ihnen der „Emmaberg“ benannt.

Die ganze besagte Weide war eben jetzt mit mannigfaltigen Blumen und den zahlreichen Rindern der Stadt bedeckt, die im Monat Juni hier leben wie die Kinder im Pfannekuchen-Berge. Das Gras geht ihnen bis an's Knie und die Butterblumen bis an's Maul. Das Einzige, was sie plagt, ist der Ueberfluß an strotzender Milch, und die Milchmädchen, ihre treuen Dienerinnen, mit blanken Eimern am bunt geschmückten „Joch“, auf dem die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit messigenen Nägeln eben so gestickt sind, wie ein Tyroler Bergsteiger dieselben auf seinem Gürtel zu haben pflegt, stellen sich täglich zu rechter Zeit ein, um sie von dieser willkommenen Last zu befreien. Es ist eine höchst zufriedene Gemeinde ohne Nothleidende und Pauperismus. Wenn doch die Menschen ihren eigenen Leuten einen so vollkommenen Staat wie ihrem Vieh bereiten könnten! Auch an den Rändern unseres Kanals und in seinen zahllosen Seitenästen und Gräben genoß die Natur sich selbst in stiller unbelauschter Weise in Myriaden von kleinen Geschöpfen, die auf Flügeln in der Luft zwischen dem Kräuter- und Blumenwalde schwirrten oder auf dem Wasser und Sumpfe schwammen, krochen und stelzten.

Dieß Alles betrachtend und genießend kamen wir immer weiter in's Blockland oder Blachland

hinaus. Denn dieses verläuft sich von der etwas hohen, auf Sanddünen belegenen Stadt immer mehr und mehr in's Tiefe und verliert sich am Ende in einem Sumpfe oder in einer den größten Theil des Jahres überschwemmten Wiesen- und Schilfniederung, welche alles Flüssige, was von der Stadt wegläuft, empfängt und der auch außerdem noch Gewässer aus anderen oberen Gegenden zuströmen.

Die Gefilde oder Abtheilungen, aus denen diese Niederungen zusammengesetzt sind, haben alle ein etwas verschiedenes Niveau. Der eine Strich liegt ein oder ein paar Fuß niedriger oder höher als der andere. Wo die Absätze von dem einen zum andern sind, giebt es daher in den Kanälen Schleusen, die sie hier zu Lande „Siele" nennen. Aus den Flügelthoren dieser „Siele" entladet sich alles überflüssige Wasser des höheren Gebiets. Zugleich aber auch schützen sie das höhere Land vor Ueberschwemmung, wenn in dem unteren durch die Seefluth oder andere Ursachen das Wasser übermäßig steigen sollte. Die Sielthore schließen sich dann vor dem Andrange des Wassers von selbst.

Je nach der Größe und Bauart giebt es eine Menge Arten von Sielen: „Klapp-Siele", „Balken-Siele", „Stender-Siele" &c. — Die Sielthüren sind für gewöhnlich geschlossen, entweder weil auf der einen oder andern Seite das Wasser zu niedrig, oder weil es zu hoch ist und nicht ein- oder ausfließen soll, und man hat daher bei jedem Siele, um die Schiffe über die Scheidewand von einer Landesabtheilung in die andere hin-

überzuziehen, einen sogenannten „Overtog“ (Ueberzug) angebracht.

Auch die „Overtoge“ sind in diesen Gegenden von sehr verschiedener Art. Zuweilen sind die Rutschbahnen auf beiden Seiten mit Rollen versehen, auf denen man das Schiffchen hinaufzieht, um auf der andern Seite wieder ins jenseitige Wasser hinabzurutschen. Zuweilen ist der „Overtog“ bloß aus festem Lehm zusammengeschlagen, auf dem das nasse Schiff sich selbst die glatte Rutschbahn bereitet. Bei manchen Sielen findet man ein Pferd angestellt, das den Aufzug verrichtet. Die frommen Thiere kennen ihren Dienst so gut wie Maschinen, kommen aus dem Stall, wenn das Schiff in Sicht ist, traben mit ihm zwanzig Schritt weit fort, und wenn sie es im Wasser sehen, ziehen sie sich geduldig wieder in den Stall zurück. Die Töchter der Schleusenwächter haben nichts dabei zu thun, als die Kette aus- und einzuhaken, dem „Braunen“ einmal auf die Lenden zu klopfen und ihm mit freundlichem Commando die Heimkehr anzuempfehlen.

Bei einem dieser Landesthore, welches der „Kuhsiel“ hieß, glitschten wir auf diese Weise denn endlich in den Fluß „Wumme“ hinaus, wo wir den eigentlichen Anfang des Blocklandes, und zwar des „Oberblocklandes“, erreicht hatten. Denn so klein dies Ländchen auch ist, so theilt es sich doch noch wieder in ein Ober- und Niederland.*)

---

*) Ich bemerke hierbei, daß dasselbe bei dem von mir oben erwähnten „Blocklande“ in Holland statt hat.

Die Wumme ist ein Nebenfluß der Weser, der sich ziemlich weit aus dem Herzogthum Bremen heranzieht und sich aus den Haiden und Mooren dieser Gegend entwickelt. Sie führt daher ein kaffee-braunes Wasser mit sich, das übrigens sehr durch-sichtig und dabei zuweilen sehr tief ist. Die Fluth steigt von der Weser her mehre Meilen hoch in „die Wumme“ hinauf uud bringt Weserwasser mit sich, welches trübe und weißlich aussieht. Die Leute unterscheiden daher hier immer zwischen „weißem Wasser“ und „braunem Wasser“. Das weiße Wasser („dat witte Water“) ist ihnen willkommener. Denn wo es hingelangt, da düngt es das Land. Das braune Wasser dagegen ist hart, beizt wie Lohe und hat nichts Befruchtendes. Daher haben auch die Ufer, so weit die Fluth, oder „dat witte Water“ geht, sehr fette und schöne Grasländereien.

Die Wumme schlängelt sich hier in unzähligen Windungen zwischen dem Gebiete der Stadt Bremen und dem Königreiche Hannover hin. Im Süden liegt das Blockland, im Norden ein ziemlich ähnliches Land, das sie hier nach dem Hauptorte das „Sankt Jürgener Land“ nennen, und das ebenfalls bestän-digen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Ich wandte meine Aufmerksamkeit dies Mal ausschließlich der Südseite zu, auf welcher die Wumme durchweg von einem großen, hohen und starken „Winter-Deiche“ begleitet wird. Die Nordseite oder das Land St. Jürgen hat nur einen schwächlichen, niedrigen „Som-merdeich.“ So ein Sommerdeich schützt nur gegen

die gewöhnlichen Fluthen, wie sie im trockenen Sommer eintreten. Ein „Winterdeich“ aber dient auch gegen die viel mächtigeren Hochwasser und Sturmfluthen des Winters. In einem Lande, in welchem man es noch nicht zu einem kostspieligen „Winterdeiche“ hat bringen können, müssen die Einwohner sich daher für ihre Wohnungen künstliche Hügel aufwerfen, sogenannte „Warfen“ (von „werfen“). In dem bloß für den Sommer bedeichten St. Jürgener Lande wohnen sie daher noch heutzutage auf Warfen verstreut, welches in alten Zeiten nach dem Zeugnisse des Römers Plinius, dem diese Warfen sehr wunderbar erschienen, überall in diesen Niederungen das Gewöhnliche war, so lange ein verbessertes Deichsystem noch nicht weit um sich gegriffen hatte. So wie ein Land aber Winterdeiche bekam, zog sich dann die ganze Bevölkerung allmählig zu diesem hohen Damme heran, der als Retter aus den Fluthen erschien, und die inneren „Warfen“ wurden allmälig verlassen; sie liegen heutigen Tages öde und kahl, obwohl noch im Schilfe erkennbar in den Brüchen herum.

Das ganze Volk und Leben eines solchen eingedeichten Landes klebt daher an dem Deiche, der gleichsam sein Rückgrat oder seine Haupt-Arterie geworden ist. Das Blockland ist in diesem Fall. Stunden weit zieht sich der Deich überall mit Häusern, Bäumen und Gärtchen besetzt — ein zusammenhängendes Dorf — dahin. Nach außen gegen das Wasser zu bietet der Deich immer dieselbe einförmig gestaltete Böschung oder Fronte. Aber nach innen zeigen sich

manche Unregelmäßigkeiten. Da wo ein Haus stehen soll, dehnt er sich zu einem breiten Plateau aus, welches für ein ganzes Bauerngehöfte mit allem seinen Zubehör hinreichenden Platz gewährt. Es sind gleichsam in den Faden des Deichs eingeknotete Hügel.

Da der Deich nicht alle kleine Windungen des Flusses mitmacht und demselben für seine Winterfluthen ein sehr breites Bett läßt, so schneidet er daher manche kleine Halbinseln ab, die dem Feinde gleichsam preisgegeben sind, und die bei jeder einigermaßen hohen Fluth überschwemmt werden. Diese Vorländereien nennen sie hier „de Groon“ (die Groden), welcher Name mit dem Englischen „grow“ (wachsen), plattdeutsch: „groin“ schwedisch: „groo“ zusammenhängt. Auch die grünen zum Theil mit Gras, zum Theil mit Schilf bestandenen Inseln, die in den vielen Armen des Flusses liegen, gehören zu den „Groden“.

Diese Groden nun werden von dem „weißen Wasser“ gedüngt. Sie standen gerade jetzt in dem schönsten Flor und waren überall mit hohem üppigen Grase und mit einem dichten Wiesenblumen-Teppiche bedeckt. Hie und da haben die Deichbewohner auch Gemüsegärten auf ihren „Groden“ angelegt.

Da ein äußerst angenehmer und unserer Fahrt günstiger Ostwind über den Fluß hinstrich, so spannten wir ein Segel auf und fuhren eine Strecke weit in höchst anmuthiger Weise durch jene blumigen Außenländereien dahin. Zuweilen traten wir auf den breiten Hauptstrom hinaus, mitunter schnitten wir auf Seitenarmen und Richtewegen mitten durch die Schilfinseln

hindurch, in denen die Häuserdächer des Blocklandes wachsen. Es findet sich hier nämlich eine eigene Art hohen Grases oder Riets, das sie zum Decken der Häuser am zweckmäßigsten finden und das sie daher „Dak“ nennen. — Diese Schilfinseln der Wumme und deranderen Nebenflüsse der Weser sind ein Lieblingsaufenthalt vieler Wasservögel und namentlich der Enten, der zahmen sowohl als der wilden. Die Zucht der zahmen Enten und die Jagd der wilden bildet daher einen der Nahrungszweige aller dieser Wasserländer und eine Hauptliebhaberei ihrer Bewohner, namentlich auch der Blockländer. Da ihr Land diesen Vögeln so günstig ist und, so zu sagen, einen einzigen großen Ententeich darstellt, so treiben sie diese Liebhaberei in's Große. Mancher Bauer überwintert bei sich wohl bis 100 Mutterenten, dazu 10 bis 15 „Warten“ *) (Enteriche). Jede Mutter bringt 20 bis 25 Kleine aus, so daß ein einziger Bauerhof im Frühling wohl 1000 bis 2000 Enten auf's Wasser oder, wie sie sich ausdrücken, „ins Feld“ läßt.

Sie haben auf ihren Tennen lange Gehäuse stehen, die in so viele Abtheilungen gebracht sind, als sie Mutter-Enten brüten lassen wollen, jedes Stübchen oder Nest mit seinem aparten Eingange. Einige haben diese Gehäuse in der Form von länglichen

*) Das Wort „Warte“ soll mit dem Altdeutschen „War“ (von währen), ein „Mann“ und mit dem Lateinischen „vir“ zusammenhangen.

Kasten aus Brettern, andere aus „Flaken“ (d. i. Weidengeflecht). Im Winter nun wohnen die Enten bei den Leuten in den Häusern, legen Eier und brüten. Mancher Blockländer hat auf seiner Diele längs den Wänden zwei oder drei Reihen solcher Entenbauer.

So wie im Frühlinge die Eier alle ausgebrütet und die Kleinen trocken sind, strebt die Mutter mit ihnen „in's Feld“ (auf's Wasser), wo sich ihnen das ganze sumpfige Land zu einem weiten Spielraum eröffnet, und von wo sie erst im Herbste wieder zu ihren Eigenthümer zurückkehren. Ehe sie jedoch zu diesem Sommervergnügen entlassen werden, müssen sich die Kleinen noch die Operation des „Märkens“ gefallen lassen. Da nämlich wohl die Alten, nicht aber die während des Sommers aufwachsenden und verwildernden Jungen ihr Haus kennen und manche von ihnen oft in andere Hände gerathen, so hat jeder Bauerhof seine eigene Marke, mit der er seine Waare kennzeichnet. Diese Marke bringen sie an den Füßen der Enten, und zwar durch verschieden gezeichnete Einschnitte an. Einige schneiden einen „Split,“ d. h. einen einfachen Schnitt, in die Schwimmhaut zwischen der äußern und mittlern Zehe, andere zwischen der inneren und mittlern Zehe. Dann wieder giebt es einen gewissen Doppelschnitt, der „die Tonge“ (eine Zunge) heißt, und endlich noch einen kleinen lappenartigen Ausschnitt an der Schwimmhaut zwischen Daumen und Zehe, den sie „Fledder“ nennen. Indem sie nun diese „Fleddern“ und „Tongen“ und „Splits“ entweder am linken oder rechten Fuße anbringen oder

sie mit dem Wegschneiden des einen oder anderen der acht Zehen und Daumen, welche die beiden Entenfüße darbieten, combiniren, haben sie so viele verschiedene Marken zu Stande gebracht, als für die ganze Bewohnerschaft nöthig sind, und im Nothfalle könnten sie noch einige hundert mehr herauscombiniren.

Alle diese Entenmarken haften an den Gehöften seit uralten Zeiten, und sie haben sogenannte „Markbücher,“ in welchen diese Dinge verzeichnet sind. Da in jedem fünften oder sechsten Hause sich ein „Markbuch“ findet, so wurde es mir im Verlaufe meiner Wanderung nicht schwer eines dieser merkwürdigen Dokumente aufzutreiben. Es waren darin alle Namen der Gehöfte des Blocklandes aufgeführt, und bei jedem standen zwei Entenfüße gemalt, bei denen die auf dem Hofe hergebrachten „Zungen-,“ „Splitts-,“ „Fleddern-“ und Zehabschnitte mit Strichen bezeichnet waren. Bei Rechtsstreitigkeiten z. B. wenn ein Bauer seine Enten im Besitze eines anderen findet, wird ein solches Markbuch producirt und mit Hülfe desselben bald der Fall entschieden.

Ich wünschte die Operation des Märkens selbst zu sehen und kehrte daher bei einem der Entenbesitzer ein, der mir alle seine Vorrichtungen zeigte und sich mit mir auch bald, ein scharfes Messer in der Hand und ein glattes Brett auf dem Knie, vor einem Entenbauer niedersetzte, wo noch in der letzten Nacht einige Eier ausgebrütet waren. Er holte eins der kleinen zappelnden und schreienden Wesen nach dem andern hervor, legte sie auf das Schlachtbrett und schnitt

ihnen mit großer Geschwindigkeit die seinem Eigenthum gebührenden Figuren in den Fuß. Viel Grausamkeit scheint nicht dabei obzuwalten. Denn so wie sie wieder frei gelassen waren, hörten die Dingerchen auf zu schreien, schüttelten sich den Federpelz und krochen gemüthlich, als wenn nichts passirt wäre, unter den Schooß der Mutter zurück.

Da im Frühlinge viele tausend Enten in den großen Sumpf des Landes hinausgelassen werden und sich dort wie ein Spiel Karten wild durch einander mischen, schien mir trotz jener Marken doch die Aufgabe, diesen ganzen verwirrten Knoten im Herbste wieder aufzulösen, sehr schwer. Ich begriff nicht, wie ohne eine endlose Tauscherei jedem das Seinige zu Theil werden könne. Meine Leute suchten mir aber die Sache klar zu machen: Erstlich, sagten sie, was die alten an den Bauerhof gewöhnten Mutter-Enten betreffe, so kennten diese genau ihre Heimath. Sie kommen, „wenn das Feld zugeht,“ d. h. beim Einbrechen des rauhen Winters, von selbst angewatschelt und melden sich an der rechten Stelle um Aufnahme und Schutz. Auch bringen sie immer schon einige von ihren Kindern mit sich, und auch der Fang der andern jungen und im Laufe des Sommers völlig verwilderten, — allerdings bei weitem der Mehrzahl, — wird durch mehrere Umstände ermöglicht. Das „Feld“ geht zuerst in den Außenpartieen mit Eis zu, während in der Nähe des schützenden Deiches und der Häuser noch lange einige Wasserstellen, sogenannte „Pole“ (das hochdeutsche Pfuhl) offen bleiben.

Die Enten werden daher zuerst aus den ganz wilden Gegenden vom rauhen Winter hinausgetrieben und nähern sich von selbst den Wohnungen. Dort schaaren sie sich, wie fast alle Vögel, im Herbste zu großen Gesellschaften und vereinigen sich auf den „Polen“ in Heerden von vielen Hunderten.

Natürlich erleichtert dies die Arbeit des Einfangens schon sehr. Dann gewöhnen sich die Enten in der Nähe des Deichs, wo bis spät in den Winter hinein viel geschifft und gewirthschaftet wird, allmälig an den Anblick des Menschen und seiner Werke. Selbst die Kälte und der Hunger machen sie schon etwas zahmer. Auch bringen die Bauern, um sie noch mehr zu gewöhnen, dann und wann etwas Futter in die Sümpfe und „Pole“. — Haben sie auf diese Weise nun endlich einen Haufen Enten, — 8 oder 900 und zuweilen mehr — auf einen Pol vereinigt, und werden dann der Winter und der Hunger bedrohlicher, so geben sie ihren Nachbaren Kunde.

Diese machen sich in Böten auf, rudern nach einem verabredeten Plane aus verschiedenen Canälen auf die Enten-Armee los und suchen sie allmälig und leise in einen großen, noch offenen Canal hineinzutreiben, welcher an dem Deiche in einen kleinen Hafen ausgeht. Das Ende dieses Canals haben sie mit Fischnetzen behangen und überbaut, die schließlich in einem ganz engen Netzsacke sich verlaufen. Die Enten, die wie gesagt um diese Jahreszeit bereits ohnedieß ziemlich unlustig zum Fliegen sind, schwimmen von den Böten gescheucht allmälig ihrem Gefängnisse zu.

Um sie noch besser aus der Luft zu halten, lassen die Leute über ihren Köpfen auch wohl einen Drachen steigen, vor welchem die Enten sich niederducken, da sie ihn für einen Reiher oder einen anderen ihrer Todfeinde halten.

Kommen sie zuletzt in den Sack des Canals und nahe an's Land, so ergreift sie zwar noch schließlich ein panischer Schreck, und sie versuchen einen Aufflug. Aber dann ist das Netz schon über ihnen. Sie fallen zurück und flattern eine über die andere weg in das äußerste Ende des Sacks hinein. Dieses Netzende hat man auf der Böschung des Deichs an's trockene Land hinauf gezogen. Ließe man es im Wasser, so würden sich die Enten, die hier oft vier Fuß hoch übereinander zu liegen kommen, gegenseitig in die Tiefe drücken, ertränken und ersticken. Auf dem Festlande behalten sie Luft und können auch leicht aus dem Netze hervorgezogen werden. Man sieht ihnen darauf nach den Füßen, und Jeder nimmt, was mit seiner „Hofesmarke" bezeichnet ist. Sind die Marken entlegener Gehöfte dazwischen, so spart man die Delinquenten auf und tauscht sie gelegentlich aus.

Natürlich ist bei einem solchen Geschäfte viel Verlust oder „Leckage" nicht zu vermeiden. Viele Enten entschlüpfen und bleiben verstreut in der Wildniß. Auf diese wird nachher wie auf wilde Enten Jagd gemacht, und sie müssen niedergeschossen werden. Viele auch verwildern völlig, verziehen und verfliegen sich in entfernte Länder. — Außerdem haben im Laufe des Sommers auch die Adler und Habichte, die von den umliegenden Haideländern her, wo sie horsten,

gern die vögelreichen Marschen besuchen, und auch die Störche und Reiher, welche junge Entchen wie Frösche mit einem Schluck verschlingen können, ihren Antheil von dem Vorrathe dahingenommen. Ein gutes zwei Drittel von allen den Thieren, auf die er die Mühe der Winter-Fütterung und der Nesterbereitung verwandte, bekommt indeß doch wohl jeder Eigenthümer zurück, und sie lohnen ihn mit ihrem Fleische, das er auf den Markt bringt, und mit ihren Federn, mit denen er seine Betten stopft.

Die denkenden Staatsökonomen und rationellen Landwirthschafter dieser Gegenden sind aber doch der Meinung, daß die ganze Entenzucht und Entenjagd mehr zum Schaden als zum Vortheile des Landes gereiche. Die Leute haben eine eingefleischte Liebhaberei für diese Nahrungszweige, die mehr pläsirliche als schwere Arbeiten herbeiführen, versäumen darüber manches wichtigere Geschäft und lassen nöthige Reformen außer Acht. — Könnte man ihre Sümpfe auch in reiche Aecker verwandeln, so würden sie es doch höchlich bedauern, daß sie ihrer Entenlieberhaberei entsagen müßten. Sie grollen jener calculirende Classe von Menschen, die überall in der Welt das Volksthümliche, das Herkömmliche, die Liebhabereien und das Poetische verfolgen, wie in den Alpen die Gemsjäger und Murmelthierfänger, so hier im Blocklande die Entenzüchter und — die Fischer. Denn natürlich bildet auch der Fischfang einen der beliebten Nebenerwerbszweige der Blockländer. Da man in allen Richtungen im Lande schwimmen kann, da die

Gräser und Schilfe am Ufer überall eine Fülle von mannichfaltigen Insekten und andere den Fischen willkommene Nahrungsstoffe erzeugen, so ist für diese hier ein wahres Paradies. Die Aale, die bekanntlich im Meere laichen und deren Junge dann in Menge unsere großen Flüsse hinaufziehen, schlüpfen in alle Thore des Landes (die Siele) hinein und verbreiten sich durch das ganze Netz von Gräben, Kanälen und Fleeten. Auch die Schleie sind hier so recht zu Hause. Man findet sie wie die Aale von der schönsten Größe, und dann kommen die räuberischen Hechte darüber her, mästen sich von ihnen und von den jungen Enten, die sie bezwingen können, und werden dabei zuweilen 20, ja 30 Pfund schwer.

Eine recht ergiebige Fischerei giebt es in den sogenannten „Kolken" (Kulen?), d. h. in den kleinen Seen, die bei Deichbrüchen auf der innern Seite des Deiches zurückbleiben. Bei solchen Deichbrüchen, die sie hier auch wohl „Braken" (Brüche) nennen, stürzt sich das Wasser mit so großer Gewalt in das Land hinein, daß es oft Löcher von 50 und mehr Fuß Tiefe und mehr oder weniger bedeutendem Umfange aushöhlt, und diese Löcher bleiben, selbst nachdem die Fluth sich verlaufen hat, voll Wasser. Die so entstandenen kleinen Binnenseen werden die Sammelplätze der Fische, wahre Fischmagazine. Die Bauern halten auf ihnen kleine Böte und sonstige Fischereiapparate und haben dann daraus zuweilen mehr Revenuen, als wenn es Festland geblieben wäre. Wenn die dem

Lande geschlagene Wunde mehr und mehr vernarbt, wachsen hohe Bäume an den Ufern der „Kolke“ auf, und manche von ihnen gewähren einen allerliebsten Anblick. Da im Laufe der Jahrhunderte fast allenthalben einmal der Deich durchbrochen wurde, so ist das Blockland auf der Binnenseite seines Deichs mit einer ganzen Reihe solcher Seen garnirt.

Bekanntlich sind in den marschigen Niederungen überall in der Welt die nächsten Ufergegenden der Flüsse von Haus etwas erhabener und trockener als was weiter abwärts liegt. Selbst ohne Deich wird daher in allen Flußdelten die erste Ansiedlung an den hohen Rändern der Flüsse begonnen haben. Als der künstliche Deich noch hinzukam, wurde der ganze Anbau des Landes in noch höherem Grade an diesen Streifen gefesselt. Auf dem hohen Deiche wohnen sie. Da haben sie ihre Scheunen, um die Vorräthe auf's Trockene zu bringen. Dahin führen sie zu Schiffe das feuchte Gras aus den Sümpfen und sonnen es zu Heu an den Abhängen des Deichs. Da giebt es auch die schönsten kleinen Wiesen- und Weideplätze, und auch nur da lassen sich Gemüsegärten und Kartoffelfelder zubereiten. Nur in der Umgebung des Deichs können Bäume wachsen, die im Innern ertränkt werden würden. Daß sogar der Entenfang durch den Deich bedingt ist, sagte ich schon.

Der Scheitel des Deichs ist auch die Hauptverbindungsstraße des Landes. Die Fußpfade und Reitwege laufen darüber hin. Ihn mit Wagen zu be-

fahren, ist aus begreiflichen Gründen nicht gestattet. Doch zieht sich längs der Binnenseite des Deichs an seinem Fuße ein Fahrweg hin, der wenigstens zuweilen in der trocknen Jahreszeit benutzt werden mag. Gewöhnlich liegt er freilich in Schlamm und Wasser vergraben. Mit Pferden und Pferdegeschirr halten sich diese Sumpfleute daher auch nicht viel auf. Nur wenige Bauern besitzen ein Paar Pferde und Wagen, für die sie oft das ganze Jahr hindurch nichts zu thun haben. Von Schiffen aller Art ist dagegen jedes Haus umgeben.

Dem allen nach kann man sagen, daß das ganze Mark des Landes sich an den Deich setzt, wie die Gräten eines Fisches an den Rückgrat. Wer also, wie ich es nun that, indem ich mein Boot auf dem Flusse nebenher weiter segeln ließ, über den Rücken des Deichs wandert, spaziert so recht mitten durch den Nerv des Landes und der dichtesten Bevölkerung.

Da der Deich sich, wie der Fluß beständig hin und her schlängelte, und bei jeder Wendung die umliegende Landschaft eine andere Gruppirung zeigte, so war es für mich auch in ästhetischer Beziehung eine höchst unterhaltende und wechselreiche Reise. Gehöfte reihte sich an Gehöfte, jedes von hohen und schönen Bäumen beschattet. Auf der einen Seite hatte ich den stets vom Deiche abspringenden und zuweilen wieder ganz nahe heranbiegenden Fluß, auf dem dann und wann, bald in der Nähe, bald in der Ferne das einsame Segel meines mich begleitenden Schiffchens erschien. Dicht am Deiche überall die jetzt ganz üppigen

und blumigen Inseln und Halbinseln der „Groden.“ — Auf der andern oder Binnenseite dagegen die weite Niederung des Blocklandes selbst, eine fast unabsehbare, strauch= und baumlose grüne Wiesen= und Schilffläche.

Da die Häuser mitten auf dem Deichwege ohne Umzäumung und ohne Thorweg liegen, und da ihre weiten Hausthüren meistens recht gastlich geöffnet waren, so wurde ich gleichsam überall von selbst in die Wohnungen hineingeführt. Mein Reisemarsch ging, so zu sagen, direkt durch die Häuser. — Für einen wißbegierigen Reisenden giebt es keine bequemere und befriedigendere Manier, Land und Leute kennen zu lernen. Ich überraschte die Bewohner so in allen möglichen Situationen und bei allen ihren kleinen häuslichen Verrichtungen.

Die Häuser waren noch nach uralter primitiver niederdeutscher Weise gebaut; einige nahe an 300 Jahre alt. An einem entdeckte ich die Jahreszahl 1609. Alle natürlich einstöckig, sehr lang- und sehr breit, mit einem einzigen großen inneren Dielenraum, der als Tenne sowohl wie auch als Gesellschaftssaal benutzt wird. Zu beiden Seiten in langen offenen Gallerien das Vieh angebunden und an dem einen Ende ein Paar freundliche Stuben für die Menschen, darunter die gemüthliche „Dönse“ oder „Dornse“, d. h. das heizbare Haupt= und Wohnzimmer *). Das

*) Das Wort soll von „Darren“ (durch Wärme trocken machen) abzuleiten sein und erst „Darrenstätte“ gelautet haben, dann zu „Darnste“ oder „Dornste“ und endlich zu „Dornse“ und „Dönse“ abgekürzt sein.

Ganze unter einem mächtigen, schwerfälligen, meist altersgrauen und bemoosten Strohdache vergraben, unter dem sie so warm sitzen und wirthschaften, wie ihre Entenküchlein unter den Flügeln ihrer Mutter.

Vor der Hauptthür waren die meisten Häuser mit einem in den Thorbalken eingekerbten Bibelspruche verziert. Ich fand unter diesen Sprüchen einmal den berühmten Wahlspruch des Königs von Preußen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Die Wände ihrer Wohnhäuser waren zum Theil aus Backsteinen gebaut, die geräumigen Scheunen und andere Nebengebäude aber aus „Flaken,“ d. h. aus Weidengeflecht, das in äußerst primitiver Weise statt des Kalkes mit Kuhmist bestrichen und dicht gemacht war.

Daß diese Blockländer eine alte Friesische, jetzt nur niedersächsisch gewordene Colonie sind, spricht sich, wie in ihrer Sprache, wie in ihren Vor- und Familiennamen, so auch in ihren Hauseinrichtungen noch mehrfach aus. Unter anderm z. B. darin, daß man das alte niedersächsische Bauern-Symbol, die beiden berühmten aus Holz geschnitzten Pferdeköpfe, die ein ächtes niedersächsisches Bauernhaus auf seinem Giebel neben dem Storchneste hat, hier nirgends findet. Die Friesen kannten diese Pferdeköpfe nicht. — Auch in ihrer Gemeindeverfassung soll noch Manches auf alten friesischen Satzungen beruhen, und sie haben bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts Vieles von dieser alten republikanischen Verfassung conservirt gehabt. Vasallen und Leibeigene wie die niedersächsischen Bauern sind die Blockländer, gleich

allen Friesen, nie gewesen. — Da in unserem Jahrhunderte alle Bauern frei wurden, hatten sie das Schild ihrer alten Verfassung nicht mehr nöthig und es wurde daher bei Seite gethan.

Wie sie ihre Scheunenwände mit Mist bewerfen, so haben sie ihre Tennen und Tanzböden nach Art der Schiffdecks getheert. Der ganze Raum ist mit Lehm ausgeschlagen und wird dann alle Sommer mit Theer überstrichen, was nach der Eintrocknung den Lehm steinhart machen soll. Nur auf dem Ende, das dicht vor dem Eingange zu der Wohnstube liegt, ist die Tenne mit kleinen Flußsteinen oder Kieseln gepflastert. Nach holländischer Manier legen sie diese in den Boden gestampften Kiesel zu allerlei Figuren und Schnirkeln zusammen. In dem Centrum verschlingen sich die Figuren zu einem Sterne oder Kranze, der die sogenannte „Füer-Kule“ (Feuer-Grube) umfaßt. Diese „Füer-Kuhle“ vertritt die Stelle der Küche und auch eines Hausofens. In ihr brennt den ganzen Tag ein gastliches Feuer, und über demselben hängt vom Gebälk der stets dampfende, stets irgend Etwas garkochende große Haus- und Familien-Kessel herab. Das Gebälk, an dem der Kessel mit dicken Ketten befestigt ist, ist ein massives plumpgeschnitztes und verziertes Gerüste, auf dem das Brennholz zum Trocknen niedergelegt wird. Da das ganze Gerüst ziemlich niedrig ist, so kann die Hausfrau von da aus das Feuer stets unterhalten. Diese gute Hausfrau ist den ganzen Tag um die „Füer-Kule“ beschäftigt. Es ist ihr eigentlicher Hausplatz. Da putzt sie die Kartoffeln,

da bestellt sie alle Morgen-, Mittag- und Abend-Mahlzeiten. Von da aus kann sie das ganze Haus, das in allen seinen Theilen und Zugängen offen vor ihr liegt, übersehen.

Die Hausräume im Innern, von dem Sitze an der „Feuerkule“ überblickt, bieten den Anblick einer Curiositäten- und Industrie-Ausstellung dar. Denn alle Dinge, die zu einer Blockländischen Bauernwirthschaft gehören, sind hier offen vor Augen gestellt und ausgekramt. Es giebt keine besondere Geschirrkammer. Alle Pferde- und Rindergeschirre, die Halftern, Ketten, Sättel &c. hängen daher an den Gebälken und Stendern des überall offenen Stalls herum. Eben so sieht man die Fischnetze, Ruderstangen und sonstige Schiffsapparate an den ihnen angewiesenen Plätzen auf der Tenne umherrangirt. Die Sensen, Harken und Ackergeräthe liegen auf dem „Helgen“, d. h. dem ebenfalls offenen Raume über dem Stalle. Da sie (außer der Milchkammer) keinerlei Vorrathskammern haben, so schweben auch die Vorräthe, wenigstens die Fleischvorräthe, die Speckseiten, Schinken und Würste überall dazwischen herum. Sie umbaumeln die Feuerkuhle, die ihnen Rauch spendet, und in deren Kessel sie alle nach und nach stückweise hinabzutröpfeln bestimmt sind. Da es auch keine Küche giebt, so paradiren ebenfalls alle Teller, Schüsseln und Küchengeräthe an den langen Wänden.

Diese letzten Dinge nehmen, wie das Essen und Trinken im Leben selbst, den Hauptplatz im Hause ein. Sie sind an der am meisten in die Augen

fallenden Wand, der Frontwand der Feuerstelle symmetrisch vertheilt und bilden den stattlichsten Schmuck des Hausraums. Es sind darunter viele Pracht- und Erbstücke, z. B. alte messingene Schüsseln von getriebener Arbeit, so groß wie Taufbecken, mit der Jahreszahl ihrer Anfertigung versehen. Sie werden nur selten — bei Hochzeiten oder Kindtaufen — von ihren Wandnägeln herabgenommen.

In ihrer Mitte figurirt gewöhnlich ein großes blankgeputztes messingenes Instrument, ein Bettwärmer. Der Bettwärmer scheint überhaupt in ganz Deutschland bei den Bauern eine große Rolle zu spielen. Hier in meinem Blocklande fand ich ihn in allen Haushaltungen und von riesiger Größe. Sie schlafen hier wie überall in Niedersachsen noch immer in einer Art von Alkoven, die sie „Kojen" nennen. Es sind Schränke mit Schubthüren versehen und mit Gebirgen von Entenfeder-Kissen angefüllt. Da kriechen die Leute des Abends hinein und lassen sich darin backen wie Pflaumen im Backofen. Dieß ist ihr Hauptluxus.

Ich fragte sie, ob sie nicht jetzt wenigstens für diese warme Jahreszeit ein anderes Bett hätten, und erzählte ihnen, daß andere Völker, z. B. die Ungarn, im Sommer ihre Schlafstelle ganz in's Freie in das offene Gehöft ihrer Häuser verlegten. Sie schauderten und sagten: „sie schliefen auch im Sommer gern unter ihren Federgebirgen".

Da diese Betten selten oder gar nicht gelüftet werden — die Schiebthüren der Koje werden während des Tages sorgfältig zugeschoben und verschlossen, —

so kann ich mir nicht anders denken, als daß es sehr ungesund sein muß, 25 Jahre in einem solchen Loche zu schwitzen, zu athmen und mit krummen Beinen zu liegen, wie es doch ein Blockländer und fast jeder Niederdeutsche am Ende seiner siebenzigjährigen Laufbahn gethan hat. Es muß auf den Gesundheitszustand der ganzen Nation und die Kraft der Race einen sehr schlechten Einfluß üben.

Die meisten andern Völker, die Italiener, die Ungarn, die Engländer schlafen viel vernünftiger, viel geräumiger und luftiger als wir Deutschen. Es wäre wohl nicht übel, wenn in Deutschland einmal ein aufgeklärter Kopf sich die Reformirung unserer Schlafstellen zur Aufgabe stellte und mit den Waffen der Wissenschaft, des Patriotismus und der Satire diesen faulen Fleck angriffe. Er könnte ein Wohlthäter der Nation werden.

Neben der oben genannten „Füerkule“ im Mittelpunkte der Haushalle ist auch der Platz für die Gäste. Denn so wie sie eintreten, wird ihnen ein von Stroh geflochtener Stuhl ans Feuer gesetzt. Da können sie sich wärmen und haben auch gleich, wenn sie hungrig sind, den Grützetopf vor dem Munde. Dieß ist sehr bequem.

Doch keine Rosen ohne Dornen. Die Blockländer haben leider bis auf den heutigen Tag noch keine Schorrsteinfegerzunft unter sich, weil sie die Erfindung des Schorrsteins selbst noch nicht gemacht haben. Der qualmende Rauch von den „Feuerkulen“ schlägt daher oben gegen den Boden der Tenne, schleicht sich als

ein leises zartes Gewölk träge daran hin und findet endlich seinen Ausweg aus dem großen Hauptthore des Hauses oder aus den beiden Seitenthüren. Einen Theil davon schwitzt auch das Dach aus. Das meiste bleibt als Ruß im Hause selbst hängen, überzieht die Gebälke mit einer theilweise ganz blanken Farbe wie Ebenholz, reift unterwegs die Schinken und „Mettwürste“, die überall in der Nähe des Heerdes herumhängen, schwärzt die uralten Postillen, die Bibel und die sonstigen alten Erbbücher, die auf der Bort liegen, und die man zuletzt von einem Haufen Steinkohlen kaum mehr unterscheiden kann, und durchdringt auch die Strohhalme des Dachs der Art, daß es aussieht, als sei das Haus mit lauter langen gebrauchten Tabackspfeifen-Ausräumern gedeckt. Diese Schwärzung ausgenommen schadet übrigens der Rauch der Reinlichkeit im Innern der Zimmer, die ich überall recht ordentlich und nett fand, gar nicht. Die Luft soll der Rauch, der Meinung der Leute, nach sogar gesund erhalten, und viele Gase und Krankheitsstoffe verzehren.

Zuweilen kommst du wohl aus dem schönen hellen Frühlingssonnenschein draußen in ein Haus, in dem du vor lauter Rauch nichts zu unterscheiden, kein vernünftiges Wesen zu entdecken vermagst. Du tastest die lange Tenne entlang. Du blickst in die „Dönse,“ in die Milchkammer. Niemand da. Du denkst, das Haus sei unbewohnt, und doch bist du sicher, daß du noch eben laut darin reden hörtest. Endlich stellst du dich mitten im Hause neben der „Feuerkule“ hin und sprichst mit thränenden Augen einen „Schönen Guten

Morgen“ in den Rauch hinein. Siehe da, sogleich bewegt es sich aus verschiedenen Winkeln des weitläufigen Schorrsteins heraus. Aus dem einen kommt eine freundliche Frau, aus dem andern ein Mann, die du im Rauche nicht gewahrt hattest, von denen du selbst aber längst mit Staunen beobachtet warst, und heißen dich willkommen, indem sie dir einen Stuhl an die glimmende Asche stellen.

Die guten Leute selbst sind hier noch eben so primitiv, wie ihre Wohnungen, unverdorben und gastfreundlich. „Stadtlüe“ (Leute aus der Stadt) kommen sehr selten oder fast gar nicht in ihr Sumpfland, höchstens einmal ein Liebhaber der Entenjagd oder des Fischfangs. Eine große Heerstraße durchschneidet ihr Land nirgends. Es giebt daher bei ihnen auch noch keine ungeduldige Verbesserungslust, keine Gewinnsucht und kein solches industriöses Gesindel, wie es sich längst der großen Landstraßen hinzieht und in den gemeinen Wirthshäusern deren es ebenfalls im Blocklande nicht giebt, einzunisten pflegt. Die Leute, die ich am Wege fand, erwiesen sich recht anschließend, mittheilsam, und begleiteten mich ganze Strecken weit bis zu einem ihrer Nachbarn, den ich zu besuchen wünschte. Die alten Männer, die ich zuweilen antraf, meist in der Nähe ihrer Häuser mit dem Repariren ihrer Netze oder mit dem Kalfatern und Theeren ihrer Schiffe beschäftigt, hießen mich ebenfalls sehr freundlich neben sich niedersitzen und waren dann während der Arbeit recht gesprächig über die Uebel und Leiden ihrer

sumpfigen Zustände und über die Hoffnungen und Aussichten auf Verbesserung.

Ehemals vor dreihundert Jahren, so sprechen sie, hat ihr Land eine goldene Zeit gehabt. Da sollen alle Bauern hier sehr wohlhabend und die Bevölkerung viel stärker gewesen sein. Der dreißigjährige Krieg hat diese Blüthe des Blocklandes gebrochen, einen großen Theil der Bevölkerung ins Elend gestürzt und viele Bauerstellen wüste gelegt. In neuester Zeit haben ihnen viele zusammentreffende Umstände geschadet, zum Theil die Zunahme der Bevölkerung und der Fabrikindustrie in der nahen Stadt Bremen, zum Theil der wachsende Anbau der Moore und Haidestriche in dem benachbarten Königreiche Hannover. Verschiedene Anstalten der besagten Stadt trüben und verderben die Gewässer des Landes jährlich mehr und mehr, und in Folge dessen auch die Fischereien und die Entenzucht. Der stärkere Anbau der Torfmoräste im Hannoverschen und ihre steigende Entwässerung hat auch mehr Wasser in ihren Landesfluß „die Wumme“ geführt und das Niveau derselben höher gelegt. Die erniedrigt sich daher jetzt immer seltener und für kürzere Perioden so tief, daß die Siele des Blocklandes sich öffnen und den Ueberfluß entlassen können. Auch die Eisenbahn, die jüngst längst der Weser von Bremen nach Bremerhaven gebaut ist, soll mit ihren Viadukten dem Lande noch einige Abzugskanäle verengt und seine Verdumpfung befördert haben. Daß einige benachbarte Wiesengegenden, z. B. die oben von mir genannte „Bürgerviehweide“, Dampfmaschinen zu Stande ge-

bracht haben und mit diesen ihre Gebiete in die Kanäle des Blocklandes auswässern, mag die Wassersnoth bei ihnen noch größer gemacht haben.

In alten Zeiten, so heißt es, war ihr ganzes Land mit solchen Windmühlen besetzt, wie man sie in Holland zur Entwässerung der Niederungen gebraucht. Der dreißigjährige Krieg soll aber auch diese Werke gestört haben. Was man seitdem Aehnliches einzurichten versucht hat, ist immer zu schwach gewesen. Einige kräftige Dampfpumpen könnten jetzt allein helfen. Da, wie man sagt, der Unterboden sehr günstig gestaltet ist, — es folgt nämlich eine Schicht von schwerer Kleie auf einer Schicht Sand, und diese liegt auf einer Unterlage von Moorgrund, der mit den Stämmen eines zerstörten Urwaldes angefüllt ist, — so würden bei einer solchen Entwässerung die schönsten Wiesen und Marschfluren und die herrlichsten Ackerländer aus dem Sumpfe hervortauchen, und jeder trotz seines weitläuftigen Grundbesitzes jetzt arme Blockländer würde sich zu einem reichen Marschbauern emporarbeiten.

Je niedriger die Wumme und ihr Hauptfluß die Weser fällt, desto besser für die Blockländer. Dann kriegen, sie, wonach sie sich das ganze Jahr sehnen: „Siel-Tog“ (Schleusen-Zug), d. h. dann öffnen sich die Flügel ihrer Siele und lassen das Wasser ab. Zuweilen sind die Sommer so naß, daß das ganze Jahr hindurch kein „Siel-Zug“ stattfindet und das gesammte Land knietief unter Wasser bleibt. Zuweilen haben sie eine kurze trockene Saison von 14 Tagen.

Solche ganz trockene Sommer, wie deren vor einigen Jahren mehre nach einander eintraten, sind eine Wohlthat für das Land. Dann blühen alle Weiden und Wiesen. Dann verbessert sich das Gras überall. Dann kommen viel schöne und nützliche Kräuter auf, die wieder verschwinden, wenn nasse Jahre kommen, in denen allerlei Unkräuter und die Schilfe überhand nehmen.

In solchen trockenen Jahren producirt das Land eine Ueberfülle von Heu, welches alsdann zu hohen Preisen verkauft werden kann, weil, was den Blockländern hilft, das Verderben der Bewohner der benachbarten Sand- und Haidestriche ist. Diese müssen dann ihr Vieh in die Niederungen treiben und den Blockländern die abgepachteten Weiden theuer bezahlen. Mit den Vortheilen und Ersparnissen eines trockenen Jahres müssen diese sich aber durch eine Reihe von nassen Jahren durchschlagen. Im heurigen Jahre war der Frühling äußerst naß gewesen, und Alles lag daher auch jetzt im Juni tief unter Wasser, aber nun war endlich seit einiger Zeit warme und trockene Witterung eingetreten, und die Hoffnung der armen Leute auf „Siel-Zug" war daher von neuem belebt. Ueberall war ihre erste Frage nach dem Stande der Weser, und die Wanderer, welche von der Weser kamen, erzählten auf Fuß und Zoll, wie hoch der Fluß am Morgen gestanden habe, und zeigten die Berichte darüber in den Journalen der Städte Bremen und Vegesack. Einer von ihnen hatte berechnet, daß jetzt das Wasser

wohl beinahe um einen Zoll innerhalb 24 Stunden von den Strahlen der Sonne abdunste.

Unter solchen im Blocklande herkömmlichen Unterhaltungen und Gesprächen kam ich immer weiter durch's Land, und es blieben am Ende wenige Hütten übrig, die ich nicht betreten hätte. Zuweilen begleiteten mich dabei mit ihren lärmigen Grüßen die übrigens nicht sehr bösartigen Haushunde, die hier zu Lande fast durch die Bank „Strom“ heißen. „Strom! Strom! komm hier,“ riefen die Leute, wenn sie sahen, daß ich von einem belästigt wurde.

Eine unter dem Volke verbreitete abergläubische Meinung soll die Veranlassung zur Einführung dieses Hunde-Namens gegeben haben. Sie glauben, daß die Diebe und Hexenmeister Alles in der Welt besprechen können, nur nicht die unwiderstehliche Naturgewalt der Ebbe und Fluth, die sie auch „den Strom“ nennen, und daß daher der Name „Strom“ die Hunde gegen eine solche Besprechung von Seiten der Diebe sicher stellen und sie kräftigen könne. In anderen Marschgegenden soll aus derselben Ursache der Name „Fluth“ oder „Floot“ für Hunde eben so gemein sein.

Und auf diese Weise gelangte ich denn zuletzt bis ans Ende des Blocklandes, bis zu seinem äußersten Dorfe, welches Wasserhorst heißt. Die uralte, kleine, dickmaurige Kirche dieses Dorfs und sein Kirchhof, das Pastoren- und Schulhaus dazu, liegen in einer sehr freundlichen und malerischen Gruppe auf dem breiten Scheitel einer ehemaligen Sanddüne. Auch das Dorf selbst hat sich an diese Düne, die das Ende

des Sumpfstrichs bezeichnet, angelehnt. Die ganze wässrige Niederung des Blocklandes gegen Westen hin ist von einem solchen Kranze von Dünendörfern umgeben.

So niedrig solche von den Meereswogen und Winden einst aufgeführten Sandberge auch sind, so merkwürdig ist doch die Rolle, die sie in der Geschichte der Marschen spielen. Auf ihnen hat man gewiß die Anfänge des Lebens und der Cultur aller dieser Gegenden zu suchen. Auf ihnen liegen die ältesten Kirchen, auch der Dom von Bremen liegt auf einer solchen Düne mitten in der Niederung, und die ganze große Stadt Bremen wurzelt, so zu sagen, eben so wie das Dorf Wasserhorst an einer Düne.

Von den Dünen aus mochten die umliegenden Wiesen zuerst ein wenig benutzt werden. Merkwürdiger aber ist es noch, daß diese Benutzung die völlige Eroberung und Bewältigung der Marsch- oder Sumpfgegenden nicht von den alten Dünenbewohnern selbst durchgeführt wurde. Dazu mußte vielmehr, wie ich schon sagte, ein eigenes fremdes Volk mit besonderen Künsten und Gewohnheiten ins Land kommen, die oft von mir genannten Friesen mit ihrem Deichbau, auf den sich der Sachse nicht verstand, und so kommt es denn, daß noch jetzt die Sanddünen von den Nachkommen eines anderen Geschlechts bewohnt sind, als die Marschen und Niederungen, jene von denen der Niedersachsen, diese von denen der Friesen.

Für Diejenigen, welche sich für die in neuerer Zeit von unsern Historikern so oft besprochenen Haus-

marken unserer Bauern interessiren, enthält die Kirche von Wasserhorst einen rechten Schatz. Alle ihre Kirchenstühle sind mit den in Holz geschnitzten Hausmarken der „Harges,“ der „Titkens,“ der „Geils“ und anderer Blockländer Familien geschmückt. Auch auf einigen Grabsteinen des Kirchhofs fand ich Hausmarken ausgemeißelt. Unter ihren Familien sind immer einige gewesen, die sich durch Talent, Einfluß und Stellung hervorgethan haben. Am meisten sah und hörte ich von den „Bovendáms,“ von denen auch einer jetzt ihr Landesvertreter bei der Republik Bremen ist. Dieser „Landesvertreter,“ sagten sie mir, sei ein sehr gescheuter, ehrenwerther und tüchtiger Mann, zwar nicht gerade sehr groß und breitschultrig von Figur, aber mächtig und nervig von Knochen und Sehnen und kurz von Entschluß. Dieß hat er, sagten sie, oft bewiesen auf Hochzeiten oder sonstigen Festen und Volksversammlungen. „Wenn da de Lüe nich upt Lieke wält,“ (Wenn da die Leute nicht auf's Gleiche wollen), „dann geht Bovendám dazwischen und wirft drei, vier Spetakelmacher auf den Rücken. Das kommt ihm nicht darauf an. Einmal haben vier Gebrüder Bovendáms sich gegen eine ganze Hochzeitsgesellschaft gewehrt. Alle Leute haben daher großen Respekt vor den Bovendáms“. Bei diesen Blockländern, wie auch bei den alten Friesen und Normannen reichen Verstand und Geist allein nicht hin, um einen großen Mann zu machen. Ein Landesvertreter muß seinen Mann stehen und auch „werfen“ können. Mens sana

in corpore sano. „Faust und Kopf.“ — Freilich ist es im Grunde genommen überall so in der Welt.

Ich habe noch keinen Ort betreten, an den sich nicht irgend ein Stück Romantik, irgend eine an Ort und Stelle berühmte tragische Geschichte oder Sage heftete. Selbst fast bei jedem Dörfchen ist einmal irgend etwas ganz Außerordentliches passirt, wovon die Leute die Tradition in ihrem Gedächtniß bewahren, wie die Muschel zwischen ihren Schaalen die Perle. So hat Weinsberg seine „Weiber von Weinsberg,“ Heilbron sein „Käthchen von Heilbronn,“ Bremen seinen „Vetter von Bremen,“ Edenhall sein „Glück von Edenhall“, Rimini seine „Francesca da Rimini“ u. s. w. Kurz ein reisender Troubadour oder Roman- und Novellenschreiber kann sogar bei jedem Gebirgs-, Dünen- oder Marschendorfe anpochen und eben so sicher sein, daselbst irgend einen Stoff für seine Lyra zu finden, wie ein reisender Botaniker diese oder jene Pflanze an diesen oder jenen Abhängen für seine Botanisirbüchse entdeckt.

Gleich als ich den Kirchhof von Wasserhorst betrat, fielen meine Blicke auf einen besonders alten Grabstein, der, obgleich sehr abgeschliffen und zertreten, doch noch deutlich die Umrisse einer weiblichen Figur zeigte, die auf ihm eingemeißelt war. Ich stellte mir gleich vor, daß hier gewiß die Romantik, das Käthchen oder die Leonore, oder die Francesca von Wasserhorst begraben läge. Und so war es auch.

Vor 250 Jahren hielt ein schönes junges, reiches Mädchen des Blocklandes Hochzeit mit einem jungen

Bovendám oder sonst einem ihr ebenbürtigen Friesenjünglinge und wurde dann bei dieser schönsten Feier ihres Lebens mitten in der ganzen Blumenpracht ihres lieblichen Braut-Schmuckes von einem eifersüchtigen Liebhaber — ermordet.

Dieß Ereigniß muß wohl zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und sich auch dem Gedächtniß des Volks unvergeßlich eingeprägt haben. Denn der große Leichenstein, auf dem noch die ganze Figur der jungen Braut und ihr prächtiger, altfränkischer Reifrock zu erkennen war, ist der einzige aus so alter Zeit wohl conservirte. Die Leute sind diesem Steine vermuthlich seit 250 Jahren aus dem Wege getreten und haben ihn respektirt. Doch muß auch der Mörder wohl nicht ohne Entschuldigung, jedenfalls nicht ohne Einfluß gewesen sein. Denn es heißt, daß sich eine Partei für ihn erhoben, und daß er mit Hülfe seiner Freunde nach Holland entschlüpft sei. Die ganze Geschichte mag in ihren Einzelheiten wohl sehr pikant gewesen sein.

Wie die romantischen und historischen Traditionen des Blocklandes, so sollen auch seine abergläubischen Meinungen und Gebräuche dem Ethnographen noch viel Interessantes darbieten. Ich muß mich daher wundern, daß das Land noch keine Geschichtsschreiber gefunden hat, an denen es doch jetzt fast keinem Winkel unsers Vaterlandes mangelt. Es *soll*, so sagte mir der kundige Kantor des Orts, eine umständliche Geschichte und Beschreibung des Blocklandes im Manuscripte vorhanden sein. Wo es aber stecken mag, das erfuhr ich nicht.

Eine der vornehmsten Lieblingsbeschäftigungen der Blockländer bildet, wie ich sagte, neben der Zucht der zahmen Enten die Jagd auf die wilden. Sie haben eigenthümliche Methoden und Vorrichtungen zu dieser Jagd, und da ich dieselben kennen zu lernen wünschte, so bestieg ich mit meinen Blockländer Freunden und gefälligen Reisebegleitern ein sogenanntes „Schiedelschiff," um das, was der Blockländer eine „Ambäkelshütte" nennt, zu besuchen,

Es mündet bei jedem Hause aus der Niederung heraus ein breiter Kanal, der die vornehmste Verbindungsstraße des Gehöfts mit der übrigen Welt darstellt, und der dann durch viele Seitengräben, welche hier die Feldwege vorstellen, zu allen Theilen des Besitzthums hinführt und weiter hin mit andern Wasserstraßen des Landes in Verbindung steht. Bei dem Haupthause am Fuße des Deichs endet ein solcher Kanal in einem kleinen Hafen, in welchem die Schiffe, deren jeder hiesiger Bauer ein halbes Dutzend von verschiedener Größe und Form besitzt, beisammen sind. Da liegen diese Schiffe theils auf dem Wasser mit allem Zubehör versehen, jeden Augenblick zum Gebrauche fertig, theils in's Wasser versenkt, um Fugen und Risse zu versaugen. Da ist auch auf einem kleinen etwas erhöhten Wiesenfleck unter hohen Laubbäumen, die Schiffswerfte des Gehöfts, auf der andere Fahrzeuge im Bau begriffen sind, oder geflickt oder getheert werden.

Sie haben drei Hauptformen von Schiffen. Die größten heißen „Moorschiffe". Es sind ihre Ernte-

wagen. Mit ihnen fahren sie in's „Moorland“ zu ihren Kornäckern, um den Dünger dahin zu bringen und das Getreide herzuholen. Die Leute in den benachbarten Hannoverschen Mooren haben nämlich Mangel an Vieh und Dünger, und für den, welche die Marschleute ihnen liefern, verpachten sie ihnen kleine Sand- und Haidestriche zur Kornaussaat. Die Blockländer haben oft drei Stunden weit zu diesen kleinen Aeckern zu schiffen. Eben so fahren sie auch mit jenen Moorschiffen „ins Feld,“ um das Heu auf's Trockene zu bringen. Dann kommen die sogenannten „Wummeschiffe“. Diese sind etwas kleiner und leichter gebaut. Es sind die Handelsschiffe der Blockländer, und auf ihnen verfahren sie ihre Waaren, Fische, Vögel, Torf &c. zu Markt und zu Stadt. — Und zuletzt die besagten „Schiedelschiffe,“ die kleinen Jagdkähne, die sie sonst auch zu Schnell- und Spazierfahrten „ins Feld“ benutzen, — und von denen auch wir nun eins zu dem angedeuteten Zwecke bestiegen. Wir verloren uns bald aus dem Hauptkanal in verschiedene kleine Seitengräben, um die etwas versteckte Jagd- oder Ambäkelshütte zu finden.

Einige von diesen Gräben waren schon „geputzt“ und boten eine schöne freie Fahrstraße dar. Andere aber waren noch „dicht,“ und der Art mit Riet und Schilf verwachsen, daß unser niedriges Schiffchen zuweilen darin völlig verschwand, und daß es mir vor kam, als wenn wir über Land hinsegelten. Doch fand unser Schiffsführer die rechte tiefe Straße immer richtig heraus, was uns keine leichte Aufgabe schien,

da auch die Wiesen zu den Seiten mit hohem Wasser bedeckt waren.

Die Kühe standen auf diesen Wiesen bis über die Kniee im Wasser und naschten ihr Futter, die hervorragenden Grashalme, über dem Wasserspiegel weg. Doch auch sie kennen die tiefen Gräben und hüten sich vor ihnen. Wenn aber einmal eine hineinfällt, so ist nicht viel dabei zu besorgen. Denn die hiesigen Kühe sind eine Art Amphibien und sehr geschickte Schwimmer. Die Leute geben sich daher auch gar nicht die Mühe, wenn sie ihr Vieh über einen Fluß schaffen wollen, es an Bord einer Fähre oder eines Schiffs zu bringen. Sie treiben es vielmehr geradezu in's Wasser und lassen es, mit einem Boote hinterhersegelnd, durchschwimmen. Auch kommen die Rinder zuweilen, wenn auf ihren entfernten Weideplätzen das Futter zu mangeln anfängt, vom Hunger getrieben von selbst zu ihren Stallungen herangeschwommen.

Für die Nacht und zum Ausruhen in der Tageshitze bereiten sie ihrem Vieh sogenannte „Schelfe,“ d. h. etwas erhöhte kleine Bodenstellen mitten in den Gewässern. Es wird dazu von dem nächsten Dünenstrich Sand herangeschifft und daraus ein rundes, ein Paar Fuß hohes Plateau oder eine kleine Insel gebildet. Zu diesen kleinen Inseln retten sich die Thiere und erholen sich von ihren Weidestrapatzen im Sumpfe. Auch schiffen da die Melker hin, um sie daselbst zu melken. Diese viel benutzten und zertretenen „Schelfe“ versinken auch am Ende wieder im Sumpfe und

müssen dann und wann erneuert und wieder aufgehäufelt werden.

In sehr nassen Jahren, wo das Wasser gar nicht verschwinden will und das arme Vieh anfängt, Hunger und Noth zu leiden, errichten sie auf den „Schelfen“ Futtertische. Diese bauen sie aus sogenannten „Flaken“ (Weidengeflechten), die sie auf in den Boden eingeschlagenen Stäben befestigen. Das nasse Gras, das sie für ihr Vieh aus entlegenen Sumpfstellen herbeiholen, träufelt und trocknet auf diesen durchlöcherten Tischen ein wenig ab, und wird dadurch den Thieren etwas mundgerechter. Bekanntlich müssen auch in den Alpen in Hungerjahren zuweilen solche Futtertische in der Wildniß construirt werden.

Ueberall sahen wir die Leute damit beschäftigt, die Wassergräben und Flecte auszuputzen. Sie bedienten sich einer großen für den Zweck construirten Sense, die sie in die tiefen Gräben hinabtauchten, und mit der sie die Schilfe und Unkräuter unter dem Wasser abmähten und ans Land schafften. Es ist eine mühselige Arbeit, die aber alle Sommer erneuert werden muß, weil sonst alle Fleete und Kanäle allmählig „zulanden“ und das ganze Land verwachsen würde. Die Arbeit muß bis zu der trockenen Jahreszeit, wo man auf einen niedrigen Stand der Flüsse umher Aussicht hat, beendigt sein. Denn ließe man das Riet und Schilf in den Fleeten, so würde auch der Wasserablauf dadurch gehemmt werden. Nur ein recht rein geputzter Kanal kann das bißchen Fall, den es

im Lande giebt, zum Wasserabführen benutzen. Jeder Schilfhalm befördert die Stockung der Säfte.

Endlich kamen wir zu unserer „Ambäkelshütte.“ Es war ein länglichtes gewölbtes Geflecht mit einer großen Thoröffnung auf der einen Seite, in welche unser Schiff einfahren und unter dem Gesträuch versteckt sich fest legen konnte. Die andere Seite der Hütte war mit „Flaken“ vermacht, jedoch so, daß einige kleine Oeffnungen gestatteten, die Flinte durchzustecken und auch Ausblicke erlaubten auf die langen Wasserstraßen, die vor diesem Ende sich hinauserstreckten. Denn begreiflicher Weise legt man einen solchen Jagdstand um einen Knotenpunkt von Flethen oder Kanälen an, von dem aus man in verschiedenen Richtungen freies Wasser vor sich hat.

Um die wilden Enten zu diesem Punkte heranzuziehen, bedienen sie sich zahmer Lock-Enten. Sie bestimmen dazu diejenigen, die eine solche graumelirte Farbe haben, wie sie der Federpelz der wilden Enten selbst besitzt. Weiße, schwarze oder scheckige Enten sind nicht dazu tauglich. Soll die Jagd vor sich gehen, so werden mehre Lock-Enten in einiger Entfernung von der Jagdhütte mitten auf dem Wasser vor Anker gelegt. Das heißt sie werden mit einem Fuße an eine Schnur gebunden, deren anderes Ende an einem schweren Steine im Wasser steckt.

Die Lock-Ente kann sich in einem ziemlich großen Kreise um diesen Stein herum bewegen. Sobald sie sich am Stein fest fühlt, fängt sie an zu schreien und zu lärmen, und schnattert die ganze Zeit laut fort.

Doch ist es kein furchterregendes Angstgeschrei, was die fremden im Gegentheil nur verscheuchen würde, sondern ein zwar lebhaftes jedoch resignirtes Selbstgespräch, das ganz geeignet ist, die Aufmerksamkeit der fremden anzuziehen, und das die Lock-Enten, als wenn sie sich den menschlichen Absichten gern darböten und fügten, instinktartig zu lernen scheinen. Die wilden kommen heran, umfliegen den schreienden Einsiedler, den sie seiner grauen Farbe wegen für einen ihrer Kameraden halten, lassen sich neben ihm nieder, begrüßen ihn und fallen so den verrätherischen Schüssen aus der „Ambäkelshütte" zum Opfer. Der ungewöhnliche Name dieser Hütte ist von dem Worte „Bäck" abgeleitet, mit dem die Blockländer den Stein und die Schnur zur Befestigung der Lock-Ente bezeichnen.

Die Enten, die zahmen sowohl als die wilden, sind der Gras- und Heuproduktion des Landes mehrfach schädlich. Sie haben mehre Lieblingsgräser, von denen sie nur die Blüthen und Gesäme fressen, und die sie dann mit großer Behändigkeit Halm für Halm bei der Wurzel knicken, um zu den Aehren und Körnern zu gelangen, welche sie wegnaschen. Sie machen auf diese Weise den Rest der Halme für das Vieh ungenießbar. Auch haben sie ihre gewissen bestimmten Pfade durch die Wiesen, auf denen sie schaarenweise einher watscheln, indem sie das Gras zertreten. Wir sahen unterwegs überall von den Ufern unserer Fleete diese sogenannten „Onten-Pöe" (Enten-Pfade) ausgehen und sich vielfach wie Maulwurfsgänge auf den Wiesen verzweigen.

Ein besonderes Lieblingsfutter der Enten ist eine Grasart, die sie hier „Swoen-Gras“ (hochdeutsch Schwaden-Gras) nennen. Es ist ein hoch aufsprießender Halm, (sein botanischer Name ist „Festuca fluitans“) der oben eine in viele Zweiglein ausgehende Aehre oder Krispe hat und eine Menge kleiner Körner zur Reife bringt. Meine Begleiter erzählten mir, daß diese wilden Graskörner in früheren Zeiten auch von den Menschen eingeerntet und zu „Gorde“ (Grütze) gekocht und genossen seien. Sie sagten, man habe das Gras zur Zeit seiner Reife in Schiffen gesammelt. Auf dem hohen Rande der Schiffe wären Stäbe oder Zacken aus Holz — etwa in der Art wie die großen eisernen Kämme, durch welche unsere Bauern den Flachs ziehen, um seine Samenkapseln abzustreifen — befestigt gewesen. Da hätten sie dann die Halmen des Schwadengrases haufenweise hinüber gebogen und durchgestreift. Die Körner wären dabei in's Innere des Schiffs in ein dort ausgespanntes Tuch gefallen, und die ganze Vorrichtung habe man ein „Swoen-Seewe“ (Schwaden-Sieb) genannt. Einer meiner Blockländer erinnerte sich, in seiner Jugend noch ein solches Schwaden-Sieb gesehen zu haben. Aber jetzt sei diese Ernte und das Grasgrütze-Gericht, die „Gorde“ aus der Mode gekommen.

Für mich hatte diese Sache ein besonderes Interesse. Denn ich hatte einmal selbst in den alten vor 250 Jahren geschriebenen Berichten der Jesuiten über ihre Missionen in Nordamerika an den kanadischen Seeen und an den Quellen des Mississipi mit großem

Interesse weitläuftige Schilderungen darüber gelesen, wie die eingebornen Indianer zu bestimmten Zeiten des Jahres ein gewisses körnerreiches Gras ernteten, das in ihren Seeen und Sümpfen wüchse, und das sie dann zu einer Art Grütze für sich kochten. Nach der Beschreibung der Jesuiten verfuhren sie dabei ungefähr eben so, wie unsere Blockländer. Wie diese ruderten sie mit Canoes in die Schilfe hinein, bogen die Halme in's Boot und klopften sie daselbst mit Stöcken aus. Die Jesuiten haben in ihren berühmten Reisebriefen oft genug die „Sagamité“ (die Grütze), die ihnen die Indianer daraus bereiteten, beschrieben. Das Gras selbst nannten die französischen Missionäre „la folle avoine“ (den wilden Hafer) und sie gaben diesen Namen auch einer indianischen Nation, bei der sich dies Gras häufig findet, „les Folles Avoines“ (die wilden Hafermänner). Dieß Alles, sage ich, hatte ich einst mit vielem Eifer studirt, und später dann war ich auch selbst am Mississippi und am Lake Superior gewesen, hatte dort jenen wilden Hafer wachsen sehen, selbst mit Indianern von ihrer „Sagamité“ gekostet und hatte dort der ganzen Sache, die ich für eine große Curiosität hielt, weiter nachgeforscht. Jetzt aber mußte ich es für eine noch viel größere Sonderbarkeit erkennen, daß eben solche „wilde Hafermänner“ längst in einer Entfernung von wenigen Stunden von unserer guten Stadt Bremen existirten und das auch ihr Verfahren dem der armen Wilden jenseits des großen Wassers so ähnlich sah. Ueberhaupt hätte ich manchen Indianer aus dem Norden Amerika's

gewußt, dem es, wenn er bei uns in unserm kleinen Canoe oder „Schiedelboote“ gesessen hätte, ganz heimisch vorgekommen wäre und der vermuthlich oft genug gesagt haben würde: c'est tout comme chez nous! — Wie viele Mühen und Reisen könnte doch Der sparen, wie viel Weltweisheit auf bequeme Weise gewinnen, der zu Hause bliebe, sich redlich nährte, und den Tropfen Welt eifrig studirte, der sich im Angesichte seines Dorf- oder Stadtkirchthurms darbietet. Uebrigens kennt man die Grütze des Schwadengrases und seine Benutzung auch in andern Theilen Deutschlands. Es hat in andern Gegenden die Namen: „Deutsches Manna“ oder auch „Gras-Hirse“, wird auch Oryza minor oder „wilder Reis“ genannt. Wir fragten noch in einigen Häusern dem „Swoen-Seewe“ nach. Aber es war nirgends ein solches mehr vorräthig. Die Sitte ist ganz ausgerottet und die nöthigen Geräthschaften dazu sind aus den Haushaltungen verschwunden.

Leider liefen jetzt die Stunden meines Reisetages zu Ende, und ich mußte an die Rückfahrt denken. Ich wünschte diese in einer anderen Richtung auszuführen, und meine Freunde riethen mir sehr verständig, den Weg der sogenannten „kleinen Wumme“ einzuschlagen. Dieses Gewässer zieht sich so recht in der Haupt-Diagonale der ganzen Blockländer Niederung hin. Es schlängelt sich von Anfang bis zu Ende durch lauter Schilf und Ried. Bei seiner Mündung in die große Wumme ist die niedrigste Gegend des ganzen Landes, und da findet daher auch bei einer Stelle im Deiche, die sie „Damm-Siel“ nennen, eine Haupt-Wasserlösung

statt. In der Nähe dieses Punktes wird auch wohl in Zukunft eines der großen Dampfwerke zur Entwässerung des Landes aufgestellt werden müssen.

Einige glauben, daß einmal in uralten Zeiten die Weser in der Richtung der kleinen Wumme geflossen sei. Die letztere hat noch jetzt ein breites Bett und ich konnte mir zuweilen einbilden, auf einem ziemlich mächtigen Strome zu fahren. Er war aber ganz unbelebt und todt. Keine Strömung darin und keine Dörfer am Ufer, nichts wie gesagt als Schilfsumpf an seinen Ufern und nur von Stunde zu Stunde ein einsamer Bauernhof.

Die Blockländer sind der Meinung, daß die ganze Besiedlung ihrer Heimath von der kleinen Wumme angefangen habe. Dort sollen die ältesten friesischen Colonisten gewohnt haben, bis endlich der Deich längs der großen Wumme gebaut wurde, und sie da hinüber zu siedeln für vortheilhafter fanden. Da wurde denn die kleine Wumme verlassen. Auch fielen ihre Ufer immer tiefer in den Sumpf hinab. Man findet noch jetzt die Spuren einer alten Straße längst derselben, die sogenannte „Hemp-Straße", ein Werk aus früheren Zeiten, das aber jetzt den größten Theil des Jahres im Wasser steckt, und nur in ganz trockenen Monaten ein wenig benutzt werden kann. Auch von den ehemaligen Bauplätzen oder Häuserhügeln, den sogenannten „Warfen" kann man noch einige mitten in dem Schilfe heraus erkennen. Sie sind aber jetzt meistens öde und dienen nur noch dem Vieh hie und da als Sand-Inseln oder „Schelfe". Nur auf ein halb Dutzend Warfen haben

sich noch Häuser und Grundbesitze gehalten, die aber ein paar englische Meilen weit von einander liegen. Ihre Namen deuten zum Theil noch auf die alten Zustände hin. So z. B. heißt der eine dieser vereinsamten Bauernhöfe „die Kapelle“, vermuthlich weil ehemals die Kirche des Landes hier gestanden hat. Der andere heißt „Bovendám“ und soll der Stammsitz der oben von mir genannten Familie sein. Auch sagte man mir, seien in dem Warf dieses Bauernhofes noch die Spuren eines alten „Schlosses“ oder „Edelsitzes“ gefunden worden.

Es sind lauter große weitläuftige Gehöfte und schöne Bauernhäuser, deren Besitzer die Geschilfe und Wiesen eignen. Sie wissen selbst oft nicht, wo in dem wilden, wegelosen und nicht eingezäunten Lande die Gränzen ihrer Berechtigungen sind. Jeder von ihnen nährt eine kleine Heerde von Vieh in der Umgegend, und obwohl sie nur Schilf und „Dack“ und schlechtes Heu ernten, so bringt es doch die Menge, und haben sie einmal ein trockenes Jahr, so machen sie ergiebige Ernten, füllen Scheunen und Säckel und können es wieder ein Paar nasse Jahren hindurch aushalten.

Im Winter, wenn das ganze Land weit und breit in einen See verwandelt ist und dieser See sich dann mit einer dicken Eis- und Schneekruste belegt, dann giebt es hier zuweilen sehr wunderliche und bedenkliche Zustände und nicht selten eben so außerordentliche Ereignisse und Gefahren, wie Eis und Schnee sie in den Alpen verursachen. Mitunter freilich, wenn der Winter recht regelrecht herankommt und das ganze

Wasserland mit einer blanken und ebenen Eisbahn überzieht, ist es vergnüglich genug. Dann sind die Leute von der kleinen Wumme und überhaupt alle Blockländer mit der ganzen Welt in so inniger Verbindung, wie selbst im Sommer nicht. Dann liegt Alles auf dem Eise und auf den Schlittschuhen. Sie sind durch die Bank so geschickte Eisläufer, wie die Holländer. Dann sind die Wege überall kurz und direct. Dann machen sie Visiten auf dem Eise, und die einsamsten Gehöfte, zu denen im Sommer Niemand den Weg finden kann, werden von Gästen besucht. Dann bringen sie ihre Waaren wie im Fluge auf den Markt und eilen mit großen Schiebschlitten die Kanäle herab. Auch zur Kirche fahren sie dann, Männer und Weiber und Kinder, ganze Familien auf Schlittschuhen und eben so zu den Hochzeiten und sonstigen Festen.

Zuweilen aber dauert es im Herbste oft sehr lange, bis sich eine solche Eisbahn herstellt. Es friert, es thaut, die Decke bricht wieder, es treiben Schollen umher. Dann kann man wohl wochenlang weder auf dem Nassen schiffen noch auf dem Trocknen gehen noch auf dem Eise gleiten, und die Leute befinden sich so mitunter in einer ganz argen Isolirung von der übrigen Welt. Sie können sich unter solchen Umständen weder mit frischer Zufuhr versehen noch ihre eigenen Produkte verwerthen und stecken mit ihren Lebendigen und Todten in ihren alten Rauchstuben und „Dönsen“. Ich sage auch „mit ihren Todten“. Denn stirbt in solcher Zeit Einer bei ihnen, so giebt es kein Mittel, ihn zu dem meilenweiten Kirchhofe zu schaffen, und der Sarg mit

dem Leichnam muß auf dem „Helgen“, d. h. dem Raume über dem Viehstall, bei Seite gesetzt werden, wo er oft drei vier Wochen lang liegt, bis sich einmal eine Bahn irgend einer Art zum Kirchhofe hin bildet.

So schön und glatt, wie ich es oben schilderte, pflegt auch die Eisbahn meist nur zu Anfang des Winters zu sein. Je älter sie wird, je länger und stärker es friert, desto mehr wird sie durch auffallenden Schnee und andere Umstände verdorben. Auch die Spalten und Risse, die sich in dem alten Eise bei heftigem Froste ausbilden, und die oft sehr breit werden, zerstören die Bahn und machen die Reise gefährlich. Noch viel schlimmer aber geht es hier oft im Frühlinge beim Losbrechen des Eises zu. Wenn der Winter sehr hart war und die Eisdecke besonders dick wurde, und wenn dann der Eisbruch bei heftigen Frühlingsstürmen eintritt, zugleich vielleicht auch noch Deichbrüche die Höhe des Wasserandranges vermehren, so gerathen jene in der Ebene verstreuten Gehöfte in die größte Gefahr. Die „Warfen“, auf denen sie liegen, sind natürlich nur auf gewöhnlich zu erwartende Wasserstände berechnet. Sie ragen nur ein wenig über die häufig eintretenden Fluthen empor. In ganz außergewöhnlichen Fällen muß das gute Glück oder der liebe Gott helfen. Von Zeit zu Zeit machen diese Marschleute daher im März oder April so ängstliche Tage durch, wie die armen Bewohner der Lawinenthäler in den Alpen in ungewöhnlichen Schneejahren.

So etwas trat hier in Blocklande z. B. im Früh-

jahr 1855 ein. Die Eisdecke auf der ganzen weit und breit überschwemmten Ebene war 1 ½ Fuß dick geworden. Im März trat plötzlich warmes Wetter ein. Gegen Ende des Monats erhob sich ein heftiger Sturm aus Nordosten. Breite Deichbrüche in den obern Gegenden ließen neue Fluthen — ganze Ströme — sich in die Ebene ergießen. Die Eisdecke wurde überall plötzlich gesprengt, und weit und breit trieben sich die mächtigen Schollen umher und schoben sich vom Winde gepeitscht über einander weg. In der Nähe der Hauswarfen, der einzigen Anhöhen und Hindernisse, die es in der Ebene giebt, brandeten und strandeten sie und häuften sich bald zu drohenden Eisbergen auf. Sie schnitten die alten Bäume um die Wohnungen herum wie Strohhalme weg, kippten über, fielen in die Dächer hinein und Häuser und Scheunen wurden mit den darin wohnenden Menschen erdrückt und erstickt. An einigen Stellen häufte sich das Eis dermaßen, daß es noch um Johanni herum nicht völlig niedergeschmolzen war. —

Da die Ereignisse des Jahres 1855 noch bei allen Leuten im frischen Andenken waren, so stieg ich, indem ich die kleine Wumme hinauffuhr, bei jedem Bauernhofe, bei „Bovendám", bei „der Kapelle", bei „Luers Geerken" ꝛc. aus und ließ mir die Geschichten von der damaligen Noth und Zerstörung in ihren Gehöften erzählen.

Diese Gehöfte selbst gewähren wieder einen höchst eigenthümlichen Anblick. Aber es kommt kein deutscher Maler oder Forscher hierher, dergleichen, wie in den

Alpen, anzuschauen und dem großen Publikum interessant darzustellen. Von der Hauptwasserstrasse, der „kleinen Wumme“, zweigt sich bei jedem Gehöfte ein engerer Kanal ab, der statt eines Fußpfades zur Wohnung hinzieht. Durch eine Masse von „Ententenfutter“, Schilfwerk und Weidegebüsch gleitet man auf diesem Kanal in eine kleine Bucht, den Hafen des Hofes, hinein. Da ist man unter dem Schatten hoher Eschen und anderer das Wasserland liebendender Bäume am Fuße der hohen Warf, auf welcher das Haus steht. Diese hat die Form eines großen nach allen Seiten hin regelmäßig abgedachten Grabhügels.

Durch das Grün der Büsche und Bäume blinzeln die Augen der hellen Fenster, an denen die Vorderseite dieser Häuser immer einen großen Reichthum hat, und vor ihnen auf einer dazu bestimmten Terrasse der Warf findet man regelmäßig einen kleinen Blumengarten, nach Holländischer Weise sauber und correct gehalten und mit einer Fülle grellfarbiger Iris, Tulpen und Nelken bepflanzt. Die Wohnungen selbst sind groß und stattlich, und ein mächtiges Strohdach breitet seine schützende Flügel über die Blumen, Stuben und darin hausenden Menschen und Thiere aus, wie eine Henne über ihre Eier.

Auch auf der Rückseite, wo die Scheune steht, steckt die ganze Ansiedlung in einem dichten Gebüsche von Weiden und Eschen. Dort haben sie auch an dem Fuße der Warf einen Kartoffel- und Gemüsegarten zu Stande gebracht. Doch nur einen sehr kleinen.

Denn solche Gärten sind in diesen Sumpf-Niederungen sehr kostspielig. Sie müssen den Sand dazu von dem nächsten Dünendorfe, das oft stundenweit entlegen ist, kaufen und zu Schiffe heranfahren, um damit ihrem Gärtchen eine Unterlage und die rechte Höhe zu geben, ähnlich wie die Maltheser das Erdreich für ihre Felsen von Sicilien holen. Dieser Sand von den Dünen-Gegenden wird in den Marschen vielfach verfahren und benutzt, z. B. auch wie ich schon zeigte zur Bildung ihrer Viehstände oder „Schelfe“ in den Sümpfen.

Claus Harries, der Besitzer des Hofes Bovendám, erzählte mir von den Schrecknissen des Eisgangs von 1855 und sagte, als das Ding angefangen habe, — das Wasser rings umher immer höher gebrandet und gestiegen — der Sturm ärger getobt, die Eisschollen wie gejagte Ochsen herbeigeeilt seien — da habe er bemerkt, wie sein Bruder Hinrich, ein sonst sehr kaltblütiger und wenig gesprächiger Mann, sorgenvoll den Mund aufgethan und ihn gefragt habe: „Claus! wat denkst Du dato?“ („Claus! was denkst Du dazu?) und er selber habe seinem Bruder geantwortet: „Wenn de Busch man holt! Hinrich! (Wenn der Busch nur hält! Heinrich!) — Das Eis habe sich bei dieser Gelegenheit in den Bäumen bis an ihre Gipfel, wo die Vögel im Sommer nisten, aufgeblockt. (Claus Harries ließ mich in eine alte Esche emporblicken und zeigte mir die von den Eisschollen herrührenden Narben von unten bis in die obersten Aeste). — Aber dennoch habe dieses Mal „der Busch“ ausgehalten,

ähnlich wie ein fester alter „Bannwald“ gegen die Lawinen in den Alpen. Das Eis tastete die Häuser nicht an. Doch vier Tage lang mußten die geängstigten Inwohner zwischen Leben und Tod schwebend, von Eisschollen verbarrikadirt, zubringen, bis ihnen Hülfe von außen kam.

Auf der „Kapelle“, dem nächsten Gehöfte, zu dem ich kam, war es damals noch viel schlimmer hergegangen. Da hatte „der Busch“ nicht gehalten. Die Häuser waren zerstört und mit dem Vieh unter den Eisschollen verschüttet, und erdrückt worden. Nur ein Stück von einem Giebel der Scheune war stehen geblieben, auf das sich mit ihren Katzen und Hunden die Besitzer in ihren Nachtkostümen gerettet hatten. Dort mußten sie 4 Tage lang im Sturm und Unwetter aushalten, bis man in den nächsten Dünen- und Deichdörfern, die längst ihre Noth geahnt hatten, Mittel und Wege fand, ihnen Hülfe und Rettung zu bringen. Um zu etwas Nahrung und trockener Kleidung zu gelangen, hatten sie in ihrer Bedrängniß Löcher und Schachte durch die Eisdecke gehauen und hatten aus ihren darunter vergrabenen Stuben und Vorrathskammern einige trockene Strümpfe, Wämser und Nahrungsmittel hervorgeschafft. Mit einem Worte, es wäre leicht, zu den oft ausgeführten Schilderungen der Alpenreisenden von den Schrecknissen der Lawinenthäler ein Gegenstück aus dem Blocklande zu liefern. Ich will die Sache hier indeß nicht weiter ausmalen. Meine Andeutungen mögen hinreichen, einen Begriff davon zu geben, welche Nöthen und Kämpfe auch

diese Marschen- und Bruchleute in unseren norddeutschen Niederungen seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit zu bestehen hatten.

Die Sonne meines Reisetages verlosch allmälig blutroth in dem Geschilfe und in den Dünsten der Sümpfe. Da wir indeß die hellen Juninächte hatten, so wurde es den ganzen Abend hindurch nicht finster, und wir konnten bis Mitternacht hier Alles wahrnehmen, was sich auf den Seiten der breiten stillen Wasserstraße, auf welcher unser Boot wie Charon's Nachen dahinglitt, ereignete und bewegte. Wir sahen das Vieh auf seinen „Schelfen", an den Spitzen der Halbinseln versammelt. Zuweilen raffte sich ein junges Thier auf, patschte durch das Schilf und guckte neugierig in mein Schiffchen hinein. Auf den Spitzen der Pfähle und Pfosten, die hie und da eingerammt waren, saßen die zierlichen Meerschwalben und putzten sich vom Tagesschweiße die Federn und Flügel rein. Die Kibitze hatten sich überall an den Ufern niedergelassen und drückten sich, wie sie zu thun pflegen, mit der Brust gegen den kühlenden Boden. Die Frösche quackten und sangen dazu aus allen Winkeln.

Zuweilen aber erdröhnte durch dieß Concert, wie ein fernes Stiergebrüll, das brummende Geschrei des Vogels, den die Leute im Blocklande „Iprumb" nennen. Es ist unsere scheue, wilde, häßliche Rohrdommel, die sich in den hellen Frühlingsnächten hier überall höchst unheimlich vernehmen läßt. Es fiel

mir auf, daß ihr Gebrüll die allergrößte Aehnlichkeit mit den Tönen des amerikanischen Ochsenfrosches hatte. Weil noch Niemand, — selbst nicht unser deutscher Vogelforscher Naumann — den außerordentlich scheuen Vogel, der in der Gefangenschaft völlig verstummt, bei seinem Gesange genau hat beobachten können, so ist es noch unbekannt, wie er eigentlich die Töne hervorbringt. Meine Blockländer behaupteten steif und fest, er stecke den Schnabel und Kopf dabei halb in's Wasser, und indem er sich den Kropf aufblase, brumme und dröhne es dann so über die den Schall fortleitende Wasserfläche weg. Daher käme es denn auch, daß man, auf dem Wasser schiffend, das Geschrei aus so großer Ferne so deutlich vernehmen könne, oft als wenn es ganz aus der Nähe käme. Der hiesige Name „Jp-rumb“ ist onomatopoetisch und soll nach der Meinung der Niedersachsen den Ton so genau, wie es mit menschlichen Spachorganen möglich ist, nachahmen. Das „Jp“ stellt einen kleinen Anfangslaut oder Vorschlag dar, mit dem der Vogel aussetzt, und das „rumb“ ahmt das eigenkliche Hauptgebrüll nach, in das er nach dem Vorschlage losplatzt.

Wir schifften so bis über Mitternacht hinaus in einer Einsamkeit, die wir in einem Bayou des Missisippi nicht vollkommener hätten finden können. Denn außer den genannten Kindern der Natur begegnete uns sonst nichts Lebendiges, kein Mensch, auch kein Schiffchen. — Auch in den Vorstädten der Stadt Bremen, wo mein guter Blockländer Schiffer Orndt mich landete, waren schon alle Lichter verloschen und

ich schlüpfte ganz unbemerkt durch die dämmerigen und stillen Straßen der Stadt in meine Schlafkammer, um dort von nun an für meine guten Freunde im Blocklande den Himmel um trockene Jahre zu bitten. — Wenn ich nur deßwegen meinen anderen guten Freunden auf den Sanden und den Haiden, die sich nasse Jahre wünschen, nicht um Verzeihung bitten muß!

V. Das schwimmende Land von Waakhusen.

Wasserfahrt im „St. Jürgener Lande." — Anblick dieses Landes im Sommer und Winter. — Zerstörung durch Eisschollen. — Die „Eis-Dobben," „die Blänken." — Die „Spanjen" oder Eisrisse, und Bodenspalten. — Thier- und Pflanzenleben. — Heu-Erndte im Wasser. — Schwimmende Blumenbeete in den Fleeten. — Die Insel St. Jürgen und ihre Befestigungen gegen Eis und Wasser. — Ihre „Fessel-Roden." — Ihre Alterthümer. — Irrfahrt in den Fleeten. — Schilderung von Waakhusen. — Bebendes Erdreich. Wie das ganze Land vom Wasser gehoben wird. — Wie die Häuser einsinken, sich verschieben und aufgeschroben werden. — Einwirkung auf den Ackerbau. — Das schwimmende Land eine Wohlthat. — Die sinkenden Aecker. — Ein verschobenes Waldstück. — Durch welche Anstalten es die Leute wieder zurecht schoben. — Welche Einrichtungen sie in ihren Häusern treffen, wenn ihre Gärten und Aecker zum Schwimmen kommen. — „Wackelhausen." —

Schon der Altvater aller Geographen und Reisenden Herodot unternahm ein Mal in Egypten einen Ausflug, um eine schwimmende Insel, „Chemmis" genannt, zu besuchen, von der er gehört hatte, daß sie sich auf einem der Seen des Nil-Delta befinde. Nach Herodot hat man noch viele schwimmende Inseln sowohl in Griechenland als in Italien und in andern Ländern gefunden. Des schwimmenden Erdreichs im Nordwesten unseres deutschen Vaterlandes erwähnt zuerst der Römer Plinius. Er nennt es „ein neues

Wunder aus den Wäldern Germaniens." *) Er sagt daß kleine mit Bäumen bewachsene Inseln der römischen Flotte, als sie an den Küsten Nordwestdeutschlands entlang segelte, aus den Mündungen der Elbe und Weser mehrfach entgegen geschwommen seien. Wahrscheinlich sind dieß solche Moorlandstücke gewesen, wie sie noch heutzutage zuweilen von den Wasserfluthen in den Nebenflüssen der Weser und Elbe losgerissen und zum Schwimmen und Forttreiben gebracht werden.

Im Kleinen kommt diese Erscheinung überall in torfreichen und moorastigen Gegenden vor. So sah ich, — um nur ein Beispiel aus dem Kreise meiner eigenen beschränkten Erfahrung anzuführen, in Curland auf einem kleinen See eine schwimmende Insel, die groß genug war um einem halben Dutzend Kühe zur Weide zu dienen und auf der auch mehrere Bäume wurzelten. Heftige Winde setzten sich zuweilen gegen diese Bäume wie gegen Segel und trieben die Insel über den See hinüber, wo sie an eine andere Stelle anlandete, und wo sich dann die Anwohner über sie her machten und sie mit Stricken an ihrem Ufer befestigten. Hatte die Insel eine Zeit lang vor Stürmen Ruhe, so verwuchs sie daselbst wohl mit dem Festlande, von dessen Eigenthümern sie als Weide benutzt wurde, bis nach einigen Jahren wieder ein Mal eine heftige Windsbraut und Anschwellung des Sees sie losriß und einem andern Land-Eigenthümer

*) „Aliud e silvis miraculum." —

am See zutrieb, der sie dann seinerseits für einige Zeit zu seinem Vortheil fesselte. —

Sehr berühmt sind auch die schwimmenden Inseln des großen Mississippi in Nordamerika, wo abgerissene Bäume sich mit ihren Bäumen verschlingen, erst ein Floß, dann, mit Schlamm und allerlei Pflanzen bedeckt ein schwimmendes Erdreich bilden, welches am Ende mit dem Delta des Flusses verwächst und zusammenschmilzt.

Auch in unserm an Wäldern, Torfmoorästen und Wasserfluthen so reichen nordwestlichen Deutschland zeigt sich Aehnliches sehr häufig. Nirgends aber ist das ganze Phaenomen complicirter und mehr mit dem Ackerbau und der ganzen Existenz der Bewohner verwachsen, als in der Feldmark des Hannoverschen Dorfes Waakhusen im sogenannten St. Jürgener Lande an den Ufern des Flusses Hamme, der aus den Mooren des Herzogthums Bremen hinab der unteren Weser zu fließt.

Ich hatte schon Manches über das schwimmende Wunder von Waakhusen gehört und gelesen, ohne daß ich mir über die Ursache, den Umfang und die nähern Umstände desselben ganz klar werden konnte. Ich beschloß daher an Ort und Stelle selber nachzusehen, und so zog ich denn eines schönen Tages, den besagten Fluß Hamme herabkommend mit Hülfe eines Landeskindes mein kleines roh gestaltetes „Schiedel-Schip,“ eine Art von Canoe, — es ist das einzige Vehikel, dessen man sich zur Bereisung dieser moorastigen Landschaften bedienen kann — über eine Stelle des

Dammes oder Deiches hinüber, der das oben genannte St. Jürgener Land rings umgiebt.

Als wir diese nicht sehr mühsame Operation bewerkstelligt, und unser Schiffchen im gegenseitigen Wasser wieder flott gemacht hatten, lag eine weit hingestreckte fast ununterbrochene Wiese von circa 40,000 Morgen Grasland vor uns. Es war dieß eben das St. Jürgener Land, das ein großes ganz flaches Dreieck zwischen den Flüssen Hamme und Wumme bildet, und von einem Labyrinthe von Wasser-Armen, künstlichen Gräben und Canälen oder Fleeten und kleinen natürlichen Tümpeln und Seen durchfurcht ist. — Gleich die Entstehungsweise dieser Tümpeln und Seen steht mit dem schwimmenden Erdreich von Waakhusen in Verbindung und erklärt dieselbe wenigstens zum Theil. Im Winter nämlich, wenn das ganze Land überschwemmt ist, und bei starker Kälte mit einer dicken Eiskruste bedeckt wird, verbindet sich stellenweise diese Kruste mit dem unterliegenden Boden und Geschilfe, und gefriert mit ihm zu einer Masse zusammen. Wenn nun im Frühlinge der Eismantel sich löst und zersprengt, bleiben zuweilen große Stücke gefrorenen Landes an den Schollen hängen und werden mit ihnen fortgeführt. Die Landeskinder nennen diese so losgerissenen Landstücke „Dobben,“ und solche Dobben haben oft einen ganz beträchtlichen Umfang, und eine Dicke von 3 bis 5 Fuß. Zuweilen werden auf diese Weise ganze Tagewerke (ein Tagewerk zu 2 Morgen) auf ein Mal versetzt. Die Eisschollen bleiben mit ihrer schweren Last an irgend

einer kleinen Erhöhung hangen und deponiren sie daselbst, indem sie schmelzen. Da aber, wo sie dieselbe losriß, entsteht ein Loch, das sich mit Wasser füllt, und das die Leute daher wohl eine „blanke Stelle“ zu nennen pflegen. Wenn in einer Gegend das Eis sich häufig solche „Dobben“ herausholte, so vergrößert sich wohl der kleine Wassertümpel zu einem See von größerem Umfange. Der größte See des St. Jürgener Landes, der auf diese Weise entstanden ist, heißt „die Blänken“. Er steht unter diesem Namen auf unseren Landkarten und hat auf ihnen wohl anderthalb Stunden im Umfange. Unser Weg führte uns mitten durch diesen „See“ hindurch. Er bot jetzt im Hochsommer, wo überall hohes Schilf aus dem Wasser emporragte, den Anblick einer grünen Wiese dar. Nur im Winter, wo das Schilf abstirbt, ist er in seinem ganzen Umfange „blank.“ —

Diese durch das Eis in der Oberfläche des Landes ausgearbeiteten „Blänken“ wären dem guten Plinius, wenn er sie gekannt hätte, wohl wieder als ein anderes Miraculum Germaniae erschienen. Aber wohl mit noch größerem Interesse hätte dieser aufmerksame Naturbeobachter die Berichte der Landeskinder über ein anderes Winter-Phönomen dieser Gegenden, die sogenannten „Spanjen“ angehört, wenn er so wie ich es jetzt that, mit den Nachkommen seiner Chauci Majores oder Minores im Lande hätte herumschiffen und sie in ihrer Sprache hätte examiniren können. „Spannjen“ — wahrscheinlich von „spannen“ abzuleiten, — nennen sie die Risse, welche zuweilen bei

heftigem Froste und starker Anspannung des Eises in der Eiskruste entstehen und oft sehr sonderbare Effekte zu Wege bringen. Diese Risse oder „Spanjen“ gehen hier, — wie freilich auch anderswo, — mit einem heftigen Knallen und Krachen los, und durchsetzen die Eisdecke zuweilen mit Blitzesschnelle 2 bis 3 Wegesstunden weit und weiter. Aehnliches geschieht freilich auch anderswo, wo sich breite Eisdecken bilden. Das Eigenthümliche, welches dieß Phänomen hier darbietet, kommt aber durch die sumpfige Beschaffenheit des Landes zu Wege. Da wie gesagt, in sehr kalten Wintern nicht nur das Wasser bis auf den Boden gefriert, sondern auch dieser erstarrt und sich mit dem Eise zu einer Masse verbindet, so theilt sich der in dem Eise beginnende Riß auch dem Boden selber mit. Auch dieser wird zerklüftet und thut sich wie das Eis auf, und beides Eisschollen und Erdreich, werden dabei zuweilen 5 bis 6 Fuß und mehr zu beiden Seiten des Risses in die Höhe getrieben und aufgehäuft. Die Rille, die sich in der Tiefe alsbald mit Wasser füllt, wird mitunter so breit, daß man darin wie in einem natürlichen Kanale zwischen Eis und Schlammdeichen schiffen kann. Wenn eine solche „Spannje“ unterwegs auf einen andern Gegenstand z. B. auf ein im Eise eingefrorenes Schiff trifft, so vermag sie auch dieses entzwei zu reißen. Sie geht auch vom Eise auf das daraus hervorragende Festland über, zerreißt Erdhaufen oder Inseln die ihr im Wege liegen, und setzt mitten durch die hohen Deiche des Landes, wenn diese mit dem ganzen zu-

sammengefroren sind. Ja sie fährt sogar wie ein Blitz in die auf diesen Deichen und Inseln stehenden Häuser, wühlt unter ihnen den Boden auf, zerspaltet die Mauern und zerreißt die Balken, „gleichsam als wenn eine Kanonenkugel durch das Haus gefahren wäre.“ „Ich habe es selbst in meinem eigenen Hause ein Mal erlebt“, erzählte mir einer meiner Leute. „Ich saß ruhig bei meinem Feuer, als es plötzlich mit großem Spektakel dicht bei meinen Knien vorüberfuhr und quer durchs Haus schoß. Der Boden neben mir wurde wie von einem Erdbeben aufgewühlt, die Balken, auf denen mein Haus stand zerrissen und die Mauern gespalten“. „Je fester die Erde ist“ setzte er hinzu „desto besser kann die Spanje laufen. Kommt sie in lose Erde, da hat sie keine Macht mehr und da läuft sie im Sumpfe aus. Und bei Thauwetter laufen gar keine Spanjen im Lande. Auch kommen die großen und zerstörenden Spanjen nicht alle Winter, sondern nur wenn die Kälte sehr stark war und lange dauerte.“

Jetzt in dieser schönen Sommerzeit hatte ich nicht Gelegenheit, weder über diese „Spanjen“ noch über jene „Eisdobben“ eigene Beobachtungen zu machen. Ich konnte nur den Erzählungen meiner Leute darüber lauschen. Unsere nassen Wege standen jetzt im schönsten Schmucke des Frühlings. Ueberall schifften wir durch zahlreiche Plantagen der weißen Wasserlilien, welche eben jetzt in der herrlichsten Blüthe standen, und mit ihrem schneeweißen großen Kelchbecher alle Tümpel und kleinen stillen Wasserverstecke schmückten. Die Hiesigen nennen ihre breiten schwimmenden Blätter:

„Lotkenbläder.“ Es ist ein Name, der vielleicht etwas mit dem Lothus zu thun hat. Die schöne Blüthe der Pflanze selbst nennen sie „Poppeln“ und ihre armsdicken am Grunde des Wassers liegende Wurzeln: „Ausballen.“ So besitzt sonderbarer Weise jeder der Hauptheile derselben Pflanze einen eigenthümlichen und verschiedenen Namen. Auch für alle andern hübschen Pflanzen, die in üppiger Fülle zu den Seiten unserer Schifffahrt standen, hatten meine Leute ihre eigenen Namen. So nannten sie ein mit rothem Samen bedecktes Kraut „den rothen Heinrich“. Eine andere Blume, bei der häufig eine einzelne Blüthe breit aufgeht, während die andern noch in der kleinen Knospe zusammengerollt sind, heißt bei ihnen „Gluckhenne und Kücken“. Eine andere lange roth blühende Blume „der Katzenschwanz“ eine dritte „der Fuchsstummel“. Die blaue Iris betitelten sie mit „Ebers-Speljen“ oder „Ebers-Brod“. — Alle diese und andere Blumen und Gräser, aus denen der Grasteppich dieses Landes componirt war, standen jetzt wie das ganze Land in fußtiefem Wasser. Aber die St. Jürgener verstehen sich auf die Kunst diese Kräuter dicht über der Oberfläche des Wassers abzumähen. Ueberall fanden wir die Leute knietief im Wasser stehend, mit dieser nicht leichten Operation beschäftigt. Das Abgeschnittene bleibt dabei eine Zeitlang auf dem Wasser schwimmen. Hatten sie einen Strich herunter gemäht, so harkten sie das Gras in einen freien Canal, brachten es in einen großen auf dem Wasser schwimmenden Haufen zusammen, und schoben dann diesen Haufen

mit einem Brette, das an einem langen Stiele befestigt war, über den Canal hin bis zu der Stelle, wo ihr Heuschiff lag, welches mit dieser so dem Wasser entzogenen Gras-Aerndte beladen wurde. Diese wird dann stundenweit zu einem Deiche oder sonst einer etwas höhern Landesstelle weggefahren, um da an der Sonne Heu daraus zu machen. Die Canäle, Gräben und „Flecten," welche die Communikations-Wege des Landes sind, müssen alle Jahre, damit sie sich nicht verstopfen und „zulanden" fleißig geputzt werden. Dagegen giebt es andere unregelmäßige Gewässer im Lande z. B. ehemalige Flußbetten oder Flußarme, die man in dieser Beziehung vernachlässigt, und bei diesen Gewässern zeigt sich dann wieder eine Erscheinung, die mit dem Phänomen des „schwimmenden Landes" zusammenhängt. Die Oberfläche solcher stehenden und stockenden Gewässer überzieht sich nämlich bald mit einer Decke von Wasserpflanzen und wenn diese verwachsen, kommt Erdreich hinzu, auf dem sich dann wieder andere Pflanzen einnisten. Im Laufe der Jahre bildet sich so eine dichte und dicke Decke von verfilztem schlammigen Wurzelwerk, das zuletzt im Stande ist allerlei sehr schöne und nützliche Kräuter zu erzeugen und zu tragen. Auch diese schwimmenden Kräuter-Decken nennen sie hier „Dobben". Da diese schwimmenden Dobben beständig mit dem Wasser steigen, und die auf ihnen keimenden Gräser also nie wie das auf festen Boden wurzelnde Gras im Wasser ertränkt werden, so haben sie besonders schönes Viehfutter und die Gräser stehen auf ihnen

vorzugsweise dicht und üppig. Ueberall sowohl im St. Jürgener Lande als auch in dem ganzen Thale der Hamme hin erkannte ich die gewundenen Streifen ehemaliger Flußarme an den höheren Stauden und Blumen und dem frischeren Grün, womit sie gegen die übrigen festen, ertränkten und grauer aussehenden Wiesen abstachen. Wenn wir in diese überwachsenen Arme hineinfuhren, so sank der Rand des schwimmenden Blumenteppichs unter dem Kiele unseres Schiffes ins Wasser. Wenn wir mit unsern Rudern hineinstießen, konnten wir das Ganze in schaukelnde Bewegung setzen und am Ende mit einiger Mühe durchstoßen, und so auf das Wasser darunter gelangen welches oft noch 5 oder 6 Fuß tief war. In der Mitte der heißen Jahreszeit trocknen zuweilen wie die ganze Landesbewässerung so auch diese Flußarme aus, und dann liegt das Blumenbeet auf dem Grunde und kann abgemäht werden. Oder das Wasser nimmt unter ihm doch so weit ab, daß die Mäher darüber wegschreiten können, ohne beim Durchbrechen mehr als ein Naßwerden des Fußes befürchten zu dürfen. — Manche Dobben sind auch schon von Haus aus so dick und dicht, daß sie einen Arbeiter wohl tragen. — Auch am Mississippi sind viele Flußarme in ähnlicher Weise mit Kräuterdecken überzogen und verstopft; und bekanntlich giebt es da einen „Dobben“ von ganz collossalen Proportionen, nämlich das berühmte sogenannte „Floß“ (the Raft) des Atschafalaya, eines mächtigen Armes des Mississippi, der mit einem 15 englische Meilen langen, aus abgerissenen Bäumen

und sonstigen Flußkehricht gebildeten und mit Pflanzen und Blumen besetzten über dem Wasser schwimmenden „Dobben“ bedeckt ist.

Die eleganten Kibitze und munteren Meerschwalben hatten jetzt noch ihre Jungen im Neste und überall, wo wir in den Winkeln des Landes stöberten, da umflogen uns diese hübschen um ihre Brut so mütterlich besorgten Thiere in Schaaren. Sie verfolgten unser Schiffchen weit hinaus mit ängstlichem Geschrei, schwebten uns zu Köpfen, und indem sie sich herabschwenkten, schweiften sie mit großer Kühnheit dicht über unseren Mützen weg. Sie schrieen dabei aus vollem Halse, und daß es ihnen einige Ueberwindung kostete, konnte man wohl bemerken. Denn ehe sie den Schuß gegen den ihnen so gefährlich erscheinenden Feind wagten, sammelten sie sich ein wenig, standen einen Augenblick still in der Luft, nahmen einen Zulauf und kamen dann wie Pfeile gegen uns herab, als wollten sie uns fortscheuchen. —

Unter solchen Beschäftigungen und Beobachtungen, und indem wir bei mehreren hübschen Bauernhöfen, die auf ihren „Warfen“ mitten im Wasser lagen, vorüberfuhren, kam endlich die Hauptstadt des St. Jürgener Landes, die kleine Insel auf welcher die Kirche dieser Wasserleute liegt, in Sicht. Es war nur ein sehr kleines aber ganz eigenthümliches Stückchen Land, das über der allgemeinen Ueberschwemmung und über dem Gras-Meere hoch hervorragte und auf dem neben der Kirche noch für die Wohnung des Predigers und die seines Küsters Platz war. Ich habe selten eine absonderlichere kleine Ansiedlung besucht. Für einen Maler wäre sie

ein sehr dankbares Thema gewesen. — Ob das hohe Land auf der sie lag eine künstliche oder eine natürliche Anhäufung, eine sogenannte „Warf“ oder der Rest einer Düne sein mag, weiß ich nicht, glaube aber das letztere. Vermuthlich war es ein bißchen von dem Sande, das nach der Sage des Volks in uralten Zeiten einst ein Hüne in dem Lande verstreute. Dieser gute Riese, ein niedersächsischer Herkules, ging einst mit einem großen Sacke voll Sandes, eines der kostbarsten und begehrtesten Artikel in allen diesen Wassermorästen, in der Gegend spazieren. Er ging rings um das St. Jürgener Land herum und warf überall etwas hin und von jeder Handvoll entstand eine Düne. Endlich wurde er, ich weiß nicht warum, des Dinges überdrüssig, kehrte seinen Sack um, und warf den ganzen Rest im Osten des Landes auf einen Haufen und dieß bildete das kleine ein Paar hundert Fuß hohe Sandgebirge, welches jetzt „der Weiher Berg“ heißt, und in der angezeigten Himmelsgegend die Gränze des Landes macht. In das niedrige Wasserland des heiligen Georg (St. Jürgen) kam davon kaum eine Prise, wenn nicht etwa wie gesagt die niedrige Bodenanschwellung, auf welcher die schon im 13. Jahrhundert gebaute Kirche dieses Heiligen liegt, eine solche Prise ist. —

Auch jetzt noch in der Höhe der Sommerhitze war dieser sonderbare kleine Ort rings von unter Wasser stehendem Graslande umgeben und nur zu Schiff zu erreichen. Die Kirchleute und die Schulkinder kommen selbst jetzt noch aus mehreren Orten

herangerudert. Im Herbst und Winter ist das kleine kirchliche Etablissement rings von einem tiefen See umfluthet. Dann langen die Frommen und Lernbegierigen auf Schlittschuhen und Schlitten an. Aber zuweilen wenn die Stürme brausen und der Eisgang wüthet, ist das Kirchlein völlig unzugänglich, und der Pastor von seiner Heerde gänzlich abgeschnitten. Da trifft es sich wohl, daß drei Wochen hinter einander kein Gottesdienst gehalten werden kann, aus Mangel an Besuchern. Dann läutet das Glöcklein vergebens in die Wasseröde hinaus. Die Frommen hören's. Aber sie vermögen nicht durchzudringen. Der Küster steht auf der Wacht, späht in die Wüste hinaus, und berichtet dem Pastor, ob er Schiffe entdecke. Zuweilen haben sie schon den Charfreitag selbst mit Stillschweigen überhüpfen müssen. Man erzählte mir solche Dinge sonst wohl von Island und Grönland, und ich dachte nicht, daß ich sie im eigenen Vaterlande so nahe hätte. —

Der Rand dieser sonderbaren St. Georgs-Insel, an dem wir nun aus dem Schiffe hinaufstiegen, ist steil ausgearbeitet und mit einem rohen Palisaden-Werke aus unbehauenen Eichenästen befestigt. Diese Aeste sind unten am Fuße der Insel in den Boden gerammt mit ihren oberen krummen Enden, die in allen Richtungen auseinander gehen, ragen sie über die Oberfläche der Insel hervor, so daß man sich, mitten drin stehend, von einem sehr wunderlichen Zaunwerk umgeben sieht. Mit ähnlichen Befestigungen, Pfahlwerken oder Weidengeflechten, wie sie eben jeder zu

Stande bringen kann, umgiebt sich hier jedes Haus und Warf um sich gegen die Angriffe des Wassers und Eises zu schützen. Dazu werden dann auch wohl einige große Steinblöcke von den benachbarten Haiden herbeigeschafft, um das Pfahlwerk damit noch ferner zu beschweren und zu befestigen. Sie nennen eine solche Umschanzung hier „die Fesselroden“ (Fesselruthen?). — Außerdem wurzelten auch auf dem Rande unserer Insel rings umher mächtige und sehr malerische Eichen, unter deren Schatten das Kirchlein, das Küster- und Pastorenhaus ruhten. Daneben auch die zahlreichen bemoosten Monumente des Friedhofs der Gemeinde. Nichtsdestoweniger ist schon oft das Eis durch „Fesselroden“ und Bäume und Gräben dahin gestürmt, und hat die Häuser selbst und die Insel geschädigt. Einige der alten Eichen trugen in ihren dürren Aesten und hohlen Stämmen die Spuren von solchen Erschütterungen zur Schau. — Nur das alte, kleine, dickmaurige Kirchlein hatte aller dieser Unbill getrotzt, und lag noch so da, wie man es in katholischen Zeiten, als hier ein großer und berühmter Wallfahrts-Ort war, gebaut hatte. Die alte Glocke des Kirchthurms hatte auf ihrem Kranze noch „Mönchsschrift“. So nennen die jetzigen Protestanten hier die Schriftzüge aus den katholischen Jahrhunderten. „Nach der Gewohnheit des damals herrschenden Irrthums und Aberglaubens“ so hieß es in der von einem fleißigen protestantischen Prediger geschriebenen Chronik der Kirche „verehrten sie einen Heiligen, St. Jürgen genannt, welcher aber nie in Person sondern nur im Gehirn der Mönche

existiret.“ Noch zur Zeit dieses frommen Geschichtschreibers, am Ende des vorigen Jahrhunderts, gab es in der Kirche eine alte aus Holz geschnitzte Figur, die den heiligen Ritter Georg zu Pferde darstellte. Aber ein Pastor der Neuzeit ließ diese Figur aus der Kirche nehmen und sie beseitigen, weil er bemerkt hatte daß seine protestantischen Bauern an gewissen Festtagen des Jahres ihr noch immer ihre Opfergaben und Verehrung widmeten, wie in andern Ländern auch wohl Heiden noch, selbst nachdem sie schon getauft, zuweilen ihren alten Götzen opfern. Darüber wurden die Bauern auffätzig und wollten ihren hölzernen Ritter zurückhaben. Hierauf nun ließ sich der Pastor zwar in keiner Weise ein. Um aber doch Frieden in der Gemeinde zu behalten, ließ er eine etwas ähnliche Figur aus Stein machen und brachte sie in der Kirche an, und dieser Ausweg beruhigte beide Parteien. Weil es nicht mehr der ächte alte hölzerne Ritter war, hörten die abergläubischen Verehrungen auf, und doch hatten die Bauern die Genugthuung, den ihnen anstößigen leeren Fleck in ihrer Kirche durch ein Surrogat wieder besetzt zu sehen. —

Sanft, still, geräuschlos und dabei doch stetig und ohne Schaukelungen glitt unsere kleine Barke von der Wallfahrtsinsel des heiligen Georg noch durch manches kuriose Wasserdorf in dem Labyrinthe der Wasserwege dieses wunderlichen Landes fort, bis wir endlich unser Ziel, die hohen Bäume von Waakhusen in Sicht bekamen. Es ist selbst für einen Kundigen nicht ganz leicht, sich in diesem Labyrinthe zurecht zu finden.

Wegeweiser und Meilenzeiger giebt es natürlich nicht. Da man immer niedrig zwischen Wasserlilien, schönen Nymphaeen, „rothen Heinrichs“, „Katzenschwänzen“ und anderen Blumen steckt, so kann man auch nicht weit blicken. Ein Wasserweg sieht aus wie der andere und da die Schiffe keine Spuren hinterlassen, so kann man auch nicht gewahren, ob der Weg, auf dem man sich eben befindet, eine vielbefahrene Hauptstraße ist oder nicht. Manche Canäle sind gar keine Fahrstraßen oder „Fleeten“ sondern bloß sogenannte „Scheden“ (Scheiden) d. h. Grenzgräben zwischen zwei Dorfschaften oder Grundbesitzern; und doch sind diese „Scheden“ oft eben so breit, tief und gemächlich wie die „Fleeten“. Zuweilen war ein Canal ehemals eine freie Fahrstraße, wurde aber später aus irgend einem Grunde als solche aufgegeben, und führt nun in die Irre, in Sumpf, Geschilf und verwachsenes Land hinaus. Zuweilen ist das Ende einer solchen Straße durch „Dobben“ und Verschiebungen in dem schwimmenden Erdreiche verstopft und „zugelandet“. Wir nahmen irrthümlich einen Graben der letzten Art auf, der anfänglich ganz breit und schifffahrtsmäßig aussah und auch direkt auf die Bäume von Waakhusen hinführte. Nach einer Stunde Fahrt aber wurde er schmäler, verwachsener, zweigte sich aus und führte uns in dichtes Geschilf und in „Dobben“ und zuletzt strandete unser Schiffchen auf dem hohen Lande der überschwemmten Wiesen. Wir schoben, zogen und stießen es hinüber, kamen noch ein Mal wieder in ein Stückchen schiffbaren Canals, das aber auch nicht

weiter führte, und auf dem wir nun gefangen saßen, wie Enten auf einem Teiche. Rings um uns her war ein Chaos von Wasser und Land, in welchem man weder schiffen noch wandeln konnte. Der Boden, wenn wir ihn berührten, bebte, und mit unsern Ruderstangen konnten wir unter die vorstehenden Ränder des Canalufers seitwärts weit im Wasser, auf dem die Dobben schwammen, hinausreichen. Wir steckten schon mitten in dem verführerischen, zerrissenen und durchlöcherten „schwimmenden Lande von Waakhusen". Guter Rath war theuer. Glücklicher Weise fanden wir ein Stück von einem Balkengerüste das ich weiß nicht wozu gedient haben mochte, in der Nähe unseres Canals stehen. Die bestieg unser Schiffer, um das Terrain zu recognosciren, und er entdeckte in nicht großer Ferne „hohes Land" eine Art Landzunge, die auch ganz bis nach Waakhusen hinzuführen schien. Diese Wasserleute haben einen merkwürdigen Blick für die Abschätzung des Niveaus des Terrains. Von „Hochland" sprechen sie eben so viel wie die Gebirgsbewohner. Aber auch da schon wenden sie diesen Ausdruck an, wo ein Stück ein Paar Zoll über dem Nachbarlande hervorragt. „Dieß ist Hochland!" sagen sie von einem Strich, auf dem du noch einen Fuß Wasser findest. Aber freilich haben sie ganz recht. Denn für das „Tiefland" daneben, das nur $1^1/_2$ Fuß niedriger liegt, ist die Hoffnung, daß es noch im Laufe des Sommers aus dem Wasser gerettet werden könne, um 100 Prozent schwächer. — Mit Mühe und Noth, indem wir unser Schiff theils über halbüberschwemmte

Erdhaufen schoben, theils durch tiefere Wasserlöcher ruderten, erreichten wir unsere Landzunge, wanderten zu Fuß über dieß „Hochland“ hin und kamen dann endlich richtig in dem merkwürdigen Orte Waakhusen an.

Es ist wieder so ein Chaukendorf wie Plinius sie beschreibt, in welchem, wie er sagt, „die Häuser auf ihren künstlichen Sandhügeln den Anblick von Schiffen unter Segel gewähren, während sie bei niedrigem Wasser gestrandeten Fahrzeugen gleichen“. Jedes Haus des Dorfs ist so zu sagen eine kleine Insel für sich, eine solche kleine Insel wie die mit der Kirche von St. Jürgen, die ich beschrieb, und jede dieser Inseln hat sich auch in ihrer Weise mit ähnlichen Pfahlwerken, Weidengeflechten oder „Fesselroden“ gegen den Eisgang verschanzt. Jetzt aber war die Communication von Haus zu Haus gehemmter als je. Es herrschte eine Art Mittelzustand zwischen Naß und Trocken. Zwischen je zwei Nachbarn gab es Wassertümpel und Moräste und wir mußten weite Umwege machen, um unsere Besuche von einem Bewohner zum andern zu Stande zu bringen. „Im Winter“, sagten sie, „da ist unsere Gemeinde besser geeinigt, da leben wir geselliger. Dann ist alles rings um unsere Hausplätze herum glattes Wasser. Da hat Jeder sein Schiffchen zur Hand, Selbst die Mädchen und kleinen Buben wissen mit dem Schiffe umzugehen, und rudern wie Frösche schnell vom Nachbar zum Nachbar hinüber“. —

Ueber die Hauptsache, die mich hierhergeführt hatte erfuhr ich im Verlaufe meiner Spaziergänge

und Unterredungen mit den Waakhusern etwa Folgendes: Der ganze Untergrund auf dem das Dorf, seine Häuser, seine Wiesen, seine Aecker ruhen, ist eine 15 bis 30 Fuß dicke Schicht von Torfmoor, die ihrerseits wieder in der Tiefe auf festem Sande liegt. — Diese Torfmoorschicht, auf welcher Alles steht und wandelt, gewährt begreiflicher Weise eine sehr unsolide und zitterhafte Basis. Ueberall wo man geht und steht, bebt der Boden ein wenig unter den Füßen. Wenn man in den Häusern ein mit Wasser gefülltes Glas auf den Tisch stellt, und draußen die Pferde trampeln oder auch nur ein Mensch auftritt, so ziehen sich über dem Wasser im Glase Wellen-Runzeln. Einige Scharfsichtige wollen denselben Effekt auch schon dann wahrgenommen haben, wenn draußen die Hunde bellen. —

Um nun die Häuser ganz fest zu begründen, wäre natürlich das Beste entweder sie, wie es bei Venedig geschehen ist, auf Pilotis zu bauen, die tief bis in den festen Sandgrund hinabreichten, oder auch den 20 bis 30 Fuß dicken Moorgrund ganz weg zu graben, das Loch mit Sand wieder hoch aufzufüllen, und auf dem Gipfel dieses Hügels dann zu bauen. Man begreift aber leicht daß beides für Waakhuser eine viel zu kostspielige Operation sein würde, besonders da ihre einstöckigen Häuser, wie die aller Niedersachsen, sehr breit, sehr lang und geräumig sind. An Pilotis können natürlich nur Leute, wie die reichen Venetianer, denken. Aber auch der Sand ist hier, wie ich schon andeutete, eine große Rarität. Jede Ladung muß in Schiffen von entlegenen Dünen her-

gefahren werden. Und wenn sie einmal eine Schiffsladung Sand haben, so wissen sie in ihrer Ackerwirthschaft so viel Verwendung dafür, um einen nöthigen Communikationsweg fest zu machen, um die Oberfläche eines Getraidefeldes zu erhöhen und zu verbessern, daß es als eine wahre Verschwendung und Riesenarbeit erschiene, ein 30 Fuß tiefes Loch, von der Größe eines niedersächsischen Bauernhauses damit auszufüllen. Zuweilen verfahren sie indeß wohl so, daß sie da, wo die Mauern des Hauses stehen sollen, einen tiefen Graben durch die ganze Moorschicht hin aushöhlen, diesen Graben voll Sand schlemmen, und darauf dann die Mauern bauen. Gewöhnlich aber wird nur ein einige Fuß dicker Sandhügel, eine „Warf“ über das Moor hin ausgebreitet, und darauf die Häuser errichtet. — Dieß giebt anfänglich für eine neue Anlage einen ziemlichen unsichern Untergrund. Das Torfmoor ist der Zusammenpressung fähig. Der Sandhügel (die Warf) sinkt im Laufe der Jahre mit sammt dem Hause ein. Zuweilen sinkt er auf der einen Seite mehr ein als auf der andern. Das Haus kommt daher mit der Zeit schief zu stehen, und wird zuletzt so schief und tief, daß die Leute es nicht mehr aushalten können, und sich zum „Aufschrauben“ entschließen.

Zu der Operation des „Aufschraubens“ der Häuser, sind die Dorf-Zimmerleute in diesen Wasserländern durchweg eingerichtet. Sie haben hölzerne etwa 4 Fuß lange Schrauben. Von diesen setzen sie ein oder zwei Dutzend unter das Haus und schrauben es mit allem

was es enthält, in die Höhe. Indem sie immer wieder Sand oder Grus oder was sie sonst zum Ausfüllen des Zwischenraums zur Hand haben nachschieben, können sie das Haus 5 bis 6 Fuß, oder so hoch wie sie wollen, bringen. Aber natürlich strapazirt dieß die alten Gebäude sehr. Es giebt dabei Vieles im Innern und in dem Mauerwerk zu flicken und zu bessern, und sie sitzen daher in ihren schiefen und versinkenden Häusern so lange als nur irgend möglich, bis sie sich zum „Schrauben“ entschließen. „Ich habe schon drei Mal in meinem Leben schrauben lassen“, sagte mir einer dieser Wasserleute, „ich habe mich aber jetzt entschlossen, wenn ich wieder zu tief sinke, lieber ganz neu zu bauen. Das Schrauben macht einem zu viel Kosten und Umstände“. Mancher Arme hat auch nicht das Vermögen zum Schrauben und muß dann nolens volens in seiner verschobenen Wohnung aushalten.

So lange das Haus und die Warf noch neu sind, muß wohl alle zehn Jahre ein Mal geschroben werden. Mit der Zeit wird der Boden fester, das Torfmoor unten compakter zusammengepreßt, die „Warf“ dicker und solider, und Alles setzt sich dann ins Gleichgewicht. Die Leute freuen sich daher, wenn sie auf recht „alten Warfen“ wohnen. „Meine Warf“, rühmte sich gegen mich einer, „ist schon über 100 Jahre alt. Mein Vater und Großvater und Urgroßvater haben schon so viel Gruß, Balken, Ziegelsteine und Sand hineingesteckt, daß mein Haus feststeht wie auf Felsen gebaut“.

Die Torfmoorschicht, auf der das Dorf Waakhusen liegt, besteht aus verschiedenen Schichten von sehr abweichender Schwere und Qualität. Oben kommt zuerst eine Schicht, in der die Pflanzentheile, welche das Moor bilden noch unvollkommen zersetzt oder verfault sind. Sie hat eine hellbraune oder graue Farbe, und die Leute nennen sie „dat witte Moor“ (das weiße Moor). Sie ist federleicht und schwimmt wie Korkholz auf dem Wasser. Weiter unten wird das Moor brauner und zuletzt ganz schwarz und schwer. Wenn nun im Frühling bei der Schneeschmelze die Hamme, der Fluß in dessen Niederungen Waakhusen liegt, anschwillt, und alle Canäle und Gräben sich mit Wasser füllen, so wird vermuthlich wohl die ganze Gegend mit Allem, was auf dem anschwellenden Moore liegt, ein wenig in die Höhe gehoben. Am meisten aber fühlen sich die leichten Schichten, „der weiße Moor“, gehoben, und sie kommen, indem das Wasser zwischen ihnen und dem braunen oder schwarzen Schichten eindringt und sie auseinander reißt am ehesten zum Schwimmen. Sehr viel hilft dabei auch der Frost, der, wie ich sagte, nicht nur das obenstehende Wasser sondern auch die obern Moorschichten zu einer dadurch noch leichter werdenden Masse gefrieren läßt. —

Man kann sich denken, daß die Dicke der zum Schwimmen oder wie sie hier sagen, „zum Treiben“ gebrachten Erdschicht je nach Umständen sehr verschieden ist. Zuweilen ist sie 5 bis 8 Fuß, zuweilen wohl 15 bis 20 Fuß dick. — Häufig ist die schwimmende

Schicht so dünn, daß wenn man mit einem Wagen darüber hinfährt, der Boden sich unter den Pferden tief senkt, hinter dem Wagen aber wieder emporhebt. Ja zuweilen ist der Teppich der schwimmenden Wiesen so dünn, daß die jungen Füllen indem sie darüber hinlaufen, das Ganze in Schwankung versetzen und der Boden hinter ihren flüchtigen Hufen Wellen schlägt, wie ein ausgespanntes Tuch. — Die im Orte selbst aufgewachsenen Thiere wissen aber sehr gut zu beurtheilen wie weit sie sich hinaus wagen dürfen und sie vermeiden die Stellen, wo die Wiese so schwach wird, daß sie sie nicht mehr tragen könnte.

In alten Zeiten ist wahrscheinlich ein stundenlanger Strich Landes in vollem Zusammenhange längs der ganzen Hammeniederung „zum Treiben“ gekommen. Seitdem sich aber der Mensch auf dieser Scholle niedergelassen, seitdem er tiefe Canäle und Gräben gezogen und Häuser gebaut, und das Land auf mannigfache Weise zerstückt hat, ist dieß nicht mehr der Fall. Das Land hebt sich jetzt nur noch stückweise. Ueberall wo das große Torffloß mit schweren Dingen belastet ist, kann das Wasser das Gewicht nicht mehr tragen, reißt die leichten Partieen von den schweren los, läßt diese liegen und bringt bloß jene in die Höhe. Dieß ist begreiflicher Weise namentlich mit den mit Sand und Häusern beschwerten Warfen der Fall.

Da die Leute, die Höhe ihrer Häuser und Warfen leider nicht wie Plinius meint „ad experimenta

altissimi aestus“ (nach ihren Erfahrungen über die höchst mögliche Fluth) einrichten, vielmehr nach der dem Menschen eigenen geizigen und trägen Natur fast immer nur knapp so hoch machen als es zur Ueberwindung eines gewöhnlichen Wasserstandes hinreicht, so werden bei jeder einigermaßen bedeutenden Wasserhöhe ihre Häuser und Warfen überschwemmt.

Ebenso bleiben auch alle andern stark beschwerten Länder-Parzelen im Wasser stecken. So die Fahrwege, die um sie gangbar zu machen im Laufe der Jahre mit vielem Sande bedeckt wurden, und die das Wasser nun nicht mehr zum Schwimmen bringen kann. So weit die Chaussee-Gräben gehen, lösen sich diese Wege von den Aeckern zu den Seiten los. Die Sandchaussee bleibt unter dem Wasser liegen und die Felder zu beiden Seiten steigen in die Höhe.

Man kann sich denken, wie bunt die Verschiebungen sind, die hierdurch bewirkt werden. Liegen Stege oder Brücken über den Gräben, so bleibt beim Hochwasser das eine Ende derselben in der Tiefe stecken während das andere sich hoch emporhebt und auf den schwimmenden Acker wie auf einen Berg hinaufführt. Hat man die Pfähle der Brücke sehr tief in die untern stets ruhigen Sandschichten eingerammt, so bleibt die Brücke fest, und das steigende Land schiebt sich an den Pfeilern in die Höhe. — Behandeln sie ein Stück Land immerfort als Wiese oder Weide, so verändert es sein Gewicht nicht und kommt jedes Jahr zum Treiben. Bebauen und beackern sie es aber, so wird es allmählig durch den jährlich auf-

geführten Mist, und den Sand, den sie auch gern unter ihre torfiigen Ackerkrume mischen, immer schwerer und verliert am Ende die Fähigkeit „zum Treiben“. Es sinkt, bleibt im Wasser stecken, und wird dadurch unfähig, ferner als Ackerland wenigstens zum Wintergetraide benutzt zu werden.

Man sieht hieraus, daß „das schwimmende Land“ für die Waakhuser eine große Wohlthat ist. Ein Acker, der nicht mehr „treibt“ ist für sie verloren. Sie können ihn ferner nur noch als Sommerwiese benutzen. Nur auf dem schwimmenden Lande können sie Korn säen, nur auf dem schwimmenden Lande haben sie ihre Gärten, das schwimmende Land erzeugt wie jene „Dobben“ in den alten Flußarmen, von denen ich oben sprach, die besten Kräuter und Wiesen. Am liebsten erhielten sie ihre ganze Feldmark mit sammt dem Dorfe und mit Allem was darauf steht, wie ein mächtiges Floß beständig im Schwimmen. Das Dorf und seine Bewohner eilen daher auch so zu sagen immer dem schwimmenden Lande nach. In früheren Zeiten lagen sie dem Flusse Hamme weit näher als jetzt. Weil dort aber durch Bewohnung und Bebauung in der angegebenen Weise das Land Stück für Stück schwerer geworden ist, und sich nicht mehr über das Wasser-Niveau erheben wollte, immer tiefer versumpfte, so haben sie sich daher stets weiter vom Flusse weggezogen. Dort ist die Wüstenei und der Sumpf immer größer geworden, und sie zeigten mir noch einige ein wenig erhöhte Bodenstellen, auf denen

früher Häuser lagen, jetzt aber nur noch einige Disteln wuchsen. Wenn sie erst ein Mal alles schwimmende Land nieder gearbeitet, befestigt und ertränkt haben, dann ist es aus mit den armen Waakhusern, denn ihre ganze Wirthschaft ist wie die der Flußbewohner und Gärtner der chinesischen Flüsse aufs Schwimmen oder „Treiben“ berechnet. —

Zuweilen, wenn ein Acker schon anfängt unsicher, d. h. hier „landfest“ zu werden, wagen sie es wohl noch ihm eine Einsaat anzuvertrauen. Mitunter gelingt dieß. Der Acker hebt sich noch ein Mal zu ihrer Freude empor. Mitunter aber auch ist es vorbei. Er kommt nicht wieder herauf, und die Einsaat, die den Winter und Frühling und zuweilen auch den ganzen Sommer über im Wasser stecken bleibt, ist dann verloren.

Natürlich heben sich die Aecker nicht alle zu gleicher Zeit. Vielmehr steigt je nach der Dicke der weißen Torfschicht und je nach vielen andern Zufälligkeiten ein Acker früher und leichter im Winter oder erst im Frühjahre empor, als der andere. Einige Stücke bleiben wohl beinahe das ganze Jahr hindurch schwimmen. Das sind die besten. Manche sind so schwerfällig, und besinnen sich so langsam, daß sie dann bloß noch zu Sommergetraide benutzt werden können. Zuweilen geschieht es auch, daß ein mehr oder weniger großer Abschnitt eines Ackers, entweder weil er mit starken Wurzeln, alten Baumknorren wie sie im Torf stecken oder dergleichen an den Unterboden

geheftet war, oder weil man ihn oben auf irgend eine Weise etwas mehr beschwert hatte, stecken bleibt, während der Rest des Ackers auftreibt. Dann trennen sich natürlich diese Stücke, es entstehen Risse zwischen ihnen, und diese Risse bleiben als mehr oder weniger breite tiefe mit Wasser gefüllte Klüfte auch dann noch bestehen, wenn das besagte schwere Stück bei steigendem Wasser, sich dennoch vielleicht besinnen und nach 24 Stunden oder nach ein Paar Tagen sich mit dem übrigen in dasselbe Niveau setzen sollte. Es hat begreiflicher Weise einige Schwierigkeiten einen so zerlappten mit tiefen Wasserrillen zerschnittenen schwimmenden Acker zu bepflügen. Aber wie gesagt, die Pferde des Landes sind klug und wissen während der Arbeit gleich einen solchen verrätherischen Riß, unter dem tiefes Wasser lauert, zu erkennen und zu vermeiden, auch wenn ihre Herren ihn übersehen haben sollten.

Die Differenz zwischen dem niedrigsten Wasserstande im Sommer, bei welchem das meiste Land in Waakhusen fest auf dem Boden ruht, und dem höchsten Wasserstande, bei welchem fast Alles schwimmt und treibt, wie Sahne auf der Milch, beträgt 10 Fuß und mehr und so hoch also können denn auch die Aecker, und die auf ihnen wachsenden Bäume über ihren gewöhnlichen Standpunkt hinausgehoben werden. Steigen die Aecker und Gehölze umher, wie es mitunter geschieht, sogar 12 Fuß und mehr so verändert sich dabei die ganze Physiognomie des Landes. Die Häuser auf

14*

ihren festen Sandhügeln liegen dann tief und die Gärten und Aecker schwimmen hoch aufgetrieben um sie her und man erhebt sich zu ihnen vom Hause aus auf Stegen und Leitern. — So lange das Wasser in den Wohnungen noch leidlig niedrig steht, behelfen sie sich erst auf allerlei Weise. Sie machen für das Vieh im Stalle ein hohes Brettergerüst, auf das sie die Kühe wie auf einer Tribüne hinauftreiben. Zuweilen fahren sie auch wohl mit einem großen Schiffe in die weite Haustenne hinein, binden dasselbe an die Balken an, und machen aus dem Schiff, indem sie das Vieh hineinbringen, einen temporären Stall. Auch für ihr Heerdfeuer mitten im Hause construiren sie ein hohes Brettergerüste, bedecken dasselbe mit Sand und zünden darauf dicht über dem Wasserspiegel die häusliche Flamme an. Zuweilen hängen sie auch wohl einen großen eisernen Braukessel an eine Kette über dem das Haus füllenden Wasser auf, und machen in ihm das Feuer an. Sie selber hausen und schlafen auf dem Boden, steigen auf Leitern zu dem Feuerheerde und Vieh in der Haushalle, die zu einem Wasserkeller geworden ist, hinab.

Können sie endlich das Haus nicht mehr halten, so bleibt dann nichts mehr übrig, als auf den schwimmenden Acker oder das Land neben dem Hause hinaus zu ziehen. Da errichten sie temporäre Hütten und Schuppen, treiben auf Noth-Brücken ihr Vieh hinaus und campiren daselbst, — zuweilen wochenlang — bis die Fluth wieder sinkt und die Häuser und Stal-

lungen wieder frei werden. Ein alter Mann in Waakhusen erzählte mir, daß er sich während seines Lebens schon vier Mal auf diese Weise mit seiner Familie, seinem ganzen Haus- und Viehstande unter die Bäume seines schwimmenden Waldes habe retten müssen.

Wie gesagt, hätten die Waakhuser nicht die Wohlthat des schwimmenden Landes, so wären sie längst hundert Mal mit ihren Thieren verhungert oder ertränkt. Diese guten Leute begreifen gar nicht, wie andere Menschen ohne „schwimmendes Land" existiren können, und beklagen die, welche keines besitzen. Ihr schwimmendes Land ist immer selbst in regenloser Zeit von unten her herrlich gewässert. Es ist auch vor zu viel Regen gesichert, da dieser leicht davon abläuft. Auch bei Ueberschwemmungen können die schwimmenden Stücke nie durch Verschlemmung verdorben werden, da sie immer selbst über der höchsten Fluth die Oberhand behalten. Ein Stück Wiesenland, das vorher, so lange es fest war, vielleicht bloß wildes Gras, Schilf, Binsen und Riethe erzeugte verbessert alsbald, wenn es „zum Treiben" kommt ganz von selbst seine Pflanzendecke, besamt sich in der Luft und in dem Sonnenschein, dem es sich öffnet, mit feinern und gesundern Gräsern. Kein Wunder also daß unser gefälliger Waakhuser der uns in der Dorfflur herumführte, von jedem Garten-, Acker- und Gehölz-Stücke genau zu sagen wußte, ob es zum Treiben komme, oder ob es stecken bleibe.

Für gewöhnlich und im Ganzen hat es bei der

bloßen Erhebung des Landes sein Bewenden. Die gelösten Aecker steigen im Winter ruhig und allmählig in die Höhe und sinken am Ende des Frühlings wieder in ihre Plätze zurück. Kleine Veränderungen und Dislocirungen des Erdreichs kommen zwar jeden Winter vor, wie man dieß bei einer so großen Zerreißung des Rasenteppichs natürlich finden wird. Beständig werden kleine Stücke Landes vom Wasser nicht nur gehoben, sondern auch von der thalwärts gehenden Strömung mit fortgeführt und weit von ihrem Heimathorte wieder deponirt. Meistens sind es solche Dobbenstücke wie ich sie oben beschrieb, die mit dem Eise zusammengefroren sind und von den Schollen weggeführt werden. „Bei mir“, sagte mir ein Dorfbewohner, der mir seine Aecker zeigte, „schwimmt alle Frühling irgend etwas heran und setzt sich auf meinem Lande fest. Ich weiß nicht, woher es kommt, und erfahre auch fast nie, wem es gehört hat, und ich habe immer meine liebe Noth damit!“ — „Freuen Sie sich denn nicht über den Zuwachs?“ — „I bewahre“, erwiderte er, „ja wenn es Sand wäre, dann wollte ich mich wohl freuen. Aber es sind immer nur garstige Moorflecken und Torf-Inseln, die mir in den Garten dringen, oder sich wie Schlammhaufen auf meine Aecker und Wiesen legen. Wir haben nachher viel Arbeit und Mühe, sie wieder wegzugraben und auszuebnen. Und ist ein Mal etwas Werthvolles darauf, gedüngtes Land oder Baumwuchs, so kommt gewöhnlich der Eigenthümer in einem Schiffe hinter-

drein gefahren, reklamirt, und führt das Brauchbare wieder zurück. Meist vereinigen wir uns gütlich über die Sache und theilen den Schaden, den Vortheil und die Arbeit bei der Wegschaffung und Zerlegung dieser gestrandeten Inseln gemeinschaftlich.“ —

Wenn sich aber im Frühling, wie es zuweilen geschieht, ein heftiger Westwind aufmacht, dann wird der Aufruhr und die Unordnung unter den zerstückten Landparzelen der Waakhuser größer. Dann setzt sich der Luftstrom hinter die Bäume, die auf den zum Theil noch gefrorenen und durch tiefe Gräben von einander geschiedenen Erdschollen stehen, bringt Lokomotion in sie hinein und läßt sie auf einander stoßen, wie im Hafen liegende Schiffe, wenn ein Sturm in sie hineinfuhr. — Zuweilen nimmt dann der Wind wohl ein größeres Stück Land mit fort und treibt es, die Bäume wie Segel blähend, weit ins Wasser hinaus, wie Plinius dieß beschreibt, wenn er sagt, „die großen Eichen mit ihren Zweigen auf den schwimmenden Inseln der Weser hätten wie rudernde Riesen ausgesehen“. —

Gewöhnlich aber bleibt es auch dann nur bei kleinen Verschiebungen und Verwirrungen, die indeß immerhin störend genug sind. So zeigten uns unsere Leute ein Stück bewaldeten Landes, das wohl einen halben Morgen groß, mit einem dichten Gehölze von Tannen, Birken, Erlen, Eichen besetzt war, und das der Wind vor einigen Jahren aus seiner Stelle getrieben hatte. Es war ganz in den breiten Canal der es von der Besitzung des Nachbarn trennte, hin-

eingefahren, und hatte diesen geschlossen. Da die Canäle, wie gesagt, die Landstraßen der Gegend sind, so sollte in diesem Falle die Verstopfung wieder beseitigt werden, und dem Eigenthümer des dislocirten Waldes drohte der Verlust eines schönen breiten Streifen Landes, den man weggraben wollte. Um diesem Verlust zu entgehen entschloß sich der Besitzer lieber zu einem andern Verfahren. Er griff zu den Schrauben, mit denen sie hier, wie ich sagte, ihre Häuser aus dem Sumpfe zu bringen gewohnt sind. Es wurden auf beiden Seiten der zusammengedrängten Felder Balkengerüste befestigt, eine Anzahl von Schrauben längs der ganzen Linie gesetzt, und diese dann von den Zimmerleuten und helfenden Nachbarn gleichzeitig angespannt. Zugeich hatte man auch auf der andern Seite der Insel an den Bäumen Seile gebunden, die man von dem benachbarten festen Haus-Warf aus ebenfalls anzog. Und so wurde die ganze Insel wieder in ihre frühere Lage zurückgebracht. — Aehnliche sonderbare Operationen sind in Waakhusen im Laufe der Jahrhunderte schon oft vorgekommen und die Leute sind darauf eingeübt. —

Den großen Bäumen, die zuweilen auf dem schwimmenden Erdreiche stehen, geht es wie man sich leicht vorstellen kann, häufig nicht anders, als den Häusern. Sie gerathen wie diese in allerlei schiefe Stellungen. Bei den Erdrissen, die da entstehen, wo sich das feste vom treibenden Erdreiche löst, fallen sie oft ganz um oder werden auch ins Wasser hinausgeworfen. Da sie meist in einer solchen lockern Krume

wurzeln so treibt sie der Wind zuweilen wie die Halme eines Aehrenfeldes haufenweise übereinander. Allein auch diese Bäume sind schon darauf eingeübt. Im Sommer wenn der Boden sich setzt und ihre Wurzeln unten wieder ins Gleichgewicht bringt, stehen sie gesund und frisch wieder auf und richten sich in Reihe und Glied wie zuvor. Ein Waakhuser erzählte mir, wie einmal auf seinem Lande eine große schöne Eiche umgestürzt sei und flach am Boden dagelegen habe. Er glaubte, daß sie sich nicht wieder aufrichten würde, und machte sich in dieser Meinung darüber her, den Baum zu benutzen. Er entlaubte einige Zweige ihrer großen Krone, hieb auch mehrere Aeste aus und beschäftigte sich damit einen ganzen Tag. Wie groß aber war seine Verwunderung, als er am andern Morgen mit der Absicht das Zerstörungswerk fortzusetzen, zu seiner Eiche zurückkehrte, diese munter und gerade wie einen Grenadier dastehen sah. Wahrscheinlich hatte sich der Boden über Nacht gesenkt, und es waren dabei einige der untern Wurzelzweige angedrückt. Vielleicht war auch noch einige Spannung in denjenigen Wurzeln gewesen, die beim Umsturz des Baumes noch mit dem Boden in Verbindung geblieben waren. Durch die theilweise Entblätterung seiner Krone hatte der Baum an diesem Ende Erleichterung bekommen, und kurzum er war umgeschnappt und noch am heutigen Tage zwitscherten wieder die Vögel und säuselten die Winde in seinen abermals belaubten Wipfeln.

Dieß sind denn so einige von den bunten Ereignissen und sonderbaren Zuständen, zu denen das Phänomen des schwimmenden Landes bei dem oft genannten Dorfe Veranlassung giebt. Es giebt noch Andere, von denen es zu weitläuftig sein würde hier zu sprechen. Nur eines hätte ich noch gern gewußt, nämlich ob auch wohl jetzt noch zuweilen solche einigermaßen bedeutende und mit Bäumen bewachsene Inseln, wie Plinius sie beschreibt, aus den Waakhuser Gewässern in die Weser hinausgetrieben werden. Allein meine freundlichen Wirthe wußten mir nichts von einem solchen Falle zu berichten. Auch glaubten sie nicht, daß so etwas möglich sei, weil die Auftreibung, Lockerung und Zerreißung des Landes bei ihnen gewöhnlich mit heftigen Westwinden, die von der Weser heraufbliesen geschähe. Nur diese Winde, die gegen ihren Strom, die aus Osten fließenden Hamme, angingen, stauten das Wasser so hoch auf, und auch nur mit ihnen segelten die mit Bäumen bewachsenen Inseln, die daher gewöhnlich landeinwärts hinauf und nicht der Weser zu abwärts getrieben würden. —

Gern hätte ich zum Schluß auch noch darüber ein sicheres Licht gewonnen, ob nicht der Name des Orts Waakhusen etwas mit der Naturbeschaffenheit seiner Lokalität zu thun habe. Ich vermuthe es wohl. Denn es giebt eine alte germanische Wortwurzel mit der das Englische „wag“ (d. h. auf und nieder bewegen) das Schwedische „weka“ (d. h. Wellen werfen) das Deutsche „wackeln“, vermuthlich auch

unser „wogen“ zusammenhängen. Wahrscheinlich ist auch der Wortstamm der in dem Lateinischen „vacillare“ (zittern) steckt, damit verwandt. Und das bebende zitternde Waakhusen mit seinen wäßrigen fluthenden Aeckern mag daher wohl mit Recht als ein wahres „Wogenhausen“ oder auch als ein „Wackelhausen“ in nomen et omen erklärt werden. —

VI. Das Teufelsmoor im Herzogthume Bremen.

Der Weiher Berg und der Stifter der Moor-Colonien Findorff. — Ueberblick des Teufelsmoors. — Das „Hochmoor“, das „Grünland“ und die Hügel des Geest-Randes. — Canalfahrt im „Grünlande.“ — Die „großen Moorbauern und ihre Achtermeier.“ — Die „Düvelsmöörschen.“ — Das „Ober- und Niederende.“ — Wanderung über das Hochmoor. — Das Leben in den „Moorhütten“ und in den Sennhütten der Alpen. — Die Torfarbeiten. — Das Stechen, das „Petten“, das „Ringeln“ und „Umringeln.“ — Plinius über die Torfarbeiten der alten Deutschen. — Schilderung eines großen Torfstichs, Vergleich mit einem Bergwerke. — Aelteste Hauseinrichtungen auf den deutschen Mooren. — Neue Moor-Colonien. — Lachende Dörfer. — Erfindung des Deichs für die Marschen und des Canals für die Moore. — Die alte Zeit in den Mooren und die Jetztzeit. — Hauswirthschaft eines Moor-Colonisten. — Der alte Moorbauer, dem der Rauch so gut that.

Die wohlbekannte Substanz, welche man in fast allen europäischen Sprachen (ja sogar auch in der arabischen!) mit demselben Worte „Torf“ oder „Tourbe“, „Torba“, „Turba“ bezeichnet, ist eine höchst interessante Composition von hübschen halbzerstörten Moosen, Sumpfgräsern, zierlichen Haideblumen, Blättern, Knospen, Stengeln und Zweiglein vieler andern See- und Landpflanzen, hier und da vermischt mit allerlei Gesämen, Erbsen, Wicken, Hasel- und Wasser-

nüssen, so wie auch mit den Flügeln und Körperchen vor Jahrtausenden lebendiger Insekten, Käfer, Schalenthiere, mit Fischgeräthen und Thierknochen und dann und wann auch mit andern wohlerhaltenen Curiositäten, die alle zusammen mit Erdharzen geschwängert mit Pflanzenlauge gegerbt und einförmig braun gefärbt wurden.

Dieser zur größten Hälfte vegetabilische, zum Theil aber auch mineralische Stoff, der ein Verwandter und Vorläufer der Steinkohlen ist, hat sich in den Gegenden, in denen Wasser ins Stocken gerieth, gebildet. Gewisse Sumpfpflanzen — die Botaniker heben namentlich die sogenannten Bachconferven (Conferva rivularis und das Torfmoos (Sphagnum palustre) hervor — die an feuchten Stellen vorzugsweise gern wuchsen, gaben gewöhnlich zunächst dazu die Veranlassung, und indem sie ihre im Wasser verkommenden und absterbenden Leichnahme aufeinander häuften, rissen sie noch viele andere Pflanzen, die an und für sich und allein keinen Torf hätten bilden können, mit in das entstehende mächtige Quodlibet hinein.

Eingeschlossene, feuchte, sumpfige Stellen findet man auf der Oberfläche der Erde überall und die genannten Sumpfpflanzen sind sehr gemein und weitverbreitet. Eben so häufig sind daher auch die Ablagerungen ihrer abgelebten Gebilde, die sogenannten „Moore“ oder natürlichen Torfmagazine. Man findet sie in fast allen Ländern Europas, insbesondere freilich im kalten feuchten Norden, in Skandinavien, in

Dänemark, in Rußland. In Sibirien sind die Torfmoore so groß wie Königreiche. In Schottland steckt Torf in jeder Felsenspalte. Auf den hebridischen Inseln und in Irland dient er manchmal zum Schmuck der Landschaft. Denn da findet man z. B. auf den Gipfeln und Felsenterassen der kleinen reizenden Inseln und Berge der berühmten Seen von Killarney, auf j e d e r Stufe, auf j e d e m Absatze ein kleines mit Moosen begrüntes dunkles Torfbeet, das mit der hellen Farbe der Felsen sehr hübsch contrastirt. In manchen Ländern, z. B. in mehren Theilen von Frankreich hat man den Torf erst neuerdings entdeckt, weil er dort hier und da unter einer dichten darüber gelagerten Schicht von Sand oder Ackererde vergraben war.

Auch Deutschland ist reich daran. Man findet den Torf dort sowohl in den Ebenen wie in den Gebirgen, auf dem Gipfel des Brocken, auf den Kuppeln des Riesengebirges, sogar in den höchsten Alpenregionen.

In keiner Partie unser Vaterlandes aber ist dieser interessante Stoff so eingebürgert, wie in den Gegenden zwischen Holland und Elbe. Dort ist ein Ueberfluß von langsam fließenden oder stockenden Gewässern. Dort scheint die wahre Heimath der genannten Sphagnen und Conferven und dort sind daher Torfmoore in allen Flußthälern entstanden bis zur Küste des Meeres hin. Dort ist der Torf eine so wichtige Lebensfrage wie die Steinkohlen in England. Er ist das allgemeine gemüthliche Brennmaterial. Schon die

Römer, als sie diese Gegenden besuchten, bemerkten dies und verzeichneten es in ihren Schriften, wie die Germanen der Elbe, Ems und Weserlande bei brennbarer Erde sowohl ihre großen Körper und tapfere Seele wärmten, als auch ihre Suppe kochten. In unsern Tagen sitzt sogar hinter den Lokomotiven der niedersächsischen Eisenbahnen das Torffeuer. Sie bauen daselbst in manchen Strichen die Häuser aus Torf. Sie haben es gelernt, Torfpapier, Torftapeten und Torfpergament und sogar weiße Lichter aus dieser schwarzen Masse hervorzuziehen. — Ein Fremder der in diese Gegenden kommt, riecht den überall benutzten, überall auf den Markt gebrachten, überall gebrannten Torf in jedem Hause, schmeckt ihn bei jeder Speise, und es giebt leider Zeiten in diesem Lande, wo wochenlang die Athmosphäre mit Torfnebel (dem sogenannten Höhenrauch) erfüllt ist. Ein Landeskind, das ein Mal aus diesem landesüblichen Torfnebel herauskommt und in andern hellern Ländern reist, fühlt sich daher auch wohl zuweilen, wenn es hie und da ausnahmsweise wieder Torf riecht und schmeckt, und die gewohnten alten schwarzen Torfbrocken gewahrt, recht heimathlich gerührt, patriotisch angezogen und verwundert sich wohl ein solches Stückchen Nordwestdeutschland auch anderswo, sogar z. B. in Nordamerica oder Canada zu finden. — Nichtsdestoweniger aber versäumen es die Landeskinder, soweit sie auch wandern, und so sehr auch ihr Alltagsleben sich um den Torf, und die Torfmoore dreht, doch zuweilen diese eigenthümlichen Striche, die freilich nicht sehr

angenehm zu bereisen sind, selber in Augenschein zu nehmen. Mit Rücksicht auf alle diese und noch einige andere später zu erwähnende Umstände und Verhältnisse glaube ich daher, daß ich etwas nicht ganz Ueberflüssiges unternehme, wenn ich es hier versuche einen Besuch und Ausflug zu einem solchen Torfstriche und zwar zu dem im Herzogthum Bremen befindlichen Teufelsmoore zu schildern.

Das Teufelsmoor — die niedersächsischen Eingeborenen sagen: „Düwelsmoor“ ist oder war doch einer der größten Torfmoordistrikte im nordwestlichen Deutschland. Schon der Umstand, daß das Volk diesen Moorast dem bösen Geiste widmete, scheint auf die ihm eigene Unlieblichkeit und seinen wüsten Charakter hinzudeuten. Die Geographen bezeichnen damit einen mehre Quadratmeilen großen Moorstrich, der ungefähr in der Mitte des Herzogthums Bremen liegt, und ehemals eine zusammenhangende Wildniß gebildet haben mag, jetzt aber durch die eingedrungene Cultur und die ihm nun eingeflochtenen Dorfschaften und Ackerfluren in eine Menge einzelner Moorstriche zerlegt ist, deren jede ihren besondern Namen trägt. Im Lande selbst wird der Name „Teufelsmoor“ kaum mehr in dem weiten Sinne, in welchem er auf den Landkarten erscheint, gebraucht. Vielmehr hört man die Leute nur immer von dem „Wallhöfermoor“, dem „Gielermoor“, dem „Wilstermoor“ und andern kleinen Moor-Abschnitten sprechen. Es geht bekanntlich in der Welt überall so, daß die

großen weitumfassenden geographischen Namen nur in der Ferne bekannt sind, während an Ort und Stelle bloß die engen Lokalbenennungen gelten. Der Name Teufelsmoor ist jetzt im Lande selbst nur noch einem Dorfe, das so heißt und das ungefähr in der Mitte der ganzen Moorgegend liegt par excellence eigen geblieben.

Am Eingange zum Teufelsmoor, im Thale der Hamme, eines Flusses, der in die Weser mündet, liegt ein kleiner Sandrücken, der sogenannte „Weiher Berg", den aber das Volk kurzweg „Up'r Wehe" (auf der Wehe) nennt. Der höchste Gipfel dieser Düne soll nach Einigen 300 Fuß, nach Anderen nicht ganz so hoch über dem Meeresspiegel liegen. Es ist die höchste Anhöhe weit und breit, und sie ist im Herzogthum Bremen so bekannt, wie der Blocksberg in ganz Norddeutschland. Die Mythe sagt, — wie sie denn dies von vielen in unserm Moore verstreuten Sandbergen erzählt, — daß ein „Hüne", der Sand austheilend im Lande umhergewandelt sei, sie aufgebaut habe, wie der griechische Hercules seine berühmten Felsensäulen am Eingange des mittelländischen Meeres.

Die Abhänge und sanftgewölbten Rücken dieses kleinen Sandgebirges sind in das Gewand eines schönen reichen Kornfeldes gehüllt; den unangebauten Gipfel aber krönt ein kleiner Föhrenhain, in dessen Mitte sich eine Pyramide aus Granitsteinen, ein Monument für den größten Wohlthäter des Teufelsmoors erhebt. Sie ist nämlich dem Andenken des wohlbekannten Herrn Findorff gewidmet, der im

vorigen Jahrhunderte zuerst mit Nachdruck und Erfolg die sumpfige Wildniß bekämpfte, in dem öden Bezirke die lieblichsten Oasen voll wohlhabender Dörfer und lachenden Feldmarken schuf, und — ein „Hüne“ oder „Hercules“ der Neuzeit — diesen Augiasstall, wenn auch nicht völlig, doch in verschiedenen Richtungen ordnete und ausputzte.

Von diesem hochgelegenen Findorff's-Monumente aus, das ich einst von einem schönen hellen Juliabende bestieg, konnte ich die ganze interessante Gegend, die ich am folgenden Morgen näher in Augenschein nehmen wollte, weithin überschauen.

Im Ganzen genommen läßt sich die Niederung, in welcher das Teufelsmoor aufgewachsen ist, als eine mehre Meilen lange und ein Paar Stunden breite Kluft zwischen zwei Haide- oder Geeströcken bezeichnen, deren Ränder ich von meinem Standpunkte aus sowohl im Osten als im Westen wie eine doppelte Reihe niedriger Hügel sich hinziehen sah. Auf diesen Hügeln und so auch auf dem breiten Geest-Plateau, dessen Ränder sie sind, giebt es kein Moor. Dagegen ist der ganze Zwischenraum damit bedeckt.

Der „Weiher Berg“, der wie gesagt, wie eine Art Riegel vor dem Eingange des mit der Moorsuppe gefüllten Kessels oder Thales liegt, trug vielleicht selbst dazu bei, in dieser Mulde die trägen Gewässer aufzustauen, und die Torfbildung zu veranlassen. Jahrhunderte lang schlugen sich aus dem stockenden Wasser die Binsen, Riedgräser, Lebermoose und andere saure Sumpfpflanzen nieder, vermoderten und verwes'ten

unvollkommen, häuften sich aufeinander, schwängerten sich mit allerlei Harzen und vegetabilischen Auslaugungen und verstopften so das ganze lange Thal mit einer 10 bis 20 Fuß hohen schwammigen, schmierigen, schwarzen Torfmoorschicht, einem „Hochmoor.“ — Die Flüsse haben sich nachher durch diesen dickflüssigen spartanischen Brei wieder Wege und Canäle ausgebahnt, haben zu beiden Seiten den Torf eine englische Meile weit weggerissen und in solchen schwimmenden Stücken, wie sie zur Zeit von Christi Geburt der Römer Plinius aus der Weser hinaustreiben sah, ins Meer geführt. Dadurch sind bereits bis auf den Untergrund ausgespülte Rillen entstanden, die jetzt mit Gräsern und Schilfen bewachsen sind, und welche die Leute im Gegensatz zu dem braunen Hochmoore „dat Grönland“ (das grüne Land) nennen. Diese grünen wässrigen Rillen, in deren Mitte die Canäle und Flußarme hinfließen, sind an dem Hauptgewässer des Teufelsmoors (der Hamme) selbst wohl eine Stunde breit. Ich konnte sie von meinem Standpunkte aus wie frischgefärbte tiefeingelegte Bänder weithin verfolgen. Zu beiden Seiten derselben erhebt sich nun das Hochmoor mit kahlem dunklen Scheitel und vom Grabscheit des Menschen vielfach benagt und zerarbeitet. Seine braunen melancholischen Flächen erstreckten sich vor meinem Auge weithin und verloren sich nach Bremervörde und den Elbgegenden zu im Nebel des Horizonts. Und als dritte Landesabstufung erhoben sich dann wie gesagt zu beiden Seiten des nackten Moors jene noch etwas höheren hüglichen und sandigen

Geeste-Ränder, hier und da besetzt mit kleinen Gehölzen, die aber von meinem entfernten Standpunkte aus nur wie grüne Flecken auf dem gelben Sanduntergrunde erschienen.

Von meinem Hügel, an dessen Abhange ich in einem kleinen Dorf-Hotel übernachtete, machte ich mich am andern Morgen in Begleitung eines der Wege kundigen Eingebornen in besagtes Labyrinth von grünen, gelben, schwarzen Landparzellen und blinkenden Wasserstreifen hinaus, um mir die Sache mehr in der Nähe anzuschauen. Eine Zeit lang geleitete uns noch der von der Weiher Düne aus im Lande weitverbreitete Sand trockenen Fusses und Weges. Bald aber kamen wir in das wässrige „Grünland“ hinab und waren dann genöthigt, uns nach einem Schiffe umzusehen.

Wie in Nordamerika alle Ansiedlung mit einer Eisenbahn, so fängt hier in diesen Mooren aller Anbau, jedes Dorf mit einem Canale an. Ein Canal muß vor allen Dingen zuerst von dem Hauptflusse aus in den Busen des Moores hineingeschnitten werden. Er gewährt den Zusammenhang mit der übrigen Welt. Auf ihm wird es möglich, den von beiden Seiten abgeschnittenen Torf zu versenden und zu verwerthen, und dadurch den Ansiedlern eine Existenz zu schaffen. Anfänglich ist die ganze Ansiedlung nichts als sozusagen ein Torfbergwerk, zu dem der Canal den Hauptschacht abgiebt. Je mehr dieses Bergwerk vorwärts und zu den Seiten sich in die Masse einfrißt und den Torf bis auf den Unterboden abarbeitet, desto mehr

Wiesen und Ackerfelder werden geschaffen, und desto reicher und blühender wird die Colonie.

Wir erreichten einen solchen Canalarm, an dessen Ufern schon viele Ansiedler saßen, überredeten einen derselben, seinen anderthalb Zoll dicken Buchweizenkuchen, der schon in der Pfanne für ihn zum Morgenimbiß schmorte, in Stich zu lassen und sofort mit uns, „da wir große Eile hätten", ins Schiff zu springen, um uns dem auf der andern Seite des „Grünlandes" liegenden Orte „Teufelsmoor" zuzuführen. — Wir gleiteten eine Stunde lang aus einem Canal in den andern, durch verschiedene Flußarme, lauter stille kaffeebraune Gewässer ohne Sand und Grand, ohne die von den Dichtern besungenen Kiesel, — auf trüben Moorgrund fließend, wie sie hier in dem Teufelsmoor nicht anders üblich sind, und durch dichte Gras-, Ried- und Schilfwälder, unter denen überall der braune Spiegel der Moorwasser-Ueberschwemmung hervorschimmerte, — und bekamen so endlich das besagte, am Rande des Hochmoors gelegene Dorf in Sicht. Dasselbe bot uns Heranschiffenden eine gar anmuthige Front dar, schöne weitläuftige Gehöfte und von Wohlhäbigkeit schimmernde Bauernhäuser, unter dem Schatten eines Eichenhaines und mit künstlich geschaffenen Wiesengründen, die zu unsern Grünlandsümpfen hinabfielen und mit Geflügel und Vieh bedeckt erschienen. Es waren die Besitzungen einiger der ältesten und daher reichsten Ansiedler des Ortes. Da das Land zuerst bei dem Beginn solcher Moor-Colonien billig zu sein und als Lockspeise freigebig verschenkt zu werden pflegt,

so schnitten sich die ersten Ansiedler aus dem wüsten Hochmoore die Morgen bei Hunderten heraus. Sie waren trotzdem nicht gleich reich, aber ihre Nachkommen wurden es, indem man allmählig Alles zugänglicher machte, mehr anbaute und besser verwerthete. Die großen Grundbesitzer konnten zuletzt mit ihren Knechten nicht alle Arbeit, die sich für sie einfand, mehr leisten. Sie siedelten daher auf ihren weitläuftigen Ländereien Hintersassen oder sogenannte „Achtermeier“ an, die ihnen dafür 12 Tage im Jahre, — d. h. eben so viele Tage, als der Bauer dem Edelmanne in der Moldau frohnt, — arbeiten mußten. Und jene anfangs so dürftigen Torfcolonisten saßen daher am Ende wie vornehme Lehnsherren auf ihren Gehöften. Aber die Dinge, nachdem sie einmal in Gang gekommen waren, schritten am Ende so schnell fort, daß heutzutage auch schon jene „Achtermeier“ wieder reich und unabhängig geworden sind. Ja sie sind nun sogar schon mehr eine Last als eine Hülfe für ihre bäurischen Lehnsherren. Die Verhältnisse haben sich so verändert, daß was vor 50 Jahren sehr vortheilhaft erschien, jetzt höchst onerös geworden ist. Damals z. B. bekamen die Achtermeier die Erlaubniß eine Anzahl Kühe auf ihrer Lehnsherren Weide zu treiben und dafür einen Thaler per Kuh zu entrichten. Jetzt aber sind Weide und Viehzuchtproducte so werthvoll geworden, daß dieser stipulirte „Thaler per Kopf“ um das Zehnfache hinter dem, was man heutzutage fordern würde, zurückbleibt, und natürlich den Grundherrn drückt.

Wir besahen uns einige dieser schönen reichen Gehöfte, die aus dem dunklen Moore wie üppige Blumen hervorgewuchert sind und setzten dann unsere Reise durch das sogenannte „Niederende“ und „Oberende“ fort. Dieß sind die Benennungen der beiden Hauptabtheilungen der weitläuftigen Colonie „Teufelsmoor“, und sie setzen die Prediger dieser Gegend, wenn sie auf den Kanzeln den Ort zu erwähnen haben, in Stand, den unschönen Namen ganz zu umgehen. Die christlichen Pastöre nehmen jenes Wort nicht in den Mund und bezeichnen ihre Leute nur als „die vom Niederende“ und „die vom „Oberende“. Die Regierung und ihre Behörden geniren sich aber nicht und gebrauchen in ihren offiziellen Erlassen den hergebrachten Namen. Das Volk hat diesen Namen sogar noch weiterhin benutzt, und namentlich das Derivatum „de Düwelsmörschen“ davon gebildet, mit welchem in der That schreckhaften Compositum die Einwohner der Gegend selber bezeichnet werden.

Hinter dem sogenannten „Oberende“ kamen wir auf einen Abschnitt des noch fast völlig uncultivirten und wilden Hochmoors hinaus. Es war das sogenannte „Wallhöfer Moor“, dessen wüstes Plateau sich drei Stunden weit vor uns ausdehnte. Obgleich wir uns, wie gesagt, mitten in der schönsten Jahreszeit befanden, in welcher Alles umher, was nicht Moor war, grünte und blühte, und in der alle Gebüsche der Haide vom Gesange der Vögel erklangen, so war doch auf diesem Moor-Plateau Alles todt und öde, wie im

tiefsten Winter. Vögel gab es da nicht, weil kein Gebüsch und keine Gelegenheit zum Nesterbau vorhanden ist. Keine Lerche jubelte in den Lüften. Kein Fisch bewegte sich in den im Moraste gebannten Gewässern. Selbst Fuchs und Hase können in diesem Sumpfe nicht wohnen und leben. Obgleich die Sonne lieblich strahlte, wanderten wir auf tiefen glitscherigen Morastwegen wie im trüben November. Die Oberfläche war überall mit verschiedenen Sorten schmieriger und schwammiger Moose bewachsen. Wir konnten uns einbilden, es wäre ein riesiger, verfaulter, auf der Erde hingestreckter Baumstamm, auf dessen abgestorbener Rinde wir wie kleine Käfer kröchen. — Obgleich man im Grunde genommen in einer Niederung steckt, so hat man dabei doch den Eindruck, als befände man sich auf einer hocherhabenen Anhöhe. Solche Oede sah man nur an den Enden und Gipfeln der Erde, auf dem Rücken der Hochgebirge und dicht unter dem Wolkenschleier der Gletscher. Auch mag der weite Blick, der sich über die unbegränzte Fläche eröffnet, dazu beitragen, diese Illusion zu unterstützen. Sie wird dadurch noch vollkommener, daß die Leute auch den Rücken dieses Hochmoors mit einer Anzahl von Hütten bedeckt haben, die an die Sennhütten der schweizer Alpenhöhen erinnern.

Wie in der Schweiz die Hirten auf die „Alm“, und wie die Ungarn auf ihre „Pusten“, so ziehen hier nämlich im Frühling die Torfarbeiter aufs Moor, um ihren Torf zu ärndten. Aus Strauchwerk und Torferde bauen sie sich temporäre Behausungen, die das

Primitivste von menschlichen Wohnungen sind, was man sehen kann, und die in der Dürftigkeit ihrer Ausstattung noch tief unter den Sennhütten stehen. „De Huttens“ (die Hütten), so nennen die Leute selbst diese Sommer-Palläste des Hochmoors, sehen aus wie alte vermooste Strohdächer, die man vom Hause abhob und auf den Boden stellte. Die Leute beziehen sie schon ganz früh im Frühling, am Ende April oder Anfang Mai, wo ihre Torfarbeiten beginnen. Es sind die ärmeren Bewohner entlegener Dörfer, die wenig eigenen Grundbesitz haben, und die den großen Boden-eigenthümern kleine Abschnitte des Moores abpachten oder abkaufen und diese dann für sich ausbeuten. Da im Moore nichts Eßbares lebt und wächst, ja nicht einmal ein trinkbares Wasser träufelt, so müssen sie sich ihre Lebensmittel mitbringen und diese sind bei so schwerer Arbeit nüchtern genug. Ihre Frauen gießen nämlich zu Hause die im Laufe der Woche gewonnene Buttermilch in ein Faß, backen Schwarz-brod dazu und verproviantiren damit ihre Männer auf dem Moore. Die Buttermilch, wie man sich denken kann, macht dabei allerlei Prozesse durch, gährt, sprengt zuweilen wie Champagner die Gefäße, und muß doch zum Frühstück und Abendessen getrunken werden, und auch zu Mittag statt der Suppe gelten.

Alle Samstag gehen die Leute heim, theils um den Sonntag im Dorfe zu feiern, theils um sich von neuem mit saurem Milch-Champagner und mit frischem Schwarzbrod zu versorgen. Diese Hüttenwirthschaft in den Hochmooren scheint so freudlos und unpoetisch

wie der Anblick der Hochmooer selbst. Von Volksfesten oder irgend einer Art von Naturfeier habe ich bei dem Treiben und Leben in den „Huttens“ nichts gehört. Auch hat dasselbe kein Zweiglein eigenthümlicher Literatur oder Volks-Poesie erzeugt, wie das Sennenleben in den Alpen. Die Beschäftigung der Leute ist so schwer, so einförmig und so wenig poetisch wie die Sklavenarbeit der Neger in den Diamantenwäschen Brasiliens. Den ganzen Tag bewegen sie sich schleichend und mühselig im kalten schwarzen Sumpfe. Da stehen sie mit nackten Beinen in tief ausgehölten Gräben, in denen sie die schmutzigen Erdschollen lösen um sie 10 oder 12 Fuß hoch auf die Oberfläche hinaufzuschwingen. Oben fangen ihre Helfershelfer die übelriechenden Moderlaibe mit Gabeln auf, packen sie auf Schiebkarren, um sie zu einem geebneten Platze zu transportiren, auf dem sie weiter verarbeitet und geformt werden sollen. Die Räder der Karre sind dabei, um das Einsinken zu vermeiden, mit dichtem Strohgeflechte umwunden und zuweilen die Füße der Arbeiter selber deßgleichen. Auf dem Lagerplatze wird der ganze Brei gleichmäßig ausgearbeitet und hier beginnt dann — das „Petten“.

Der Torf, wenigstens die beste Sorte desselben, der sogenannte Backtorf muß wie das Brod geknetet werden. Die armen „Düwelsmörschen“ geberden sich dabei wie die Traubenfaßtreter am Rhein. Stundenlang stampfen und tanzen sie mit bloßen Füßen in dem Teiche herum, um ihn größere Compactheit und gleichmäßigere Dichtigkeit mitzutheilen. Es ist der

schwerste Theil ihrer schwierigen Arbeit. Zuweilen trifft es sich, daß noch im Mai starke Nachtfröste eintreten und dabei der ganze Brei sich mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Diese haben sie dann nicht selten am andern Morgen bei der Fortsetzung ihres „Pettens" mit den bloßen Füßen zu durchbrechen, und dabei fallen oft genug Verwundungen vor, und sicher noch öfter treten Gicht, Rheumatismus und andere Fußleiden ein. Man hat sich bisher vergebens bemüht, diese Arbeit durch Maschinenkraft oder durch Thiere verrichten zu lassen. Nur der Mensch kann sie gut zu Stande bringen. Selbst lederne Ueberzüge oder Stiefeln, die den meisten ohnedieß zu kostspielig sein würden, sollen dem Zwecke des Knetens hinderlich sein. Es gehört durchaus der nackte, gelenkige menschliche Fuß, mit seinen fünf Fingern dazu.

Nach dem „Petten" wird die ganze zerarbeitete Masse auf dem Lagerplatze ausgebreitet wie ein großer Kuchen von derjenigen Dicke, von welcher die Torfstücke werden sollen. Mit breiten Holzschuhen springen sie hinauf, treten den Brei nieder und machen ihn auch noch mit Brettern und Schaufeln glatt und eben. Darnach, bevor sie das Ganze in solche Stücke, wie sie gewünscht werden, von der Form und Größe unserer Ziegelsteine, zerlegen, warten sie wieder einige Zeit, damit die Masse etwas mehr Consistenz gewinne. Diese Zwischenzeit muß je nach dem Zustande der Witterung abgemessen werden. Ist der Stoff noch zu weich, so würde nach der Zerlegung Alles wieder in einander verfließen. Wollte man aber mit dem

Zuschneiden zu lange warten, so würde die Materie anfangen sich zu spalten oder von langen Rissen durchsetzt werden.

Das Zerlegen geschieht in zwei Tempos. Zuerst werden Längslinien durchgeschnitten in einem Abstande von 9 bis 10 Zoll, so lang jedes einzelne Torfstück werden soll, und auf diese Weise der ganze Kuchen in sogenannte „Bänke“ zertheilt. Hierdurch ist er schon vor dem Reißen geschützt. Nach einer abermaligen kleinen Pause von ein paar Tagen, damit die Schnitte etwas vernarben, schreitet man zu den Querschnitten, die in den engern Abständen der Breite der Torfstücke gemacht werden, und nun sind diese — der Form nach — fertig und können zum völligen Ab- und Durchtrocknen abgenommen werden.

Dieß Abtrocknen geschieht auch sehr vorsichtig, und schrittweise. Die Torflaibe sind noch so schlaff und weich, daß man sie nicht gleich in jeder beliebigen Weise aufstellen kann. Sie können anfänglich nur ein wenig auf der langen Kante und dicht neben einander gelegt werden, damit sie sich gegenseitig stützen, in langen sogenannten „Diken“ (Deichen). Wollte man sie gleich in hohen luftigen Pyramiden auftempeln, so würden die Törfe Gefahr laufen, wie an der Sonne geschmolzener Käse auszufließen. In den „Diken“ liegen sie wieder je nach dem Wetter 8 bis 14 Tage, bis sie wie die Leute sich ausdrücken „kräftig“ genug sind zum Ringen oder „Ringeln“.

Dieß „Ringeln“ besteht darin, daß man die nun schon ziemlich steifen Törfe in kleine runde Kegel so

über einander legt, daß sie nur mit den Spitzen auf einander fassen, und möglichst große Zwischenräume zwischen ihnen bleiben. Die Kegel sind inwendig hohl und in dieser Aufstellungsweise können Licht und Luft am besten einwirken, die Törfe völlig stärken und auch innerlich austrocknen. Das beste thut daran der Wind, der durch die durchlöcherten „Ringeln„ hinzieht, wie dieß auch schon der Römische Naturforscher Plinius, wo er in seiner Historia Naturalis von dem Torfmachen im nordwestlichen Deutschland spricht, sehr richtig bemerkt hat, indem er sagt, „daß die alten Chauken, die brennbare Erde ihres Landes, mit der sie ihre Speisen kochten und ihren Leib wärmten, vielmehr mit Hülfe der Winde, als der Sonne trockneten“, („captumque manibus lutum ventis magis quam sole siccantes“).

Da der Wind natürlich die Spitze der kleinen Kegel kräftiger angreift als den Fuß, der auf dem feuchten Boden steht, und in dem der Regen hinabsickert, so wird es zuweilen nöthig gefunden, in diesen Ringeln das Unterste zu oberst zu bringen, oder wie sie hier sagen, „umzuringeln“. Die kleinen mühsam gebauten Pyramiden werden eingerissen und dann so wieder aufgebaut, daß nun die bisher untersten Stücke der Wohlthat des Luftzugs, der auf die Spitzen wirkt, theilhaftig werden.

Ist der Sommer (wie es in Niedersachsen oft zu sein pflegt) sehr naß und kehren Gewitterregen-Schauer häufig wieder, so dürfen die armen geplagten Leute sich die Mühe nicht verdrießen lassen wie Penelope

ihre Arbeit zu zerstören und wieder herzustellen, ihre Pyramiden aufzubauen und wieder einzureißen, wochenlang zu „ringeln“ und wieder „umzuringeln“. —

Ist diese Bäckerei bei der man, wie der Leser sieht, nicht wie beim Brodbacken über Nacht zum Ziele kommt, die sich vielmehr durch mehrere Monate hinzieht, endlich gelungen, sind die Torfkuchen ganz trocken geworden, so beeilt man sich nun, die fertige Waare vor ferneren Unfällen — d. h. beim Torf immer vorm Naß werden, — zu schützen. Wie man sie zum Trocknen stufenweise mehr lockern und vereinzeln mußte, so geht man nun umgekehrt darauf aus, sie gradatim mehr zu sammeln und in großen und größern Massen zu vereinigen. Zuerst legen sie den Torf noch auf dem Lagerplatze schnell in sogenannte „Kliken“ *) oder „Bülten“ zusammen. Es sind längliche Haufen von 8 bis 10 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 5 bis 6 Fuß Höhe. In solchen „Kliken“ oder „Bülten“ steht nun der Torf meistens einen Theil des Spätsommers und er kann in dieser Art von Vermauerung schon manche Gewitter- oder Regenschauer wie sie in jener Zeit zu kommen pflegen, abschütteln. Sie schaden ihm nicht viel, wenn er nur innerlich ganz durchgetrocknet ist. Ist ein fahrbarer Canal in der Nähe, so kann er gleich aus den „Kliken“ in die Schiffe verladen und in die Welt verfahren werden. Sonst wird er aus den Kliken zunächst wieder auf die Schiff-

*) Das Wort „Klik“, Plur: „Kliken“ heißt so viel als kleine Massen, Portionen.

plätze gebracht und dort in großen „Hopen“ (Haufen) aufgestapelt. In diesen Haufen kann er nun im Herbste wohl Monate lang liegen, und der bösen October- und November-Witterung trotzen, bis man die Schifffahrt mit ihm antreten und den Markt beziehen kann. Soll die Waare durchgewintert werden, so werden dafür besonders große „Hopen“ oder sogenannte „Kloten“ gebaut, die wohl 50 kleine Schiffsladungen und noch mehr enthalten.

Diese Vereinigung der Torferndte zu großen und größern Haufen ist der Ansammlung unserer getrockneten Aehren zu „Garben“ sogenannten „Hokken“ oder „Fiemen“ ähnlich. In manchen Gegenden haben sie wie für das Getraide so auch für den Torf ordentliche Magazine oder Scheunen. Wie in den verschiedenen Ackerbaustrichen so wohl die Form der „Garben“, der „Hokken“ und „Fiemen“ als auch die Ausdrücke dafür auf das Manigfaltigste variiren, so haben auch unsere Torfbauern in den verschiedenen zahllosen Moor-Distrikten vielerlei Weisen und Formen von „Ringeln“ und „Dieken“, „Kliken“ und „Kloten“ für den Aufbau ihres Moor-Produkts und man könnte ein ganzes sehr buntes Bilderbuch damit anfüllen. Ich habe nur die Weise geschildert, wie ich sie hier im Teufelsmoore fand. —

Mitten in dieser Zeit der Haupterndte, in welcher ich das Land besuchte, ist der Anblick ein recht unterhaltender. Da aus mehrfachen Ursachen nicht Alle mit ihren Arbeiten ganz gleichmäßig fortschreiten, so sieht man die verschiedenen Zustände des Torfs und

die mannigfaltigen Verrichtungen auf ein Mal. Hier stehen sie noch in den Gräben, und klauben die klebrige schwere Masse los. Dort tanzen sie auf den hochliegenden Lagerplätzen und stampfen den Boden mit hundert beweglichen Füßen. Auf einem andern Stücke sind sie mit großen Tranchirmessern beim Aufschneiden und Zerlegen beschäftigt. Hier wiederum bauen sie ihre Pyramiden, wie Kinder ihre Kartenhäuser, „ringeln“ die Brocken, und „ringeln“ sie um.

Zu solchen lebhaften Scenen kommt man im Teufelsmoore aber nur stellenweise, nämlich da, wo das Moor schon angegriffen wurde, wo bereits ein Canal, eine Lebensader in seinen finstern Busen eingedrungen ist. Und zwischen diesen Stellen liegen wieder ganz unberührte, leblose Massen, wo noch keine Ausbeutung möglich gemacht werden konnte.

Wo ein schiffbarer Canal bereits eingesenkt wurde, da glaubt man in das Innere eines offen zu Tage gelegten Bergwerks zu blicken. Der Hauptstamm des Canals geht wie ein offener und horizontaler Schacht gerade fort in das Moor hinein. Die sogenannten „Inwieken“ (oder Seiten-Canäle) münden sich unter rechten Winkeln, wie die Stollen in diesen Hauptschacht ein. und das ganze Wassersystem verzweigt sich durch die Umgegend, wie die Adern eines Blattes. An den Seiten der Canäle, die mit Schiffen bedeckt sind, ist die braune Waare in großen Mauern und Magazinen aufgestapelt. Und rund herum ist die hohe breite Modermasse in verschiedenen Stufen in den mannigfaltigsten Formen, wie in einem labyrin-

thischen Steinbruche zerschnitten, und fällt von Gräben zerklüftet in bunt gestalteten Plateaus und Terrassen mit steilen Wänden zum Wasser ab. Am Ausgange nach dem Flußthale und dem angrenzenden „Grünlande“ zu, wo es in die Welt hinausgeht, verbreitert sich natürlich das Loch, weil da schon länger gearbeitet wurde, während es sich nach Innen hin zuspitzt und an dem Canale zusammenzieht. Die ganze breite dreieckige Höhlung ist, wie das Eisenerz-Loch bei Falun in Schweden mit geschäftigen Menschen gefüllt. Ihre „Huttens“, jene rohen Torfmoor „Sennhütten“ stehen zuweilen gar nicht unmalerisch vertheilt auf den Kanten, Spitzen und Vorgebirgen und in den Schluchten und Rissen, welche durch die Bearbeitung des Moores entstanden sind. Ich begreife nicht, daß unsere Maler das Leben und Treiben an solchen merkwürdigen Hochmoorhäfen und Torffabrikstätten, die sich überall an den zerfressenen Rändern unserer Hochmoore darbieten, noch so wenig zum Gegenstande von Studien gemacht haben *). Und doch würden sie dort nicht nur höchst eigenthümliche Bilder gewinnen, sondern auch Scenen darstellen können, die tausend und tausend Mal in unserm nordwestlichen Deutschland vorkommen, den Bewohnern des Innern derselben schon geläufig sind und daher eine vaterländische Bedeutung besitzen. Viel Farbenpracht würde bei diesen Bildern freilich nicht entwickelt werden

*) Die Bairischen „Moose“ bei München, sind von malerischen Poeten weit besser ausgebeutet worden.

können. Denn Wege und Stege, Land und Wasser, die „Huttens“ und ihre torfberußten Bewohner, Alles ist mit der einen dunklen Tintenfarbe des Moors überzogen. Die Leute selbst scheinen für diese Naturfarbe ihres Landes eine patriotische Vorliebe gewonnen zu haben. Wenigstens ist Schwarz bei ihnen in so hohem Grade die Feiertagsfarbe, daß ihre Weiber z. B. für den Sonntag, und namentlich wenn sie zum Abendmahle gehen, ihre ganze Kleidung, alle ihre seidenen Bänder, ihre Schürzen, auch ihre Sommerstrohhüte, auch die Blumen auf diesen Hüten kohlrabenschwarz färben. Wenn man sie zur Kirche strömen sieht, glaubt man eine von einer allgemeinen Calamität betroffene Bevölkerung trauernder Pilger vor sich zu haben. —

Auf den noch ganz wilden Partien des Teufelsmoors findet man nicht nur eine solche ab und zu fluthende Hüttenbevölkerung, wie ich sie beschrieb, sondern auch eine permanente. Die Armen des Moors, die ersten noch unbemittelten Besiedler einer noch wilden Gegend, wohnen Winter und Sommer in eben solchen primitiven „Hutten“, die in ihrer innern Einrichtung an Indianische und Irische Zustände und an die Zeiten erinnern, wo noch nicht das Fensterglas, die Ziegelsteine, auch keine Sägen und Hobel erfunden waren. Denn von allen diesen Dingen und Instrumenten ist kaum etwas bei dem Bau ihrer Wohnungen verwendet. Die Mauern oder Fundamente derselben bestehen in kleinen dünnen aufgehäuften Torfsoden. Die Dächer, — (ich sagte schon

daß das Ganze eigentlich nichts als ein auf den Boden gesetztes Stück Dach sei) — sind aus schilfbedeckten Zweigen und Sträuchern componirt. Im Innern ist Alles ein zusammenhangender, der Wärme wegen möglichst enger Raum, in welchem durch einige unbehobelte Baumäste für die Schlafstätten der menschlichen Bewohner so wie für die Stallung der einen magern Moorkuh und der drei zottigen Moorschaafe, aus denen ihr Viehstand besteht, Abtheilungen und Verschläge zu Stande gebracht sind. Die uralte etwas abgetrocknete Oberfläche des Hochmoors bildet den Flur und die weiche Tenne des Hauses, die keines Teppichs bedarf. In der Mitte derselben ist statt des Heerdes ein wenig Sand aufgehäuft, das der Hütteneigenthümer sich unten am Rande des Moors zusammen karrte, wo ein Mal ein Schiff mit einer Sand-Ladung anfuhr, und wo ein wenig von diesem kostbaren und im Morast so nützlichen Artikel liegen blieb. Dieß Häufchen Sand bildet den Heerd. Ein Paar wurzelreiche Torfsoden, die man draußen grub, glimmen und schweelen Tag und Nacht auf diesem Sandheerde. Um ihn kriechen die kleinen magern Kinder herum, und daneben sitzt die Mutter auf einem Klotz, wie eine Irländerin ihr kurzes Tabackspfeifchen im Munde, als wäre die Athmosphäre noch nicht räucherig und trübe genug. Diesem Sandheerde, als wären sie Feueranbeter, sind die Gesichter Aller zugewandt, die der Alten, der Gäste und der Kinder und auch die der Ziegen, Schafe, Kühe und Schweine, die, wenn du bei den Leuten Platz genommen hast,

dicht hinter deinem Rücken grunzen und brüllen und deinen fremdartigen Rockzipfel beschnüffeln. Für den Rauch und alle Dünste des Hauses giebt es nur einen Ausgang, die enge Thür, die nach Süden hin in der Torfmauer ausgeschnitten ist, und zugleich auch den Eingang für Menschen und Vieh und für die aus- und einkriechenden treuen Hunde darstellt. — Die Aeste und natürlichen Auswüchse, welche man an den Dachsparren und dem Gebälke der Hütte gelassen hat, dienen zum Aufhängen der Kleider, der Werkzeuge und aller kleinen Habseligkeiten, welche rings in dem Hüttchen herumhängen wie in der Trödelbude eines Lumpenhändlers in dem Judenviertel von Amsterdam. —

Ich hatte bisher nicht gewußt, daß es in unserm Deutschland noch solche Zustände gäbe. Ich denke mir aber, diese „Huttens" der Armen in den Hochmöören sind der Beachtung und der Beschreibung werth, erstlich weil sie sich auf allen wilden Mooren, vom Teufelsmoore bis nach Holland hin selbst jetzt noch mehrfach finden, und dann aus historischen Rücksichten, weil sie vermuthlich das urälteste Wohnhaus dieser Gegenden sind, und uns einen Begriff davon geben können, wie die alten Chauken, Angrivarier und Amsivarier unsere Vorfahren hier gehaust haben mögen. Das ganze Germanische Land und Volk hat in diesen Gegenden vermuthlich mit solchen „Huttens" seinen Anfang genommen, wie noch jetzt hier im Moore fast jede Colonie zu allererst mit ihnen beginnt.

Was mit der Zeit aus den Nachkommen dieser armseligen Hüttenleute, — wenn sie den Torf in ihrer Nähe fleißig bis auf den Untergrund wegarbeiten, wenn durch den Verschleiß des Torfs ihre kleinen Capitalien sich mehren und kräftigen, wenn sie den entblößten Boden sorgfältig zu düngen und zu bepflügen anfangen, und wenn ihnen namentlich ein schiffbarer Graben, eine Canalisirung des Landes dabei zu Hülfe kommt, — werden kann, das sah ich mir nun am folgenden Tage an, an welchem ich mich aus dem besagten „Wallhöfer Moore“ auf der Nordseite der „Hammer Niederung“ in eine schon ganz cultivirte und mit zahlreichen Behncolonien, stark bevölkerten und wohlhabenden Dörfern besäete Partie des Teufelsmoores auf der Südseite dieser Flußmulde hinüber schiffen ließ.

Hier ist seit etwa 150 Jahren auf einem mehre Meilen langen Striche das garstige Teufelsmoor bis auf wenige Reste weggegraben, und es leben dort nun in einer Lokalität, wo ehedem wie gesagt, nicht ein Mal Füchse existiren mochten, Tausende von zufriedenen Menschen. Ich spazierte einen ganzen Tag lang durch eine Reihe von freundlichen Dorfschaften, von denen die eine vor 30, die andere vor 50, die dritte vor 100 Jahren begründet war. Man kann keinen stärkeren und wohlthuenderen Gegensatz sehen als den eines solchen Coloniedistrikts mit dem zur Seite liegenden grauenhaften Hochmoore und ich begreife nicht, daß solche Contraste von unsern wißbegierigen Reisenden nicht häufiger aufgesucht, daß solche

merkwürdige Gegenden von unseren Touristen, die doch immer nach dem Neuen trachten, nach An- und Aufregung verlangen, nach ungewöhnlichen Bildern jagen, nicht mehr bereis't werden. Ein feiner, allgemein empfänglicher und vielseitig entwickelter ästhetischer Sinn fehlt uns bei unsern Reisen noch zu sehr und gewöhnlich streben wir nur Dem nach, was in Italien oder in den Alpenthälern recht glänzt und scheint, und was Fama in den Mund der Leute gebracht hat. Wäre es anders, so würden beobachtende Natur- und Menschenfreunde im Teufelsmoore und in vielen ihm ähnlichen nordwestdeutschen Strichen sich häufiger begegnen, als es geschieht.

Eine schönere, erfreulichere und nützlichere Eroberung hat die Civilisation der Neuzeit wohl nirgend zu Stande gebracht als in der Beseitigung der Nordwestdeutschen Hochmoore und in ihrer zauberhaften Umwandlung von den unlieblichsten Wüsten zu lachenden Fluren. — Wie bei den vom Meere bedräuten Marschen die hohen Deiche, so waren hierbei umgekehrt die tiefen Canäle die vornehmsten Zauberstäbe und die Seele und Basis des ganzen Unternehmens. Beide Erfindungen, die des Deiches, so wie die des Canals sind von den Holländern ausgegangen und von ihnen oder von denen, welche ihnen nachahmten, durch die großen Niederungen zwischen Schelde und Elbe ausgebreitet worden. Es ist bemerkenswerth, daß wir den Marschen-Deich und seine wundervollen Wirkungen zuerst gehabt haben. Schon zur Römerzeit gab es Deiche in Batavien. Und auch alle

unsere deutschen Marschen waren längst eingedeicht und blühend, als in unseren Mooren noch alles Leben schlummerte, stockte und faulte. Die Holländer begannen mit Entwässerung, Canalisirung und Bebauung ihrer Moore und mit den Anlagen ihrer Behncolonien zuerst im 16. Jahrhundert. Im folgenden 17. Jahrhundert rückte diese Cultur dann in den nordwestlichsten Zipfel von Deutschland in Ostfriesland ein, und erst seit dem 18. Jahrhunderte fing man in Nachahmung der Ostfriesen und Holländer auch in den großen Emsmöören und dann im Bremischen Teufelsmoore und in den anderen Morästen zwischen Weser und Elbe sich zu rühren an. — Zum Theil gingen die Impulse dazu von den Regierungen aus, — auch erwachte der Associationsgeist, und den Regierungen stellten sich Gesellschaften zur Seite; — aufopferungslustige und unermüdlich eifrige Männer traten als Reformatoren auf, wie der oben genannte Findorff im Teufelsmoore (aber fast jedes Moorland hat so seinen Findorff erzeugt). — Ohne die kräftig helfende Hand eminenter Geister und starker Vergesellschaftungen wäre die Sache nicht in Gang gekommen, und die Hüttenbewohner hätten in ihren elenden Angrivarischen Zuständen noch Jahrhunderte lang wie zu des Plinius Zeit fort vegetirt. Wenn Entwässerungsarbeiten, Schifffahrtsstraßen und Canäle die Seele der Reform der Moorzustände sind, so begreift es sich leicht, daß die Anstrengungen des Einzelnen dabei noch weniger vermochten, als bei den Eindeichnungen der Marschen. Canäle um wirksam zu sein,

bedürfen eines Zusammenhangs mit schiffbaren Flüssen, und mit dem ganzen übrigen Netze regulirter Wasserstraßen. Der Natur des Wassers nach können sie stückweise und für sich allein nicht so nützlich sein, ja nicht einmal existiren, wie z. B. isolirte Partien von Stein-Chausseen oder dergleichen. Die Cultivirung der Moore und die Vehn-Colonien müssen daher gleich von vornherein mit kräftiger Hand in Angriff genommen, nach einem weit umfassenden Plane, großartig und im Zusammenhange mit einem ordentlichen Stücke der übrigen Welt angelegt werden. Und dergleichen ist nur die Sache der Regierungen, der Associationen, der energischen Persönlichkeiten.

Obwohl, wie die Kenner behaupten, die Pläne zu unsern deutschen Moor-Colonien, namentlich auch die zu denen des Bremischen Teufelsmoors von Haus aus „auf einem unrichtigen Prinzipe fundirt sind," und obgleich man ihnen namentlich nur ein „beschränktes Canal-System" verschaffen konnte, und obgleich sie daher den holländischen Vehn-Colonien, die das Vollkommenste in ihrer Art sind, an üppigem Reichthume nachstehen, so findet doch ein bescheidenes deutsches Laiengemüth auf einem solchen Spaziergange, wie ich ihn am folgenden Tage durch die Dörfer Huttenbusch, Neu St. Jürgen, Otterstein, Mooringen, Lumighausen, Westerwehe, Worpenheim und wie sie alle heißen, machte, Gelegenheit genug, sich über die erzielten Resultate zu freuen, sich an dem Anblicke der Schöpfung so freundlicher Scenen auf

einem so düsteren Schauplatze zu erlaben, und mit den Colonisten über die erlangten Triumphe zu jubiliren.

Ich ließ mir von den Leuten, indem ich zu Zeiten bei ihnen einkehrte, erzählen, wie ihr Vater oder Großvater als ein armer „Hüttenbewohner“ mit einer Kuh oder mit ein Paar magern Schaafen ausgesetzt, aus wie weiter Ferne er für diese Thiere das spärliche Gras und Heu zusammengesucht, wie mühselig er erst den Buchweizen, dann seine Kartoffeln und endlich ein kleines Getreidefeld cultivirt habe; — wie ihm dann „der Canal“ zu Hülfe gekommen, und wie nun der Torf kräftig weggeschafft, ausgeräumt und verhandelt sei, wie dadurch die Capitalkräfte sich gemehrt und gestärkt hätten, und mit ihnen dann die Heerde, die Stallungen, das Wohnhaus und der Acker so erweitert und gewachsen seien, wie ich sie jetzt im Besitze des Enkels erblickte. —

Nach einer allgemeinen, seit frühesten Zeiten hergebrachten Gewohnheit haben unsere niedersächsischen Bauern wie in ihren alten westphälischen Dörfern, die Möser in seinen patriotischen Phantasien geschildert hat, auch in diesen neuen Colonien ihre Gehöfte in weiten und gemächlichen Abständen neben einander gelegt, und haben sie mit frischen Gehölzen von Eichen und andern Bäumen, unter denen bunte, hellfarbige Wohnungen hervorschimmern, umgeben. Hier im Teufelsmoor haben sie vielfach die Mode, das Balkenwerk der Häuser mit einer recht muntern blauen Farbe, und das Gemäuer dazwischen mit glühendem Roth zu schmücken, und das giebt zwischen dem schat-

tigen Grün der Bäume recht freundliche Contraste. — In den meisten dieser weitläuftigen Gehöfte wohnen jetzt wohlhabende Bauern. Nothleidende, oder Dürftige findet man in diesen Moorkolonien selbst in den kleinen Häusern kaum. — Das Getreide stand überall in schönster Fülle, und da wo sonst kein Häschen hinreichende Nahrung für sich fand, waren jetzt die Halme so lang, daß, wie einer der Bauern sich ausdrückte, „ein Mann sich aufrecht ins Feld stellen und die Aehren sich über den Kopf zubinden könnte". — Die Wiesen, über die sonst die gespenstischen Irrlichter tanzten und anderer Spuk, denen das Teufelsmoor seinen Namen verdankt, sein Wesen trieb, waren jetzt mit völlig zufriedenen und schmucken Wiederkäuern reichlich bedeckt. —

Da man in den Mooren meistens nicht Alles bis auf den tief liegenden Untergrund hinabgraben darf, vielmehr noch ein wenig von dem ursprünglichen Moore liegen lassen muß, um das Land über dem Niveau der Flüsse und ihrer Ueberschwemmungen zu erhalten, so sieht man da, wo er nackt gelassen wurde, jenen alten braunen Untergrund noch zwischen dem darauf eingestickten Teppiche der Aecker, Gärten und Gehölze hervorschimmern. Das ganze heitere Bild schwimmt noch gewissermaßen in dem uralten braunen Rahmen, der überall auf den Wegen, an den Gräben, in den Ackerkrumen, im Staube des Landes sich zu erkennen giebt. Auch stehen allenthalben, neben den freundlichen Häusern, wie Trümmer oder Ruinen eines noch nicht völlig niedergerissenen Gebäudes, dicke hohe

Blöcke des alten Hochmoors selbst, die zuweilen ein Paar Morgen im Umfange haben. Diese schwarzen, auf den Seiten regelrecht abgeschnittenen Torfbank-Rudera, nehmen sich recht wunderlich und fremdartig in der so heiter umgestalteten Umgebung aus, zu der sie nicht mehr passen wollen. Es sind die Brennstoff-Magazine der Bauern, die nun recht sparsam damit umgehen, und sie vorsichtig beschneiden und benutzen, wie ein Sückchen Rindenrest, von dem man die Brodkrume bereis verbrauchte.

Man sieht diese beaux restes in allen möglichen Figuren und Gestalten in den Dörfern herumstehen. Einige haben nur noch einen ganz kleinen Brocken Hochmoor, kaum ein Paar Dutzend Schiffsladungen, neben ihren Häusern liegen. Die Oberfläche dieser Bänke ist mit den sorgfältig gekneteten und sauber zerschnittenen Torfkuchen bedeckt. Und zu den Seiten der grade abgestochenen Mauern sind wie eine Raritäten-Sammlung die alten Wurzelstöcke und Baumäste, die man als Ueberreste untergegangener Wälder in den untern Schichten des Moores fand, in Reihe und Glied gestellt. Die Leute ziehen sie sorgfältig aus dem Moorgrunde hervor, putzen sie aus, lassen sie mit ihren Torfkuchen trocknen und verbrauchen sie als Brennholz.

Mehre hiesige Bauern, mit denen ich über dies merkwürdige Fossil sprach, waren mit dem Umstande bekannt, daß man viele alte Stämme aus der Tiefe hervorzöge, die wie sie meinten offenbar vom Feuer angebrannt und verkohlt (?) wären, und erwähnten mir desselben, als eines

Beweises, daß einst lange vor ihnen und auch lange vor ihren Torfmooren ein untergegangenes Geschlecht von Menschen auf dem Untergrunde existirt, gehaust, geheizt, gebraten und gekocht haben müsse. Ich brauche nicht zu sagen, da es sehr bekannt ist, daß diese Moräste auch noch sonst die Sammelplätze und Magazine vieler anderer Antiquitäten sind, die dasselbe zu beweisen scheinen.

Im Ganzen, kann man sagen, hat der Mensch in diesen Moorgegenden auf dreierlei Weise und in drei großen Perioden gehaust. Zuerst, ehe es Moor gab, in unvordenklichen Zeiten als Jäger in dichten Wäldern auf dem niedern noch trocknen Grunde; — darauf, schon zu den Zeiten der Römer, nachdem die Wälder in dem aufgestauten Wasser verschlungen und die Sumpfpflanzen vermodert und aufgeschichtet waren auf dem Hochmoore in den „Hutten" als armseliger Torfbauer und Haidschnucken-Schäfer, — dann wieder seit 100 Jahren und jetzt nach Wegräumung der Möre auf dem geputzten, gedüngten und von Neuem schön bewaldeten Untergrunde als wohlhäbiger Ackerbauer zwischen Kornfeldern und künstlich bewässerten Wiesen. —

Die „Düwelsmörschen" die das Haupthandelsprodukt ihres Landes, den Torf nach Bremen und in andere ihm benachbarte Städte verführen, stehen, wie es scheint, in diesen Orten ihres Charakters und ihrer Gesittung wegen nicht eben hoch angeschrieben. Und nicht günstiger glaube ich, werden ihre Brüder, alle die die andern „Mörschen" aus den großen Morästen von Frisoythe im Oldenburgischen, aus dem noch

größern Bourtanger Moor, an der Gränze von Ostfriesland und Holland auf den ihnen benachbarten Märkten und Städten beurtheilt. Was kann aus den Sümpfen und Mooren Gutes kommen? scheinen die gebildeten Bürger der Städte hier überall zweifelnd zu fragen. Ich glaube indeß, es geht den guten „Mörschen“ ungefähr ähnlich wie den Engländern. Ihr Ruf im Auslande ist schlechter, als man sie findet, wenn man sie an ihrem eigenen Heerde aufsucht. Das Ausland, die Marktplätze bekommen vermuthlich nur eine Classe von ihnen, die nach guten Preisen gierigen Händler, die vernachlässigten Armen, die rohen Schiffsknechte zu sehen. Die Besten bleiben vielleicht daheim. Doch dem sei, wie ihm wolle. Jedenfalls stößt der Reisende auch im Teufelsmoore auf ganz nette, sehr verständige und sogar feinfühlende Leute und hat auf seinem Durchfluge Gelegenheit, Bemerkungen zu machen, und Dinge zu hören, die ein nicht ungünstiges Licht auf den Character dieser Leute werfen.

Ich kehrte unter anderm in einem der hübschen neuen Moordörfer bei einem wohlhabenden Bauern, Namens Peter X vor, dem ich Grüße von einem Freunde zu bringen hatte, und der mich auf ein Stündchen unter seinem gastlichen und weitläuftigen Strohdache aufnahm. Da ich bei der Besichtigung seiner Hauswirthschaft, durch die er mich geleitete, bemerkte, daß er sowohl nach der neuen Mode einen Schorrstein mit gemauerter Küche, nebst einem eisernen Heerde eingeführt hatte und doch daneben noch mitten im Hause die „Feuerkuhle“ besaß, in der nach

alter niedersächsischer Weise das Hausfeuer ohne Schorrstein brennt, die aber natürlich gewöhnlich bei dem Bau einer Küche überflüssig gefunden und beseitigt wird, so fragte ich meinen Wirth Peter ....s darüber, wie er dazu komme, sich auf diese unnöthige Weise mit einer doppelten Feuerstelle versorgt zu halten. Die Auskunft, die er mir über diesen Punkt gab, und insbesondere auch die unaffektirte und einfache Weise, in welcher er sie mir vortrug, gefiel mir ungemein. Sein alter Vater, der bei ihm seine letzten Tage verlebt hätte, so erzählte er, sei vor nicht gar langer Zeit gestorben, und dieser habe, als an den hergebrachten Sitten hangend, die altväterliche Feuerkuhle geliebt. Seine Frau dagegen habe sich der häuslichen Bequemlichkeit und Sauberkeit wegen längst eine Küche und einen Schorrstein gewünscht. Da habe denn er, der Hausherr, um beide zu befriedigen, der Frau die Küche gebaut, dem Vater aber im Hausflure das alte Feuerloch gelassen, und die Einrichtung getroffen, daß täglich auf beiden Heerden ein Feuer angezündet worden sei. Ihm selber sei freilich der Rauch, der Alles im Hause anschwärzte, nicht lieb gewesen, aber er und seine Frau hätten es gern um des alten Vaters Willen ertragen. Dieser habe in seinen letzten Jahren viel an Asthma und Brustbeschwerden gelitten und sich dabei eingebildet, wenn er so im leise und sanftverfliegenden Rauche des schwehlenden Torffeuers säße, einige Erleichterung zu verspüren. Der scharfe und sausende Zug der Luft und der Flamme im neumodigen Schorrsteine und

eisernen Ofen sei ihm unleidlich gewesen, und er habe ihn für sich sehr nachtheilig gehalten. — Winters und Sommers habe er gern Stundenlag mit den Nachbarn bei der Feuerkuhle mit den gemächlich verglimmenden Torfsohden gesessen, habe mit ihnen von alten Zeiten geschwatzt und sich dabei recht wohl zu befinden geglaubt. Seit seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode habe kein Torf mehr in dem Loche gebrannt. Dennoch aber, sagte Peter, habe er sich — seines Vaters wegen — noch nicht sogleich zur Beseitigung desselben entschließen können. Bald aber müsse er doch wohl der Hausordnung wegen dazu schreiten.

Mich däucht für „Düvelsmörsche“ lag in dieser ganzen Sache und ihrem Hergange ein ziemlich feines Zartgefühl und die Art und Weise wie der alte Vater meines Peter, in der Einbildung, „daß der sanfte einheimische Moorrauch *seinem Asthma so gut thäte*“ an einer uralten Sitte der Vorältern fest hielt, und dann selbst *mit* dieser Sitte in seinem Hause ausstarb, — mit dem *letzten Funken* in der Feuerkuhle seines Erbes verglomm, hat Etwas in sich, was auch wohl einem Poeten zu einem Gedichte den Mund öffnen könnte.

VII. Die alten Eichen im Haßbrook im Oldenburgischen.

Unsere alten Bäume und die rationelle Waldwirthschaft. — Wie König Ludwig die Eichen von Haßbrook berühmt machte. — Studien unserer süddeutschen Maler im Haßbrook. — Die alterthümlichen Bauerhöfe in der Nähe des Haßbrook. — Der Bauer „Wupperhorst to Wupperhorst“. — Die Eichen von Stenum. — „De dicken Eecken“. — Eine Eiche von 32 Fuß im Umfang. — „Die Zehnfüßigen“. — Die Eisrisse, Narben, Knorren und Höhlungen in den Eichen. — Das tausendjährige Wachsen und Verfallen der Eichen. — Die abgefallenen Aeste. — Baum-Ruine als Hütte. — Geschichte von der in einem hohlen Baum verirrten Kuh. — Die Eiche der Königin von Griechenland. — Erzherzog Stephan von Oesterreich. — Das Alter der Eichen. — Beobachtungen und Berechnungen darüber. — Der Werth der Jahresringe für die Phasen des Wetters verflossener Zeiten. — Eine alte Eichengruppe im Waldes-Dickicht. — Aesthetik der alten Eichen. — Die Feldmesser vis à vis eines alten Baumes. — Die alten Hainbuchen im Haßbroock.

Der schlechten Waldwirthschaft unserer Vorväter verdanken wir es zum Theil, daß in unsern Wäldern uns noch manche merkwürdige Thiere, Pflanzen und andere Dinge aufbewahrt sind. Rationelle Forstwirthe, wenn es deren in Lithauen gegeben, hätten schon längst bei Bialowisa die interessanten Auerochsen, die dort noch jetzt hausen, zum Walde hinaus vernünftelt. Eine vernünftige Forstpolizei hätte auch längst den großen Königlichen Wald bei Southhampton in England von

seinem romantischen halbwilden Zigeunerleben gereinigt. Wären alle unsere schönen deutschen Wälder, immer zu rechter Zeit „verjüngt“, die Bäume regelmäßig gefällt, wenn sie in der Kraft der Jahre standen, und gerade eben am nutzbarsten waren, wie viele alte merkwürdige Baumruinen, aus deren halbzerstörtem Astwerk ein Jahrtausend auf uns herabblickt, würden wir dann auch bei uns entbehren! Der Forstmann ist nicht dazu da, um pitoreske Baumruinen für Poeten und Maler zu erzeugen oder zu conserviren. Er soll gesundes gerades Holz schaffen. Er verwandelt die anmuthig gewundenen Waldpfade nach der Meßkette in gradlinigte endlose Wege, die keine Ueberraschung darbieten. Er zerlegt den ganzen von der Natur so lieblich gruppirten Wald wie ein Schachbrett in lauter rechtwinkliche „Bestände“. Alte Stumpfe, in ihrem Schmucke von wilden Rosen und Epheu rottet er unbarmherzig aus. Er denkt und empfindet wie ein Regiments-Commandeur und hat seine Lust daran, wenn die Bäume in seinen „Abtriebschlägen“ so recht von gleicher Höhe, in gleichen Abständen, und ihre Stämme wie Soldaten das Gewehr zum Himmel hinauf präsentiren, alle von derselben Art und Farbe, alle gleich uniformirt.

Die neumodigen Waldpoesie-Zerstörer haben glücklicherweise noch nicht lange in dem großen Eichenwalde von Haßbrook gehaust, der sich im südöstlichen Winkel des Herzogthums Oldenburg auf der hohen Geest im Angesichte der tiefen Wesermarschen als ein Ueberrest der alten deutschen Urwaldungen, bis auf

unsere Tage behauptet hat. Wie und warum sich dieser schöne Wald ausnahmsweise so lange conservirt hat, während andere Waldpartien um ihn her die Cultur habe weichen müssen, ist mir nicht so ganz klar. Doch muß hier wohl die Bodenbeschaffenheit einem dichten und starken Baumwuchse von jeher günstig gewesen sein, und daher die Ausrodung schwierig gemacht haben. Vielleicht ging deßwegen der Anbau mit Axt und Pflug rund um den Bruch herum, und fraß die Bäume nur da weg, wo das Aufräumen leichter war, indem er den Wald in Aecker und Dorfluren verwandelte, jenen Baum- und Gebüschknoten aber stehen ließ. Schon in den heidnischen Zeiten mochten die Eichen hier besonders mächtig und heilig sein. Es mag hier eine Opferstätte, ein Naturtempel der alten Germanen gewesen, und vielleicht auch daher dieser Bruch, wie eine Art Bannwald geschont worden sein. — Viele Hünengräber, alte Gerichts- oder „Thingstätten“ liegen rings um den Wald herum. Sie und vielleicht selbst die malerischen Ruinen des alten Cisterzienser Klosters Hude, die am Rande des Waldes liegen, — unsere christlichen Mönche, die Nachfolger der Druiden und Heidenpriester, nisteten sich sehr häufig an von jeher geheiligten Lokalitäten ein, — beweisen die alte Ehrwürdigkeit des Platzes. — Auch das tausendjährige Alter des Namens Haßbrook selbst läßt sich authentisch nachweisen. Denn dieser Name kommt schon in dem Diplom vor, in welchem Karl d. Gr. dem von ihm im Jahre 786 gegründeten Bisthume Bremen die Grenzen bestimmt.

Dort ist das Wort „Aschbrouch“ geschrieben. „Asch“ oder „Haß“ soll eben so wie „Aa“ so viel als Gewässer bedeuten, „Aschbrouch“ daher soviel als eine feuchte, niedrige, brüchige Gegend. Andere glauben daß der Name eigentlich „Asenbruch“ zu schreiben sei und etwas mit den alten Asen zu thun habe. Auch jetzt noch wird der Name sehr verschieden geschrieben. Ich finde „Has Bruck„, oder „Haßbruck“. Pastor Muhle, der Jahre lang Prediger im Kloster Hude war und eine umständliche Schilderung des Kirchspiels Hude entwarf, auch eine Chronik von Hude geschrieben hat, schreibt: „Haßbrook“. Die Leute in der Umgegend bezeichnen den Wald nie anders als einfach mit „de Brook“ (der Bruch). Ich mag hier bemerken, daß noch mehre „Haßbroks“ auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprache vorkommen z. B. eins in den französischen Niederlanden, jetzt „Hazebrouck“ geschrieben.

Als den Göttern im Haßbrook nicht mehr geopfert wurde, und als die Landleute rund umher zu einem genügenden Stücke Landbesitzthums gelangt waren, legten die mächtigen Herren, die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, ihre Hand auf den Wald und erklärten ihn, wie dieß überall mit den großen Waldungen in Deutschland geschah, für ein Regale oder ein herrschaftliches Jagd- und Wald-Revier. Unter dem Schutze dieses Regales, dem wir in Deutschland die Erhaltung so vieler schönen Wälder verdanken, mehrten sich die Rehe und Hirsche, die Füchse und wilden Katzen im Haßbrook, und unter seinem Schutze conservirten sich auch die alten Eichen.

Waldwächter und Wildhüter mögen jene mächtigen Herren schon in alten Zeiten für ihre Jagden im Walde gehabt haben. Aber erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts etablirten sie daselbst einen jener Wildnißfeinde, einen Förster. Und seitdem kann man denn aus den Annalen des Waldes eine ununterbrochene Reihe von solchen Waldregenten, die sich einer dem andern folgten, nachweisen. Sie waren aber lange noch sehr unschuldiger Natur. Ihre Hauptaufgabe war, den Wald „gegen Räuber“ (Holz- und Wild-Diebe) zu schützen. An „Licht-“ und „Vorbereitungs-“ und „Abtrieb-Schläge“ und an „Durchforstung“ und „Verjüngung“ des Waldes dachten sie noch lange nicht. Im Beginne dieses Jahrhunderts fingen sie freilich damit an, und da wurden denn viele schöne Eichen für die Verbesserung der Finanzen des Staates gefällt und zu 80 oder 100 Thaler das Stück verkauft. Die „französische Zeit“ zerstörte ebenfalls viele alte ehrwürdige Bäume.

Die eigentliche „rationelle“ Wirthschaft ergriff den Haßbrook aber erst seit 1830, seit welchem Jahre ein kenntnißreicher, energischer und verdienter Forstmann das Regiment im Walde geführt, und in diesem alten sumpfigen Augiasstalle aufgeräumt und gelichtet hat. Auch dabei wurden natürlich wieder viele uralte Stämme auf die Schlachtbank gebracht, doch war nun auch schon längst ein besserer Geschmack der „Sinn für schöne Natur“, und ein historischer Geist zur Conservirung des Alten überall in Deutschland erwacht und stark geworden. Und dieser ästhetische und wissen-

schaftliche Geist ging jetzt zugleich der Berechnung zur Seite, und legte bei ihr Fürsprache ein für die Zeugen der alten Zeit. Unsere Landschaftsmaler, zum Theil auch unsere Geschichts- und Naturforscher drangen zugleich mit den geschulten Forstmännern in den Wald und machten dort, zum Theil von jenen angeleitet, ihre eigenen Entdeckungen. Die Waldeinsamkeitsdichter aus der Zeit von Matthison mögen auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Und so fingen denn auch die Forstleute selber an, von diesem Sinn durchdrungen, bei ihren Durchforstungen den alten ehrwürdigen Zeugen einer grauen Vergangenheit aus dem Wege zu gehen, alte Baumruinen, deren Fällung doch die Waldrevenuen nicht erhöht hätte, auszusparen sie auf dem Wege stehen zu lassen, oder gar noch durch einige Vorrichtungen zu ihrer Conservirung beizutragen, eben so wie denn bei dem zunehmenden historischen Sinn auch wohl unsere Städte-Reformatoren besonders interessanten alten Monumenten und Gebäuden aus dem Wege gehen, sie umzäumen und mitten unter ihren neuen Bauten stehen lassen. —

Der bekannte Oldenburger Maler Willers soll der erste gewesen sein, der einige der schönen Eichen von Haßbrook in einer würdigen und ansprechenden Weise porträtirte. Er habe, so hatte man mir schon früher ein Mal in München erzählt, seine Bilder in der Bairischen Hauptstadt ausgestellt, und dort habe König Ludwig diese Oelgemälde gesehen. „Die Bilder sind effektvoll und gut gemalt“, soll der König dem Künstler bemerkt haben, „aber Ihre Bäume sind

nicht naturgetreu, es giebt weder solche phantastisch gebildete noch so mächtige Eichen in Deutschland". — Der Maler versicherte dagegen, sein Werk sei ein keusches und naturgetreues Portrait ohne Zuthat, „und der König, um sich authentisch davon zu überzeugen sandte seinen Hofmaler hin, und dieser brachte ihm dann eine ganz befriedigende Kunde von den ästhetischen Schätzen des Haßbrook". Seitdem wurden diese nun berühmt in Deutschland. Mehre Künstler, — unter ihnen einige unserer ausgezeichnetsten Landschaftsmaler, z. B. Preller aus Weimar, — wanderten dahin und hausten wochenlang in den Dörfern neben dem Walde, ihre Studienbücher zu füllen, und das Revier künstlerisch auszubeuten. Den Jägern der Gegend wurde dieß künstlerische Treiben zuweilen schon etwas zu viel. „Bei einer Jagd, bei der wir wenig Wild schossen", sagte mir einer derselben, „entdeckten wir ein Mal fünf bis sechs Lockenköpfe, die mit ihren Palletten in verschiedenen Partieen des Waldes sich etablirt hatten".

Auch Prinzen, Herzoge und Königinnen kamen heran, die vegetabilischen Riesen-Wunder von Haßbrook zu betrachten, und einigen von ihnen eine Weihe für die Zukunft dadurch zu geben, daß sie sie tauften und ihnen ihre fürstlichen Namen beilegten. So giebt es denn jetzt im Haßbrook eine „Amalien-Eiche" die der Königin von Griechenland zu Ehren genannt wurde, eine „Friederiken-Eiche" die ihren Namen von der Oldenburgischen Prinzessin Friederike entlehnte. Auch der Erzherzog Stephan von Oestreich und noch

einige andere Potentaten haben den Wald betreten und sind einflußreiche Lobredner seiner Eichen geworden, — und seitdem gehören denn diese Bäume zu den berühmtesten im Süden und Norden von Deutschland.

Ich selbst hatte mich auch schon lange darnach gesehnt, mich ein Mal unter dem tausendjährigen Schatten dieser Bäume niederlassen zu können. Aber es verging eine Reihe von Jahren bis ich diesen Besuch ausführen konnte, und bis ich mich denn endlich an einem schönen Juni-Tage eines der jüngst verflossenen Jahre in die Nachbarschaft des Waldes versetzt sah. Ich war in Begleitung eines der Wegekundigen Dorfbewohner am frühen Morgen von der ehemaligen Residenzstadt der alten Grafen von Delmenhorst ausgewandert. Es war ein lieblicher heller frischer Morgen. Die Nachtigallen sangen in allen Gebüschen, sie erfüllten selbst das innerste Dickicht des Waldes von Haßbrook mit ihren süßen Melodien. Der gute Freund Kuckuk rief auf jedem Zaun und Baum. Es wird heute Gewitter geben, sagten die Leute, „der Kukuk lacht". — In der That bemerkte ich, daß heute Morgen alle Vögel dieser Gattung statt bloß „Kukuk" zu rufen wie sie gewöhnlich thun, viermal aufschlugen, woraus ein rollendes, oder wie die Leute hier sagen: lachendes „Kukukukuk" wurde. Daß dieses frühe Morgengelächter einen abendlichen Regen prophezeit, bewährte sich heute, denn wir kamen wirklich nachher im Regenmantel unter Donner und Blitz aus dem Walde zurück. —

Die ganze Gegend ist hier reich an schönen Eichen. Fast alle alten Bauergehöfte liegen im Schatten lichter Eichenhaine. Und beim Dorfe Stenum hatte man mir einen Wald bezeichnet, der gewissermaßen eine Art Vorwald vor dem Dickicht von Haßbrook bilde und der auch schon reich an sehr malerisch gruppirten alten Eichen sei. Mit Hülfe eines kleinen flachsköpfigen Bauermädchens, die uns ihre Dienste anbot, fanden wir das sogenannte „Uhland" das Hauptstück des Stenumer Waldes. Es ist eine herrliche Stelle für einen Maler, um Studien zu machen. Viele sehr alte Bäume von 20 Fuß im Umfange stehen hier herum, meistens noch im schönsten Laubschmucke und mit unversehrten Kronen, die einen kerzengrade wie Schildwachen, die andern schief ausgelegt wie der Borghesische Fechter, die meisten frei und in bequemen Abständen neben einander gestellt und mit den Spitzen ihrer weit ausgestreckten Aeste sich berührend. Indeß so schön und interessant diese Eichen des „Uhland" an und für sich sind, so verhalten sie sich doch zu ihren Brüdern im Haßbrock wie einer unserer jetzigen ehrwürdigen Greise zum ehemaligen alten Methusalem. Denn diese „Tausendjährigen" vom Haßbrook bilden eine ganz aparte Classe, und wer ihnen nachjagt, braucht sich im „Uhland" so wenig aufhalten zu lassen, wie ein Besucher des großen Werks von Cheops bei den kleinen Pyramiden-Gruppen in der Nähe- —

Wie die ganze Umgegend des Besuvs vulkanischer Boden ist, so hat auch sonst Alles um den Haßbrook her einen alterthümlichen Anstrich. Die Wohnungen

in denen die Bauern hausen, liegen noch alle so weit verstreut umher, wie Tacitus dieß in seiner Germania beschreibt. Auch sind sie gewiß noch heutzutage nicht viel anders eingerichtet als wie damals, — etwa mit Ausnahme der Fensterscheiben. Die Gehöfte, die wir zwischen dem Stenumer und Haßbrooker Walde passirten, und in deren offene Thoren und Thüren ich unterwegs immer wieder gern eintrat, hatten eben so alterthümlich klingende Namen als Einrichtungen. So hieß der eine „Hohenboken", der andere „Ohlenbusch", ein dritter „Wupperhorst." Jeder große Bauernhof hat hier so seinen eigenen Namen und die Bauerfamilien, die darauf wohnen, haben gewöhnlich die Namen ihrer Residenz auch als Familiennamen angenommen, indem sie dann den Lokalnamen noch einmal hinzufügen. So kam ich z. B. zu einem Bauer „Ohlenbusch to Ohlenbusch". (Altenbusch zu Altenbusch). Ein anderer hieß „Hinrich Wupperhorst to Wupperhorst", ein dritter „Broksplus to Brokhus". Zuweilen ist der Familienname verschieden von der Residenz, so heißt z. B. der auf Hohenböken: „Meyer to Hohenböken". Die Bauern werden nicht nur im gemeinen Leben in der angedeuteten Weise bezeichnet, sondern sie unterschreiben sich auch so. — „Die Wuppenhorsts", so sagte mir Ohlenbusch, „sitzen schon seit 700 Jahren auf ihrem „Hofe Wupperhorst". Mehre von diesen Bauern sind in neuerer Zeit sehr reich geworden. Dennoch aber sind sie ganz unverändert vollständig bäurische Bauern geblieben. Sie leben ganz nach der Väter Sitte, führen keine Neuerungen und Verbesserungen ein, nicht

einmal Blitzableiter und Schorrsteine, obwohl sie ihre alten eichenen Truhen voll Geld haben. Einem reisenden Bürger aus den Vereinigten Staaten, wo jeder wohlhabend gewordene Mensch sogleich wie ein mit Gas gefüllter Luftballon sich vom Bodeu erhebt und in andere Regionen schwingt, würden vermuthlich diese uralten, seit 700 Jahren hier hockenden und stockenden Bauernfamilien noch viel merkwürdiger gewesen sein, als die alten Eichen von Haßbrook selbst.

Da in neuerer Zeit so viele neugierige Gäste im Haßbrook eingekehrt sind, so können jetzt fast alle Umwohner die Wege zu den „dicken Eeken“ zeigen. Wir fanden in dem letzten Bauernhause vor dem Walde wieder ein junges Mädchen, das dazu bereit war, und engagirten die kleine Anne als Wegweiser.

Die großen Eichen sind in dem ganzen Walde verstreuet. Viele stehen noch recht mitten im Dickicht und werden kaum von Fremden aufgesucht. Erst wenige sind durch Wegräumung des Waldschutts umher bequem zugänglich gemacht. Einige stehen mitten auf breiten Waldwegen, wo man sie aussparte, und wo sie dann herrliche points de vue der Waldalleen abgeben. Bei andern hat man ringsumher eine offene Wiese geschaffen, diese dann mit einem Erdwall oder mit einem „Hag“ und Pförtlein versehen, und auf der Wiese für den Bewunderer der Natur Bänke errichtet. Die alten Heiden mögen es mit ihren heiligen Gotteseichen ähnlich gemacht haben. Wir neumodigen Freunde der Naturschönheiten bringen

den Dryaden wieder einen Cultus in unserer Weise dar, und arrangiren um sie herum geweihte Plätze.

Sie führten mich zuerst zu der Eiche, die im Walde par exellence den Eigennamen der „Großen Eiche“ trägt. Auf dem eingehegten freien Platze, der sie umgab, und in den wir eintraten, war das Gras auffallend niedergetreten und ein Holzhacker, den ich in ihrer Nähe beschäftigt fand und der bei meinem Gruße einige Augenblicke seine Arbeit unterbrach, erzählte mir, daß vorigen Sonntag hier, wie er sich ausdrückte, „6 Fuder Kinder“ getanzt hätten. Sie wären alle mit bekränzten Wagen aus den benachbarten Dörfern, ihren Schulmeister an der Spitze, herangefahren. Dieser habe auch ein Gedicht auf den „lustigen Tag“ und auf die Eiche gemacht. Ich maß sie in einem Abstande von 2½ Fuß vom Boden und überzeugte mich, daß die Angabe meines Holzfällers, sie habe 32 Fuß im Unfange, ganz richtig sei. Dicht unter der Stelle, wo ich maß, schwoll sie aber mit den auseinander gehenden Wurzelknollen noch gewaltiger an und die ganze Holzmasse wäre wohl hart am Boden noch 2 oder 3 Klafter dicker befunden worden. „Int Lesebok schrieft se“, sagte mein guter Holzhacker, „dat se dusend Jor old is.“

Ich bewog auch diesen guten Mann, der sich seiner intimen Bekanntschaft mit dem Walde rühmte, sich meinem Gefolge, das nun schon aus vier Personen bestand incorporiren zu lassen und mich zu andern ihm bekannten Eichen zu führen. Zunächst brachte er uns zu einer ganzen Gruppe alter Bäume, die noch recht

im Dickicht steckten, und die durch Mannigfaltigkeit ihres Zweigwerks und ihrer Gestaltung sehr merkwürdig waren. Sie gehörten alle zu der ersten Classe der Bäume, zu den Zehnfüßigen, d. h. zu denen, die etwas mehr oder weniger als 10 Fuß im Durchmesser haben. Solche zehnfüßige Eichen soll es in Haßbrook jetzt noch etwa 100 oder etwas darüber geben. Jeder dieser Bäume war anders gestaltet, und hatte seinen besonderen charakteristischen und individuellen Bau. Jeder schien auch von den Elementen anders behandelt und von andern Unglücksfällen betroffen zu sein. Jeder erzählte in seinen Rinden, Knorren, Zweigen, Löchern, Blitz- und Eisrissen seine Lebensgeschichte.

Eine solche Entwickelung der Individualität tritt so stark nur bei der Eiche, einem so zu sagen höchst aristokratischen oder heroischen Baume hervor. Bei den Buchen, und noch mehr bei den Pappeln sehen sich alle Individuen weit mehr ähnlich.

Wenn man sich recht hinein vertieft, giebt es kaum etwas Ergreifenderes in der Natur als so einen alten Eichbaum, der tausend Jahre hindurch den Stürmen und Wettern getrotzt hat. Wie alte Krieger sind sie mit vielen Wunden und Narben, welche die Elemente ihnen schlugen, bedeckt.

Die schlimmsten dieser Wunden sind die sogenannten „Eisrisse“, die besonders auf der südlichen Seite entstehen, wenn dort die erste Märzsonne den Baum beschien, die Säfte aus den Wurzeln in die Höhe trieb, und diese dann in den kalten Nächten wieder gefroren und mit Krachen den Baum spalteten.

Große mächtige Wulste von Rindenmasse haben sich oft längs dieser Spalten hin aufgehäuft, indem sie versuchten dieselben wieder zu schließen.

Wenn in der Jugend durch irgend eine Verletzung eine Unregelmäßigkeit in der Entwickelung des Baumes und im Lauf der Säfte veranlaßt wurde, — vielleicht war es ein Hirsch, der zur Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts den Baum verwundete, da entstanden Warzen und Knoten. Zehn Jahrhunderte legten die Säfte jedes Jahr ihr Zellengewebe unregelmäßig pulsirend in dieser Warze nieder und es entstanden daraus so schreckhafte und mächtige Auswüchse, daß die an Bardulphs Nase, die Shakespeare beschrieb, Nichts dagegen sind.

„Jahrhunderte braucht die Eiche zu ihrer Entwickelung, und eben so zieht sich auch wieder ihr Absterben und ihr Verfall durch Jahrhunderte hin“, so sagt ein Geschichtschreiber der Eiche. Ja, aber auch jeder einzelne jener colossalen Risse, Warzen, Narben und Knoten in der Haut der Eichen, hat eine Geschichte von Jahrhunderten. Daß Jupiters blitzender Vogel vorzugsweise gern auf den Eichen nistet, davon zeugt hier fast jeder Baum. Denn es ist fast keiner da, dessen Krone nicht mehrfach von den Blitzen angegriffen und zersplittert wurde. Die alten nackten Aststumpfen starren bleich und todt mitten in das frische Grün der gesunden Aeste hinaus. Zuweilen ist Fäulniß in diese unverbundenen Wunden eingedrungen und hat dann vom Gipfel aus auch wohl den ganzen Baum ausgehöhlt. Manchmal sind nur die Aeste hohl und

schießen mit ihren weiten schwarzen Schlünden gerade aus dem Baum hervor wie große Achtundsechszig-Pfünder.

Da der allmähliche Verfall dieser Eichen sich eben so durch Jahrhunderte hinschleppt, wie ihre Entfaltung, so hat eigentlich jede Narbe, jede Warze, jede Höhlung, jeder Splitterstumpf seine hundertjährige Geschichte. Und dieß gewahrt man auch bald, wenn man die Gegenstände näher untersucht. Die Ränder der Höhlungen sind so dick angeschwollen, die Rillen und Furchen in der Rinde so tief und die krausen Rippen oder Knorren der Rinde sind so knochig hart, so versteinert, daß man wohl sieht, wie dieß Alles nur im Laufe langer Zeiten so werden konnte. Unter manchen Bäumen liegen noch, im Moose und in den Kräutern begraben, die modernden Trümmer dicker Aeste, die einst vielleicht zur Zeit des dreißigjährigen Krieges oder früher der Blitz vom Baum herab splitterte und die seitdem dort Niemand angerührt hat. Bei einigen Bäumen standen große Aeste, die mit der Spitze heruntergesaust waren, tief in den Boden eingerammt. Ich hielt sie zuweilen für ausgegangene alte Bäume und erinnerte mich dabei der von den Felsen und aus den gefrorenen Wasserfällen in der Schweiz niedergeschlagenden Eissäulen, die auch mitunter so in dem Erdreiche stecken bleiben.

Auch aus den schwarzen weitklaffenden Höhlen des Baumes, die wieder von den Rahmen dick aufgeschwollener Rinden eingefaßt sind, dämmern dir verflossenen Jahrhunderte entgegen. Denn es blühte

manches Menschengeschlecht darüber auf, und starb auch manches wieder darüber hin, bis der Knochenfraß sich hineinbohrte und allmählig unter beständigem Kampfe mit dem nachdringenden gesunden Safte das Ganze so malerisch aushöhlte, wie es sich jetzt dem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. — In diesen Höhlen nisten die Eulen und anderes Nachtgethier. Auch die wilde — oder verwilderte? — Katze soll, wie wenigstens Pastor Muhle, der fleißige Topograph des Kirchspiels Hude behauptet, noch zuweilen in diesen Höhlen hausen. Unter den Wurzeln solcher alten morschen Bäume haben Füchse, Marder und Dachse ihren Bau angelegt, und ich sah einige, bei denen diese Thiere ganze Hügel alten modrigen Eichen-Mulms hervorgekratzt hatten.

Einige der alten morschen Baum-Ruinen waren in einen Mantel von Moos und Epheuranken eingehüllt. Ich sah eine, wo in dem breiten Zwischenraume zwischen zwei mächtigen Aesten ein kleiner Naturgarten angelegt war. Das faulende Moos hatte dort ein Stück fruchtbaren Bodens gebildet, und darin waren große Farrenkräuter und andere Pflanzen aufgewachsen, die aus dem hohen Baume herabwinkten.

Manche alte Bäume sind so weit herabgekommen, verstoben und verflogen, daß nichts von ihnen mehr aufrecht steht als ein niedriger hohler Stumpf. Ich sah einen solchen halbirten, auf der einen Seite ganz offenen und dabei etwas übergeneigten Stumpf, der den Anblick einer rohen Hütte gewährte. Er war auch, wie man aus dem Kohlenreste und der beräu-

cherten Oberfläche schließen konnte, von den Waldleuten wirklich als Hütte benutzt worden. Eine Fülle wilden Rosengebüsches hielt den Stumpf von außen umfangen und die schönen blüthenreichen Zweige fielen über den Rand in das dunkle Innere der Hütte wie blumige Hauslaternen hinein. Es war eine der ansprechendsten Waldstudien, die ich für einen Maler gesehen habe. — Der Halbzirkel des Stumpfs maß über 17 Fuß. Die ganze Eiche mochte also nahe an 40 Fuß gehabt haben. Vielleicht muß man eben unter diesen Stümpfen, die wie Grabmonumente dastehen, die allerältesten Bäume des ganzen Waldes suchen. Da aber alle Holzjahresringe fast bis auf die Rinde weggefressen sind, so giebt es kein Mittel ihr Alter zu bestimmen.

Uebrigens sind jetzt die ältesten Eichen des Haßbrook fast alle hohl, und dieß ist es auch, was ihren Fortbestand am gründlichsten sichert. Außer für den Naturfreund haben sie glücklicher Weise für Niemand mehr Werth. Die Winde und Stürme sind jetzt ihre schlimmsten Feinde, und daher glaube ich auch, daß die, welche man jetzt — allerdings in guter Absicht — und aus ästhetischen Rücksichten aus dem Walddickicht herausgearbeitet, und denen man freie Plätze, wo die Winde tapfer einfassen können, verschafft hat, zuerst fallen werden.

Vor einiger Zeit wurde so einer der alten hohlen Riesen vom Winde umgeworfen, und es ereignete sich dabei eine sehr sonderbare Geschichte, die zugleich wieder geeignet ist, einen Begriff von der Größe dieser

alten Haßbrooker Bäume zu geben. Eine von den Kühen der Bauern, die seit alten Zeiten Weiderecht im Walde üben, war bei dieser umgestürzten Eiche vorüberpassirt und hatte in die weitklaffende Höhlung derselben am Wurzelende hineingeblickt. Sie war in dieselbe eingetreten, vermuthlich in der Absicht Schutz vor einem Unwetter zu suchen. Die Hörner voran war sie etwas tiefer, als sie sollte, in die Höhle eingedrungen, vielleicht von einigen dort im Verborgenen grünenden vegetabilischen Leckerbissen verlockt, und war endlich, da das Loch enger wurde mit ihren unbehülflichen Gliedern in dem modrigen Holze stecken geblieben. Durch einen Versuch zu einer rückgängigen Bewegung hätte sie sich freilich leicht wieder befreien können. Da aber der Baum bis ans andere Ende hohl war und das Thier das nahe Loch und Licht vor sich sah, während es nicht hinter sich blicken konnte, so strebte es dem Lichte nach, und auf den Knien rutschend und mit den Hörnern bohrend kam es so immer tiefer in das faule Holz hinein und steckte endlich darin fest wie der Bär in der Falle. Schon mehrere Tage hatte „Hans Jürgen", der Eigenthümer seine Braune vermißt, und sie überall vergebens im Walde gesucht. Am dritten Tage endlich setzte er sich nach abermals erfolgloser Jagd müde und matt und ganz verzweiflungsvoll auf der alten umgestürzten Eiche hin. Er steckte sich sein Pfeifchen an, rauchte und seufzte dazu: „Wo in aller Welt mag doch meine Braune sein?" — Da auf ein Mal fing es in dem alten Baumstamme unter ihm an zu rumoren, wie um Mitter-

nacht in den Ruinen eines alten Schlosses, und die Wände des Baumes erbebten. Hans Jürgen wußte nicht wie ihm geschah. Er dachte an Gespenster, an Waldmännchen, an Bären, an Gott weiß was sonst noch für schreckliche Dinge. Er glaubte die alte Eiche wollte mit ihm zusammenbrechen, und hurtig sprang er von seinem hohen Sitz herab ins Moos, um Reißaus zu nehmen. Kaum war er indeß ein Paar Schritte gelaufen so hielt er wieder an, denn er hatte ein dumpfes Seufzen und Brüllen vernommen, daß ihm so bekannt vorkam. Er glaubte nun die leibhaftige Stimme seiner Braunen zu erkennen. Endlich lugte er in den hohlen Baum hinein, und siehe! da erblickte er, — er war so froh wie Frau Magdalis — sein armes Thier in dem modrigen Holze eingeklemmt, und — leider in verkehrter Richtung — nach Freiheit zappelnd. In seiner Freude kroch er seiner Braunen nach, ergriff sie beim Beine und wollte ihr auf die rechte Spur verhelfen und zu einer rückgängigen Bewegung veranlassen. Allein dazu wollte sich die Kuh bei Leibe nicht bequemen. Sie riß sich los, schlug hinten aus, und drängte nach vorne, wo sie, wie gesagt, Licht und Rettung vor sich sah, während sie hinter sich die Finsterniß des Orkus zu haben glaubte. Keine Gewalt der Erde hätte sie in dieser Richtung ganz und heil wieder ans Tageslicht geschafft. Hans Jürgen eilte zu seinen Nachbarn und zu den Holzknechten um Hülfe, und die Rathsversammlung dieser guten Leute entschied endlich, daß nichts übrig bleibe als die Eiche zu zerhacken und zu zersägen, und

so das Thier zu befreien, was dann endlich auch geschehen mußte.

Unter allen Eichen von Haßbrook scheint mir jedenfalls die, welche der Königin von Griechenland gewidmet ist, oder welche jetzt in der offiziellen Sprache „die Amalien-Eiche“ genannt wird, die mächtigste und zugleich die schönste. Sie beschattet mit ihrer breiten Krone einen großen anmuthigen Wiesenplatz. Jeder ihrer vielen Hauptäste ist so dick, daß er für sich allein aufgestellt, einen stattlichen Baum abgeben würde. Sie bilden mit ihren zahllosen in und umeinander verschlungenen Nebenzweigen eine wundervolle und mächtige Kuppel. Das Laub war so reich und frisch wie bei dem jugendlichsten Baume. Sie war damit geschmückt wie ein Greis mit dem hellfarbigsten und reichsten Lockenwuchse.

Meine Leute sagten mir, daß diese alte Eiche im Herbste eine größern Mast (Eicheln-Früchte) gäbe, als irgend ein anderer Baum im Walde. Sie wollten überhaupt die Bemerkung gemacht haben, daß die alten Eichen mehr „Mast“ trügen als die jungen, als ob sie noch kurz vor ihrem Tode noch ein Mal alle ihre Kräfte zusammen nähmen und besonders eifrig für das Fortpflanzungsgeschäft sorgen wollten. Die Amalien-Eiche hat ein Paar Fuß über dem Boden 34 Fuß im Umkreise. Und sie hat das Eigenthümliche, daß sie sich von da aus nicht nach oben hin verjüngt. In einer Höhe von 25 Fuß, dicht unter dem Punkte wo sie in Aesten auseinandergeht, ist sie vielmehr noch merklich stärker und hat daselbst

wohl 12 Fuß im Durchmesser. Ihr Stamm giebt daher die Figur einer eleganten Vase mit in der Mitte zusammengeschnürter Taille. Meine guten Waldleute kannten zwar den königlichen Namen der Eiche. Einer von ihnen hatte die Königin von Griechenland selbst ein Mal hier gesehen. Aber unter sich, sagten sie mir, bezeichneten sie den Baum doch gewöhnlich nur als: „de dicke Eeke an der Kleirie bi Peter Hagen sinen Hame“ (d. h. die dicke Eiche am Lehmgraben bei Peter Hagen seiner Wiese). „Vor'n Leefhebber to besehn“, sagten sie, „is dit de mojeste Eeke in de Brook“ (für einen Liebhaber zu besehen ist dieß die schönste Eiche im ganzen Bruche).

Meine ehrlichen Holzknechte kannten auch den edlen Sprößling des Hauses Habsburg, den Erzherzog Stephan, der oft hier in diesen nördlichen Gegenden erscheint und mit seinem Freunde dem Großherzoge von Oldenburg jagt. Es war mir interessant das Lob dieses süddeutschen an der Donau so beliebten Prinzen hier in den nördlichen Wäldern aus dem Munde aller Leute zu vernehmen. Ich war nur neugierig, wie sie sich mit ihm verständigt haben möchten und fragte meinem niedersassischen Waldbruder darüber. „Ja“, sagte er, „de Prinz Stephan de kan up mehrerlei Art spreken, Hochdietsch un ock Plattdietsch, man wenn he up sin eegene Taal proatjet, dat kön wi nich verstohn“ (der Prinz Stephan kann auf mehrerlei Art sprechen, Hochdeutsch und auch Plattdeutsch. Aber freilich, wenn er in seiner eigenen

Sprache spricht — er meinte wenn er Wiänerisch spräche — das können wir nicht verstehen). —

Auch noch eine andre dieser Eichen zu der mich meine Leute brachten, führte meine Gedanken in die Oestreichischen Berge zurück, nämlich die „Friederiken-Eiche“, welche der Oldenburgischen Prinzessin Friederike zu Ehren genannt wurde, einer hohen Dame, die mit dem Geliebten ihrer Wahl, einem Herrn Washington, jetzt in den Hochthälern von Steiermark, fern von den Höfen und Fürsten-Residenzen ein einsames Gebirgsleben führt. Dieser ebenfalls bewundernswürdige Baum geht in 4 Aesten auseinander, die seine Krone bilden und deren jeder 4 Fuß im Umfange hat.

So war ich denn schon ziemlich mit allen Haupt-Eichen des Haßbrook bekannt, als ich endlich bei der in der Mitte des Waldes gelegenen freundlichen Oberförsterei anlangte. Hier belohnte und entließ ich mein treues Gefolge von Holzknechten und Wald-Nymphen und trat dann bei dem trefflichen Oberförster ein, der die Angelegenheiten dieses merkwürdigen Geheges schon seit 30 Jahren verwaltet und leitet, und der mich auf das gastlichste in seiner ländlichen Wohnung willkommen hieß. Ich war sehr begierig, bei ihm etwas Authentisches über das Alter seiner Bäume zu erfahren.

Und er erzählte mir denn, daß er ein Mal, als eine sehr große Eiche gefällt worden sei, den Stumpf derselben habe glatt hobeln lassen, um die Jahresringe bequem zählen zu können. Mit bloßen Augen, sagte er, habe er 600 Ringe gezählt, d. h. also bis in das Jahrhundert Kaiser Friedrichs des Zweiten

zurück, und dann noch 200 Jahre mit der Loupe d. h. also bis auf den Jahresring Kaiser Heinrich des Finklers zurück. Er sagte mir er habe viele Zeit, mehrere Tage, bei dieser Operation zugebracht, habe seine damals noch scharfen Augen sowohl als auch seine Loupe dabei zu Hülfe genommen und habe nichts desto weniger oft Mühe genug gehabt auszumachen, ob er eine kleine Nuance in der Holzfarbe als einen Ring anzunehmen habe oder nicht. Um nicht irre zu gehen und zuweilen revidiren zu können, habe er die ausgemachten Zehner und Hunderte mit Nadeln von verschiedener Größe bezeichnet. Er fand dabei besonders in der innern oder ältern Holzmasse Jahresringe, die einen kleinen Finger stark, und andere die kaum eine Linie breit waren. Nach den 800 gezählten Jahresringen gab es noch eine ganze Partie Holz, in welchem man die Ringe nicht mehr zählen, sondern nur berechnen konnte. Und nach Zählung und Berechnung zusammen hätte sich nach seinem Dafürhalten das Alter der besagten Eiche auf ein Minimum von 1100 Jahre herausgestellt. Ich sage auf ein „Minimum“, denn die Eiche war noch dazu inwendig hohl und in ihren innersten ältesten Theilen zerstört gewesen, die man weil sie nicht gezählt und nur ganz oberflächlich berechnet werden konnten, gar nicht in Anschlag brachte. Der treffliche Oberförster theilte mir auch einen Auszug aus den Papieren seines Archivs mit, worin in einem offiziellen Berichte zu lesen war, daß sich „bei m e h r e n gefällten Eichen ein Alter nach Zählung und Berechnung auf zwischen

1000, 1100 Jahre erwiesen habe, obgleich anzunehmen sein dürfe, daß einige unter ihnen das Alter von 1100 Jahre überschritten hätten". — Diese 1100 Jahre bringen uns schon weit über alle Thurm- und Kirchenstiftungen von Oldenburg, Hamburg und Bremen hinaus und 40 Jahre hinter das Weihnachtsfest zurück, an welchem Karl d. Gr. in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Es frägt sich daher ob wir in Deutschland noch irgend welche andere lebende Wesen oder wenigstens Säfte treibende und Früchte tragende Organismen besitzen, von denen ein Gleiches nachgewiesen werden kann. Die 1100 Jahre aber sind wieder nur ein Minimum, das die vorsichtigen Förster, so weit sie mit voller Sicherheit in die Zeiten hinauszutasten wagen, in ihren offiziellen Berichten annehmen. Die gemeine Meinung der Leute aus der Umgegend geht mit dem Alter der Haßbrooker Eichen noch viel weiter. Sie nehmen es als unzweifelhaft an, daß ihre Bäume schon den Kukuk, der zur Zeit der Römer im Haßbrook geschrieen habe, vernommen und bereits zur Zeit von Christi Geburt an ihrem jetzigem Platze gestanden hätten. Dieß mag namentlich von solchen alten von wilden Rosen überzogenen hohlen Stümpfen gelten, wie ich deren oben einen beschrieb. Welche Triebkraft, welcher wunderbare Lebenskeim in einer kleinen Eichel, aus der doch ursprünglich alle diese Jahrtausende hindurch fortwirkende Impulse wie ein mächtiger Strom aus seiner klaren Quelle hervorgingen! — Ein wahrer Methusalem in der Wiege, ein Herkuleskind in einer Nußschaale!

Sollten nicht Botaniker, und Meteorologen und selbst auch Historiker noch Manches aus diesen alten Eichen von Haßbrook herauslesen können? Haben wir in ihnen nicht gewissermaßen Natur-Obelisken vor Augen, die in ihren Jahresringen gleichsam wie mit Hieroglyphen bedeckt sind. Haben wir in Deutschland namentlich was meteorologische Geschichte betrifft irgend welche andere gleich sichere und gleich weitreichende und zusammenhängende Zeugnisse, wie diese hölzernen Dokumente einer solchen dicken Eiche, die bekanntlich in kalten und magern Jahren dünne, in warmen und üppigen Jahren dagegen breite Jahresringe absetzt? Der große Linnäus hat seiner Zeit ein Mal (im Jahre 1749) in dieser Beziehung eine Eiche kritisch durchgemustert und hat nach ihren Jahresringen die Jahre eines frühern Säkulums in besonders fette, in besonders magere und in gewöhnliche classificirt. Wie interessant wäre es wenn wir Durchschnitte tausendjähriger Eichen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und Europas mit einander vergleichen könnten und dabei vielleicht eine Uebereinstimmung fänden. Ich muß mich wundern, daß ich hier im Walde von Haßbrook so vieles zwar von Malern, so weniges aber von hier hereilenden Naturkundigen hörte. Und doch werden hier beständig noch alte tausendjährige Riesen beseitigt, und zerhackt, deren genauere Untersuchung einem solchen Naturkundigen, däucht mich, höchst interessant sein müsste, von denen indeß keiner irgend welche Notiz nimmt. Selbst einer meiner bäurischen Begleiter im Walde erzählte mir, daß er noch

kürzlich eine mächtige und bis in ihren Kern gesunde Eiche erster Klasse, eine von jenen „Zehnfüßern“, für 100 Thaler gekauft, umgehauen und verhandelt habe.

Mein Oberförster, der gewahrte, ein wie großes Interesse mir seine alten Bäume einflößten und wie ich gar nicht satt werden konnte immer mehre von ihnen zu sehen, führte mich nachträglich noch zu einer sehr wilden und versteckten Abtheilung seines Waldes, in welcher noch eine ganze Partie solcher alter Methusalems-Eichen bei einander standen, noch ganz unberührt von der „Durchforstung“ und der reformirenden und putzenden Hand eines Schülers von Cotta, ganz so wie sie seit Karls des Großen Zeiten im Dickicht und im Sumpfe aufgewachsen waren. Auch diese Gruppe konnte ich wieder nicht betrachten, ohne viel Neues an ihnen zu beobachten. Einige darunter waren wirklich ganz ausgezeichnet durch ihre labyrinthischen Gliederverschlingungen und ihre phantastischen Zweig-Gruppen. Ihre Aeste sprangen zuweilen eine Strecke weit gerade in die Luft hinaus und bogen dann plötzlich ganz capriciös mit einem Knie nach unten herum, wie die Beine eines gallopirenden Pferdes. Ich glaubte manch Mal in diesen gegen einander angallopirenden Bäumen die berühmte Stiergruppe des Alterthums in Holz verwandelt vor mir zu haben. Alle Glieder so mächtig, alles so muskulös und in jeder angeschwollenen Ader ein solcher Ausdruck von Kraft, als wäre ich von lauter vegetabilischen Michel Angelo's oder von lauter Farnesischen Hercules umgeben, die wie Apollos Daphne

sich in Laub und Pflanzen verwandelt hätten. Wie müßte Salvator Rosa sich hier im Haßbrook ergötzt haben, der in seinem an alten Eichen armen Italien gewiß nie etwas Aehnliches gesehen hat. Die Höhlen einiger dieser Eichen gähnten wie finstere Burgverließe, und in dem hohlen Aste der einen konnte ich hoch hinaufsehen, wie durch einen Schorrstein. Vor einer dieser Baumhöhlen sah ich einen alten Rindenlappen herabhängen. Er war eine Elle breit, mehrere Zoll dick, steif wie ein Stein, und rings herum abgerundet und dabei etwas gekrümmt. Auch dieser alte Lappen hing gewiß schon einige Jahrhunderte so da. Ich habe ihn ganz ackurat ebenso auf dem herrlichen Bilde von den Sieben Raben von Schwind wieder gefunden, auf dem er in die Eichenhöhle herabhängt, in welcher die spinnende Märchen-Prinzessin sitzt. Ich denke mir Schwind muß auch im Haßbrook gewesen sein und hier die Motive zu der Eichenpartie in seinem Märchengemälde gefunden haben. — Einige der hohlen alten, in der Mitte abgebrochenen Zweige stehen wie gähnende sechszigpfündige Kanonen aus dem Stamme heraus, kleinere dürre Aeste starren einem wie Hellebarden und Spieße entgegen. Es ist als wenn die Natur hier Festungsspiel spielte. Auch den Donnerer Jupiter dem sie, wie ich sagte, geweiht waren, scheinen die Eichen zuweilen nachahmen zu wollen. Viele ihrer Zweige fahren im brüchigen Zickzack aus dem Stamme heraus, wie die Blitze aus dem Donnerkeile des Zeus. Zuweilen könnte einem bei ihnen um Mitternacht und im dämmerigen Mon-

denlicht ganz unheimlich zu Muthe werden. Denn einige sind so voll von kahlen rindenlosen und vielfach verbogenen und verbrochenen Zweigen, daß man sich einbilden könnte, sie seien mit riesigen Knochengerippen, mit todten Köpfen von Menschen oder Pferden behangen. —

Einstmals kam der treffliche Oberförster mit seinen Begleitern und Leuten vor einer diesen von den Jahrhunderten gekenntzeichneten Eichen an. Sie waren mit Meßketten und Aexten versehen auf einer Expedition zur Revision, Reformirung und Lichtung des Waldes begriffen, und wollten alle Bäume weghauen, die ihnen im Wege standen. Da befanden sie sich auf ein Mal angesichts einer jener bemoosten, von den heidnischen Vorfahren der Germanen noch heilig gehaltenen, von den Stürmen und Gewittern verflossener Jahrhunderte mißhandelten und doch noch aufrechtstehenden Eichen, deren runzlichte Stirn noch mit den Locken frischen Laubes bekränzt war und die noch ihre dürren Hände und ihre knochigen Schultern den Vögeln unserer Tage zum Nisten darbot. Der Oberförster hob seine Hand auf, um auch sie mit einem Kreuze zu kerben, und als für den Untergang und die Beseitigung bestimmt zu zeichnen. Doch er hielt inne, er blickte sich das uralte ehrwürdige Ding an. Er wurde von dem Anblick ergriffen. Wie Napoleon bei den Pyramiden zu seinen Kriegern, so sprach der gute alte Oberförster von Haßbrook zu seinen Holzknechten: „Kinder! von den Gipfeln dieser Monumente blicken die Vorzeiten

auf uns hernieder“. Darauf nahm er seinen Hut ab und auch alle die Holzknechte zogen ihre Mützen herunter begrüßten den alten Baum, begnadigten ihn, und gingen mit ihrer Meßkette ihm aus dem Wege.

Zum Schluß mag ich übrigens noch bemerken, daß es im Haßbrook neben den „dicken Eeken“ auch noch andere sehr interessante Wald-Produkte giebt. Namentlich gehören dahin die dort ebenfalls zahlreich vorhandenen alten Hainbuchen. Man kann diesen merkwürdigen Baum schwerlich anderswo von stattlicherer Entwickelung sehen. Sie stehen hier überall mit den Eichen untermischt, und bilden in ihrem so ganz verschiedenen Wachsthume sehr malerisch contrastirende Gruppen mit ihnen. Sie haben ebenfalls in ihrer Art mächtige Dimensionen und ein hohes Alter erreicht, und rivalisiren mit den Eichen in graziöser Bekränzung mit wilden Rosen, Epheu und andern Schlinggewächsen, die sich an die Hainbuche besonders gern und häufig anzuschließen scheinen. Doch es würde mich wohl zu weit führen, wenn ich mich hier auch noch auf die Ausführung von Hainbuchen-Bildern einlassen wollte. Ich will sie daher lieber unsern Willers und Prellers überlassen, die in diesem nördlichen Sumpfe noch immer neue „Spuren der Gottheit“, auffinden mögen. —

VIII. Die Buchen und die Reiher-Forste im Walde „Stühe" im Oldenburgischen.

Erklärung des Wortes „Stühe". — Annäherung zum Walde. — „Poyeken sin Hinrich". — Der Hollunderbusch in den norddeutschen Bauer-Gehöften. — Die „Friesen-Eiche". — Die Königs-Buchen des „Stühe". — Ihr Nutzen im Schiffbau und ihr Schicksal auf dem Ocean. — Vögelleben im Walde. — Die Reiher-Colonien am Rande der Marschen. — Die Wirthschaft in einem „Reiher-Stande". — Jagdrevier der alten Reiher, Abzug der Jungen. — Kriege der Reiher mit den Raben und Falken. — Alte Reiher-Beize, und heutige Reiher-Jagden. — Auflösung einer Reiher-Colonie im Sommer. —

„Stüh-Busch" (plattdeutsch Stübusk oder Stubbusk) nennt man in vielen Theilen Niedersachsens ein niedriges Gebüsch von Eichen, Buchen oder anderen Bäumen, die man zu allerlei Gebrauch hart an den Wurzeln abschneidet und die dann aus den Wurzelstumpfen (Stubben) wieder ausschlagen. Vielleicht hat daher der sogenannte „Stühe", ein Wald im Herzogthum Oldenburg, seinen Namen erhalten, obgleich derselbe jetzt mehr hohe Bäume als niedrige Gebüsche enthält. Auch in Holstein unweit Lübeck giebt es einen Wald, der den Eigennamen „Stühe" trägt. —

Der Oldenburger „Stühe“ liegt in der Mitte zwischen Bremen und Oldenburg, von der Station Falkenburg aus südwärts ins Land hinein.

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage in diese Gegend kam, gab man mir in dem letztgenannten Flecken einen Führer dahin, einen jungen Menschen, den die Leute im Orte „Poyeken sinen Hinrich“ nannten weil er der gewöhnliche Begleiter eines Herrn aus der Nachbarschaft auf der Jagd zu sein pflegte.

„Poyeken sin Hinrich“ führte mich auf allerlei Kreuz- und Querwegen durch und neben einer Reihe von Dörfern hin, die alle sehr freundlich aussahen und von schönen Eichenhainen und von reichen Feldmarken umgeben waren. Wenn ich diese hübschen Dörfer unseres nördlichen Deutschlands, in denen die Gehöfte so locker und bequem zusammengewebt sind, in denen jedes Haus mit so frischem Grün, mit üppigen Wiesen, mit so lebendigen Hecken umgeben, und von einem so hohen und luftigen Gewölbe von Eichen überdeckt ist, wo unter dem Eichendach überall in den malerischesten Positionen eine Menge von Hollunderbüschen vertheilt ist, die jetzt eben von oben bis unten mit einer Fülle von Blüthen bekleidet waren und lieblich wie die Chinesische Theestaude, nur stärker als diese, dufteten, — „Theeblume“ nennen sie auch die hiesigen Bewohner — die mannigfaltige und fast immer durch Anmuth überraschende Gruppirung des Gezweiges und der Blüthenfülle in diesem Lieblingsbaume unserer Bauern, der sich überall den Wohnungen eng und traulich anschließt, hier ein niederes

Fenster einrahmt, dort auf ein graues Strohdach seine Blüthenkuppel hinaufwirft, dort wieder sich graciös wie ein von der Natur gebauter Blätter- und Blumenbogen über eine Pforte zum Willkommen wölbt, ist so groß, daß ein niederdeutscher Maler in einem eigenen, dem Hollunder gewidmeten Studien- und Skizzenbuche schon längst sein Lob hätte singen und uns ein sehr willkommenes und hübsches Werk hätte geben können — wenn ich, so sagte ich, diese ächt ländlichen Dörfer durchwandere, so denke ich mir oft, wie schön, ja wie zauberisch dieß wohl Alles ein Tyroler, ein Steier oder sonst ein auf felsigen Gebirgsstegen „kraxelnder" Alpenbewohner finden würde. Es sind dieselben Scenen und Gegenden, durch deren Darstellung ein Ruysdal und Hobbema ewigen Ruhm erlangt haben. Aber ich finde, das diese Ruysdals und Hobbema's zu wenig Schüler und Nachfolger hinterlassen haben. Denn fast alle unsere heutigen Maler eilen den Alpen zu und der künstlerische Reichthum unserer norddeutschen Landschaft liegt noch vielfach unausgebeutet da.

Schon von weitem sahen wir, „Poyeken sin Hinnerk" und ich, wenn unser Weg auf ein freies Feld hinaus führte, das Ziel unseres Strebens, den genannten hohen Wald im Nebeldunste des Horizontes liegen. Ich glaubte anfänglich immer ein belaubtes Gebirge oder Gehügel vor mir zu haben, bis mein Führer mir zeigte, daß es nichts weiter sei, als die dichten Laubkuppeln der 130 Fuß hohen Buchen des „Stühe", die, obwohl sie mitten in der Ebene standen,

den Anschein von Bergen oder Hügeln gewährten, besonders wenn Dünste ihre Umrisse noch ein wenig verschmolzen und vielleicht durch optische Täuschung erweiterten. So vertreten in der Landschaft dieser unserer Ebenen oft die Hochwälder die Stelle der Gebirge.

Endlich kamen wir am Rande des Waldes an und traten unter das Dach des gastfreundlichen Försters, der dort ein einsames und bescheidenes Strohhäuschen bewohnte, und der mich alsbald unter dem Arme nahm, mir die Wunder seines Reviers zu zeigen. Wie alle größeren Waldungen, besteht der „Stühe“ aus mancherlei Partieen und Abtheilungen. Wir gingen auf grasigen und moosigen Waldwegen durch „Büchenkämpe“ und „Föhrenkämpe“, durch verschiedene „alte Bestände“ von jüngst angepflanzten Tannenbäumen. In einer Partie des Waldes statteten wir auch unterweges einer uralten Eiche einen Besuch ab, die an Alter, Dicke und Höhe mit den berühmten Eichen von Haßbrook rivalisiren konnte. Sie ist unter dem Namen der „Friesen-Eiche“ bekannt, und wird so geheißen, weil die sogenannten „Hollandsgänger“, die Bauerknechte aus dem Innern der Hannoverschen Haiden, die in der Erndtezeit zum Mähen nach Holland und Friesland wandern, und die man hier auch wohl kurzweg „Friesen“ nennt, unter ihrem Schutze Station zu machen pflegen. —

Die „Friesen-Eiche des Stühe ist eine der schönsten Bäume, die ich je gesehen habe, und sie macht selbst, nachdem man die Riesen von Haßbrook besuchte,

noch einen mächtigen Eindruck. Sie hat über 25 Fuß im Umfang und steht kerzengerade wie eine Königin da. Ihr Stamm steigt hoch empor und ist bis zu den äußersten Blätterspitzen wohl 85 Fuß hoch. Er ringelt sich in einer gewaltigen Ast-Krone, wie das Schlangenhaupt der Gorgone auseinander. Und das ganze herrliche Urwald-Monument ist noch ziemlich unversehrt, obwohl die Franzosen zur Zeit ihrer Herrschaft in unserm Vaterlande dieser guten alten deutschen Eiche viele „Krümmlinge" für Schiffsbauzwecke herausgesägt und geroubt haben sollen. Sie hat es aber überwunden, hat die Lücken mit neuem Laube ausgefüllt und giebt jetzt wieder ein sehr befriedigendes und vollständiges Bild. Sie ist indeß im Stühe die einzige ihrer Art. Denn die Hauptforce dieses Waldes besteht, wie gesagt, in seinen mächtigen Buchen, und diese dulden nicht leicht eine Eiche unter sich. Die Buche strebt nach einem „reinen Bestande" d. h. sie will nur mit Buchen sich vergesellschaften und gedeihen, und da sie meistens höher emporschießt, so drückt und drängt sie die Eiche unter sich fort. Der Glanzpunkt des „Stühe" ist eine Buchen-Partie, die wir an seinem nördlichen Ende erreichten, und die in Höhe und Tadellosigkeit der Bäume in dem ganzen durch seine Buchen ausgezeichneten Norddeutschland ihres Gleichen sucht. Die berühmten sogenannten heiligen Hallen von Tarandt bei Dresden verschwinden dagegen in Nichts, und selbst in Holstein und Dänemark kann man nichts Schöneres finden. „Man kann se man eben to Kopp kiken, so risch un slank stoht se da",

hatte mir schon mein Hinrich gesagt, als er mir im Voraus den Wald beschrieb. — Und in der That, wir fanden den Anblick merkwürdig genug. Die Bäume sind im ganzen Bestande alle gleich alt, gleich hoch und stark. Ihre gesunden bis oben hin ganz nackten und zweiglosen Schäfte steigen wie mächtige Mastbäume zu einer Höhe von 120—130 Fuß empor. Sie stehen so ziemlich in gleichen Abständen und oben geht jeder von ihnen wie eine Palme in einer runden dichten Blätter- und Zweigkrone auseinander. Diese Kronen, die sich mit ihren Rändern unter einander berühren, bilden ein wunderschönes und großes Laubdach, und wenn man aus dem niedrigen Vorgehölze des Waldes kommt, glaubt man hier in der That in einen imposanten Naturtempel mit vielen hundert Säulen und zahllosen Laubkuppeln und Gewölben einzutreten. Doch sind diese prachtvollen Schäfte alle zu einem traurigen Loose bestimmt. Denn die Schiffbauer der Weser holen von ihnen ihre besten Kiele, und nachdem sie Jahrhunderte lang im grünen Walde ruhig gestanden und sich ihres Lebens gefreuet, werden sie entwurzelt und entzweigt und verfaulen dann im Seewasser oder zersplittern auf einer entlegenen Coralleninsel der Südsee oder des Indischen Oceans.

Wie unter den Schiffern der Umgegend durch seine Kiele, so ist der Stühe unter den Jägern durch seine Reiher berühmt. Es ist einer der größten Reiherstände weit und breit in Norddeutschland. Tausende dieser großen Vögel leben auf dem Dache dieses

Naturtempels. In einem Baume erblickt man oft mehr als ein halbes Dutzend ihrer großen Nester, und wir vernahmen daher in diesen heiligen Naturhallen ein höchst unheiliges Geschrei und Gekrächz jener unmusikalischen aber merkwürdigen Vögel.

Der „Stühe" liegt von dem Rande der Geest und von der Weser und ihren Marschen nur wenige Stunden entfernt. Namentlich breitet sich die große Marsch des aus der deutschen Geschichte berühmten Stedinger-Landes am Fuße jenes benachbarten Geest-randes aus. In diesen Marschen findet sich Alles, was ein Fischreiher für sich und seine Jungen bedarf, Fische in Fülle, Frösche, Kröten und andere Wasser-geschöpfe in allen Gräben. Es hat daher auch schon seit uralten Zeiten in den Gehölzen in der Nachbar-schaft des Stedinger-Landes eine Colonie von Reihern gegeben, die von den Bäumen der hohen Geest aus die sumpfigen Niederungen überwacht und wie Raub-ritter ausgeplündert haben. Doch hat diese Colonie, die sich für die Ausbeutung des Stedinger-Landes alle Frühlinge aus Italien, aus Egypten oder aus andern südlichen Ländern, in denen sie überwintern mögen, zusammen findet, im Laufe der Zeiten schon ver-schiedentlich ihre Lokalität verändert. Der Reiher nimmt zu seinen Ansiedelungen immer möglichst hohe Positionen, wo ihm ein freier Umblick gewährt ist. In einer Gegend, die keine anderen Erhabenheiten als die der Baumgipfel darbietet, weiß er die Höhe der Bäume sehr richtig abzuschätzen und wählt sich unter ihnen immer die höchsten, selbst wenn sie von

seinen Jagdrevieren ziemlich entlegen sein sollten. Die langbeinigen Raubritter des Stedinger-Landes horsteten zuletzt in einem ihrer Speisekammer (den Marschen) näher gelegenen Buchenwalde, unweit Kloster-Hude, der noch jetzt nach ihnen der „Reiherhorst“ heißt. Vor ich weiß nicht wie vielen Jahren wurden aber die schönen Buchen dieses Waldes „Reiherhorst“ umgehauen und in Schiffskiele verwandelt, und seitdem sind denn die Vögel mehr landeinwärts in den „Stühe“ gezogen und haben hier eine Colonie gebildet, die sich trotz Reiher-Jägern und Verfolgung, wie man mir sagte, noch jährlich vermehrt und vergrößert.

Da man die Reiher als den Wäldern und den Fischereien schädlich, in neuerer Zeit in Deutschland verfolgt hat, so sind ihre Colonien überall rarer und kleiner geworden.

Obgleich sich noch weit unterhalb des Stedinger-Landes frische und wasserreiche Marschen bis an's Meer hin erstrecken, und obgleich man daher überall auf dem sie begleitenden Geestrande Reihercolonien zu finden erwarten könnte, so giebt es deren doch nicht mehr, vielleicht weil da keine so hohen Buchenhaine, wie der Reiher sie liebt, zur Hand sind.

Im Herzogthume Oldenburg soll es nur noch eine gleich große Reihercolonie geben, und zwar im Norden bei der Stadt Jever, in der Nähe der Marschen der Herrschaft Kniephausen. Dort sind denn auch noch fast eben so schöne Eichen- und Buchenwaldungen, wie hier im Süden.

Die Jäger und Forstleute pflegen, nicht wie wohl

Laien thun, eine ganze Colonie von solchen Vögeln einen „Horst“ zu nennen. Vielmehr geben sie diesen Namen nur den einzelnen Nestern. Die ganze Colonie heißt in der correcten Sprache ein „Reiherstand“.

Manche kleine Reiherstände haben nur fünfzehn bis zwanzig „Horste“. Es giebt auch solche, sagt Naumann, der treffliche Geschichtschreiber unserer deutschen Vögel, „die hundert Nester und mehr zählen“. Dieser im „Stühe“ hatte wohl viele hunderte, und er war daher gewiß ein Reiherstand erster Classe.

Die Wirthschaft und der Lärm in dieser zahlreichen Ansiedlung war wirklich großartig und ungemein unterhaltend. Am Rande des Waldes sahen wir die großen Vögel einzeln oder zu zweien und zu dreien hoch hinausfliegen in ihr Jagdrevier. Sie wandten sich alle nach einer Richtung, ins Stedinger-Land, und beständig zogen auch einige, den Kropf gefüllt, von dort herbei. Es war ähnlich anzuschauen wie die hin- und herziehenden Insecten bei einem Bienenkorbe.

Die Jungen, die zur Zeit meines Besuches schon fast so groß wie die Alten waren und eben flügge zu werden drohten, standen aufrecht in den Nestern oder huckten neben denselben auf den Zweigen. Da saßen sie ganz still und regungslos wie egyptische Styliten, wahre Sinnbilder der Trägheit, bis die weithin schattenden Flügel ihrer heranziehenden Alten über dem Baume kreisten, und diese ihre Ankunft durch ein abscheulich krächzendes Geschrei, das aber den jungen

Rangen wie die schönste Tafelmusik klingen mochte, verkündeten. Darauf fuhr in die indolenten Styliten lauter Lust und Leben, sie klapperten mit den Flügeln, sperrten die Schnäbel auf, als hätten sie seit ein paar Wochen am Hungertuche genagt, und erwarteten ihre Ernährer mit einem Geschrei, das wo möglich noch widerlicher klang, als das der Aeltern selber. Darauf ging ein unbeschreibliches Gekose und Gegirre los, indem die Alten die Aale und die Hechte, und die Mäuse und die Kröten, die sie im Kropfe mitgebracht hatten, ihrer geliebten Brut in den gierigen Schlund hinabwürgten. — Die Naturhistoriker haben sich abgemüht, das rauhe, kreischende, fistulirende, weitschallende Geschrei der Reiher mit Buchstaben darzustellen. Sie sagen, es klinge wie „Kraik", „Chraik", zuweilen auch wie „Chräth" oder „Chrüth". Dies mag bei den Alten, welche sich schon den richtigen reinen Reiherton angeeignet haben, einigermaßen zutreffen. Aber welche Laute und Buchstaben soll man hinsetzen für die gurgelnden, falschtrompetenden, krächzenden, überschnappenden Töne, welche die Jungen hervorbringen, wenn sie erst buchstabiren und sich auf die reine classiche Reihersprache noch nicht eingeübt haben? Und wie arm ist erst gar unser menschliches Alphabet für alle die Nüancen der ganzen Katzenmusik eines solchen großen Reiherstandes, wo am Ende Jeder in seiner eigenen individuellen, bald tieferen, bald höheren Tonart zu trompeten und zu fistuliren scheint, eben so wie bei einem Froschconcerte oder wie bei einer Schaafheerde, bei der man die verschiedenen, eben

geborenen Lämmlein, und die Mutterschaafe und den alten graubärtigen Zuchtbock von einander unterscheidet!

Auf jedem Baume gab es solche Scenen und zwischen jeden zwei Bäumen, wo ein kleiner lichter Zwischenraum war, und wo man den hellen Himmel sehen konnte, da erblickten wir auch überall die kreisenden Figuren von ab- und zufliegenden oder mit ihren Nachbarn verkehrenden Reihern.

Dort oben möchte es — namentlich für Reiher — recht schön und poetisch sein, unten aber, wo wir neugierigen Menschen wanderten, war es zum Theil etwas schauerlich. Die unersättliche Gefräßigkeit und die rapide Verdauung der Reiher bringt unten auf dem Boden des Waldes die Schattenseite von der Poesie eines „Reiherstandes“ zu Wege. Es regnete und polterte beständig im Grase herab. Theils waren es die Abfälle der Atzung, welche beim Würgen der ungeschickten Jungen nicht an ihren Bestimmungsort kamen und nebenzu fielen, theils ihre weißen kalkigen Excremente. Das Gras, die Bäume, die Büsche, alles war van den letzten so dicht überzogen, als wären sie vom Maurer übertüncht. Sie sollen einen sehr schädlichen und zerstörenden Effekt auf die Vegetation üben. Von den reichlichen Brosamen, die unter die hohe Tafel eines solchen „Reiherstandes“ fallen, könnte sich noch manches andere Thierchen nähren. Man findet darunter allerlei Fische, Aale, Forellen, Barse, zuweilen auch Mäuse und man sagt sogar auch Ratten. Mitunter verschlucken die Reiher auch ganze lebendige Vögel,

z. B. junge Enten, welche, wenn die Jungen sie nicht auf einmal bemeistern können — das Zerbeißen und Zerlegen verstehen die Alten wohl nicht — dann ebenfalls unter die Bäume fallen. Die Waldarbeiter im Stühe behaupten, daß sie zuweilen wohl Hechte von $1\frac{1}{2}$ Pfund Schwere unter den Nestern gefunden haben, und es soll vorgekommen sein, daß man in dem Kropfe eines geschossenen Reihers 4—5 Mäuse entdeckte, was, wenn es wahr ist, dann einen Begriff von der Schlingsucht dieses Vogels geben kann.

Ueberall auch sahen wir die Schalen von Eiern reichlich unter den Bäumen verstreut. Und dieß waren wahrscheinlich die traurigen Testimonien vieler Balgereien und Kämpfe, welche die Reiher mit ihren zahlreichen Feinden zu bestehen hatten. Wie die Reiher vom Stühe das Stedinger-Land, so betrachten nämlich wieder andere Vögel den Reiherstand selbst als ihre Vorrathskammer und ihr Jagdrevier. Der Kormoran, der Kolkrabe und andere Vögel aus dem Rabengeschlechte, schließen sich den Reiherständen vorzugsweise gern an. Da sie kleiner und behender sind, als die langgegliederten Reiher, so kommen sie in dem Gezweige der Baumkronen besser fort, und können sich bei ihren Streitigkeiteu mit ihnen mancher Vortheile bedienen. Sie plündern ihre Nester, zerstören ihre Eier, ja vertreiben auch wohl eine Reiherfamilie aus ihrem Horste, um ihre eigenen Eier hineinzulegen. Und haben sie einmal ein solches Nest zu ihrer Residenz erobert, so bleiben sie dann auch wohl mitten unter ihren Feinden dort wohnen.

Die Hauptfeinde des Reihers sind — dies ist aus der Geschichte der Reiherbeizen bekannt genug — die Edelfalken und die Habichte, und erscheint einmal ein solcher hochschwebend über einem Stande, so giebt es einen gränzenlosen Allarm in der Colonie und die schreienden Reiher erfahren dann an sich selber den Todesschrecken, den sie ihrerseits zuweilen den jungen schnatternden Enten einjagen, wenn sie mit spitzigem Schnabel und breiten Flügeln ihnen zu Häupten kreisen.

Da die Reiherstände für den unparteiischen Beobachter zwar interessant, dem Forstmanne aber und auch dem Fischer nichts weniger als willkommen sind, so sucht man, wie gesagt, diesen großen Vogel jetzt überall auszurotten und stellt zu Zeiten große Reiherjagden an. So sollte denn auch damals im Walde „Stühe" in den nächsten Tagen eine solche Reiherjagd abgehalten werden und an einem äußerst anmuthigen Platze, der zum Rendezvous und Lager der Jäger bestimmt war, sahen wir schon einige Vorbereitungen gemacht. Auch waren bereits Einladungen an Jagdliebhaber in verschiedene benachbarte Städte ergangen. Hätte ich eine solche Einladung erhalten, ich hätte sie ausgeschlagen. Denn so interessant, so ereignißvoll, so reizend und reich an mannigfaltigen Gelegenheiten zur Bewunderung der List, der Gewandheit und des Muths, der dazu mit Kunst erzogenen Naturgeschöpfe ich mir die alte, jetzt aus der Mode gekommene Reiherbeize denke, so eintönig, so wenig anziehend, so grausam erscheinen mir die Metzeleien, welche man

heutzutage „Reiherjagden“ nennt. Die Weise, wie sie nach den Schilderungen, die man mir davon gab, betrieben werden, ist der Art, daß sich meine Gefühle dagegen empören. Man bricht dabei so recht unbarmherzig in das Haus- und Familienleben dieser armen Thiere ein. Man schießt sie, Mutter und Kind, neben den Nestern nieder. Ja, die Jäger zielen in die Nester selber hinein, wenn sie ein junges Thier darin wissen und erlegen sie so, wie der Meuchelmörder König Richard die Kinder Eduards, in den Betten und in der Wiege, in der die Mütter sie großgezogen. Das Geschrei der hundert armen Vögel, das mir so häßlich vorkam, mag dann wohl, wenn dreißig oder vierzig Jäger in einen solchen Reiherstand einfallen und die lahm oder blind geschossenen Jungen, als wären sie bloße reife Birnen, von den Bäumen herabpoltern, das Herz erbarmen. Die Jäger haben bei diesen Reiherjagden keinerlei Abenteuer zu bestehen und auch keine besondere Geschicklichkeit zu entwickeln. Jeder bekommt seinen Standort an einem Baume, und da hat er die Nester, soweit er von seinem Platze aus reichen kann, zu beschießen und die hellen Stellen zwischen den Bäumen zu beachten, bei denen er die aufgescheuchten Vögel aufs Korn nehmen kann. Es soll zwar nicht leicht sein, sie zu treffen, wenn sie in der Höhe bei solchen Stellen vorüberrauschen. Aber kommt es bloß auf einen geschickten Schuß an, so ist dazu ja die Zielscheibe gut, oder, wie die Tscherkessen es thun, ein in die Luft geworfener Apfel. Leibesanstrengung und Gefahr, wie bei der Wolfs- oder

Hirschjagd ist auch nicht dabei im Spiele. Der bequemlichste und furchtsamste Mensch kann diese Jagd üben. Der Wein- und Frühstücktisch ist nur zweihundert Schritt weit von jenem Standorte der Jäger reich servirt, und also auch die Würze, welche Hunger und Entbehrung der Jagd verschaffen, fehlen dieser neumodigen Reiherjagd.

Ich habe nichts dagegen, daß der Reiher als ein schädlicher Vogel vertilgt werde, aber dann sollte man doch aus dem Geschäfte dieser Vertilgung kein Vergnügen und kein Freudengelage machen. Die Forstmänner sollten die Pflicht haben, mit ihren Leuten das nachtheilige Thier das ganze Jahr hindurch zu verfolgen und zu verscheuchen, und überall auszurotten. Durch jene großen geselligen Jagden wird der Zweck doch nicht erreicht. Im Gegentheil werden dabei wohl eher noch die Reiherstände „geschont“, um den Herren Das, was sie ein Vergnügen nennen, zu Zeiten verschaffen zu können.

Da diese Reiherjagden meistens gegen die Zeit angestellt werden, wo die Jungen beinahe flügge geworden sind und einzelne mit ihren Eltern wohl schon einen Flug in die Marschen versucht haben, so bezeichnen sie gewissermaßen zugleich den Schluß der Brüte-Saison, und geben das Signal zum völligen Aufbruche der Ansiedelung für dieses Jahr. Dem decimirten Reste der Colonie mag es nun unheimlich im alten Stande werden.

Junge und Alte verlassen ihre Heckorte, zerstreuen und vereinzeln sich, — vom Stühe aus längs der

ganzen Weser hinab, wo sie in den verschiedenen Marschen sich ihre Standpunkte und Jagdreviere für den Rest des Sommers auswählen. Auf den hohen Buchen des Stühe selbst, in dem während des Frühlings drei Monate ein so reges Leben herrschte, ein geschäftiges Nesterbauen und Brüten, ein so liebevolles Arbeiten und Kämpfen für die zahlreiche Familie stattfand, wird dann Alles still und einsam. Nur einige wenige habitués, alte Gewohnheitsseelen, behaupten dort noch das Feld, und kehren dahin wohl den ganzen Sommer hindurch zur Nachtruhe zurück, bis sie endlich im Herbste sich wieder zusammenschaaren, um dann südwärts über die Alpen und das Mittelmeer in wärmere Gegenden nach Egypten und Nubien zu pilgern.

IX. Die Pfropfenschneider bei Delmenhorst.

Lob des Korkholzes. — Geschichte der Verkorkung der Flaschen. — Wie sich dieser Industriezweig bei Delmenhorst und Bremen eingenistet hat. — Behandlung des Korkholzes, ehe es in unsere Fabriken kommt. — Die Korkschneidereien in Catalonien. — Besuch bei einem armen Pfropfenschneider. — Schilderung seiner Vorrichtungen. — Reinlichkeit der Arbeit. — Arten der Körke. — Homöopathische Körke. — Fernere Behandlung der Körke und ihre Sortirung in den Fabriken. — Vergleiche mit den Korkschneidern in Amerika und England. —

Unsern fleißigen Hausfrauen und Kleiderkünstlerinnen hat man es jetzt schon öfter erzählt, wie viele Sorgfalt und Mühe auf die Hervorbringung so einfacher kleiner Instrumente, wie es ihre Nähnadeln sind, verwendet werden muß, und hat ihnen zuweilen auf eine sehr interessante Weise beschrieben, wie mannichfaltigen Manipulationen und Prozessen das rohe Eisen unterworfen wird, bis es endlich als spitzes, rundes, fein polirtes, glatt durchbohrtes Spießchen unter ihren geschickten Fingern gewandt und behende durch die Gewebe hindurchschlüpfen und das Zusammengehörige fest verketten kann.

Aber auch das eben so einfache Ding, welches unsere Hausherren und Männer, wenn sie fröhlich

beisammen sitzen, aus dem Halse ihrer Weinflaschen entfernen und, nur auf den köstlichen Inhalt der Flaschen erpicht, bei Seite werfen, — der Korkpfropfen, hat fast eine eben so lange Geschichte wie die Nähnadel, muß wie diese, bevor er zu seinem Gebrauche fertig ist, einer Reihe von merkwürdigen Prozessen unterworfen werden. Man hat viel über seine möglichst zweckmäßige Gestaltung und Fabrikation nachgedacht. Es haben sich Nationalökonomen und Politiker, Kaiser und Könige in die Geschichte der Flaschenstöpsel eingemischt. Und eine Menge armer Leute, die fleißigen Bevölkerungen vieler Dörfer arbeiten Tag und Nacht daran, um das kleine Ding so billig und so vollkommen herzustellen, wie der Spekulant, der Weinhändler, der Bierbrauer, der durstige Zecher und Feinschmecker, der Apotheker, der Eau de Cologne-Fabrikant Farina in Köln, Dr. Struve, der große Brunnen-Wassermann, oder wer noch sonst mit Körken zu thun hat und zu schlechten Pfropfen ein saures Gesicht machen könnte, es haben wollen.

In ihrer Art ist die berühmte Rinde der spanischen Korkholz-Eiche oder Quercus suber ein eben so wundervoller und kaum anderswo ersetzbarer Stoff, wie das Eisen in seiner Art. Die Natur scheint ihn gerade für die Verstöpselung unserer Glasflaschen und die Bewahrung unserer groben und feinen Getränke und Flüssigkeiten erfunden und sorgfältig vorbereitet zu haben. Kein anderer Baum, überhaupt kein anderes Geschöpf, Pflanze oder Thier, liefert eine dazu gleich brauchbare Rinde, Haut oder Blase; auch

keine Kunst hat einen so netten, reinlichen elastischen, geruch- und geschmacklosen, weichen und dauerhaften Stoff zu erzeugen vermogt, wie es die Rinde der Kork-Eiche ist. Sie gleitet bequem und willig in die engen Halse unserer Flaschen hinein und setzt sich doch mit elastischer Dehnung recht fest darin an. Sie bändigt und verriegelt den wilden Champagnergeist und hüpft doch auf das Geheiß der durstigen Trinker leicht und munter davon, um ihm Freiheit zu geben. Sie sprengt die gläsernen Flaschen nicht, wie das eigensinnige unnachgiebige Tannenholz, mit dem man nur die hölzernen Fässer zuspundet, es thun würde. Sie wird nicht wie das Wachs von Spirituosen aufgelöst oder von Säuren angegriffen. Sie hat selbst, wie doch sonst mehr oder weniger fast alles Vegetabilische, durchaus keinen Beigeschmack, und man kann ihr selbst die feinste Eau de Cologne zum Verschluß anvertrauen. Dieselbe wird dabei nichts von ihrem Aroma einbüßen. Auch scheut sich niemand davor, ein reinliches Stückchen Korkrinde, das der Zufall etwa dahin führte, in seinem Glase zu finden. Er fischt es einfach heraus und trinkt ohne Widerwillen weiter.

Eben so wenig wie sie irgend etwas Fremdartiges hergiebt, eben so wenig nimmt sie etwas von den Flüssigkeiten, die sie bewahren soll, an. Sie nascht nicht von unsern schönen Weinen und saugt sich nicht mit ihnen voll. Jahre lang hält sie das berauschende Getränk unter Verschluß und bleibt selbst dabei so völlig nüchtern und trocken, daß ich mich darüber wundern muß, wie man noch nicht die sehr zutreffende

Redensart in Gang gebracht hat: „enthaltsam und nüchtern wie ein Korkholz-Pfropfen.“ Kurzum die Korkholzrinde spielt ihre Rolle bei der Verstöpselung unserer Flaschen eben so vortrefflich, wie das Eisen beim Verschluß unserer Thüren und Thore und man hat bisher noch für sie eben so wenig ein Surrogat gefunden, wie für das letztere.

Natürlich kannten schon die alten Römer, deren großes Reich gerade das ganze Verbreitungsgebiet der Kork-Eiche, die Länder am mittelländischen Meere umfaßte, diesen ausgezeichneten Stoff. Theophrast, Plinius und andere alte Schriftsteller sprechen von der Quercus suber, und sie erwähnen auch, daß man ihre Rinde zur Verschließung von Gefäßen benutze. Allein weder das Alterthum noch auch das Mittelalter konnten aus verschiedenen Gründen einen sehr ausgedehnten Gebrauch vom Korkholze machen. Die gläsernen Bouteillen, die bei uns als Vermittler zwischen Faß und Becher eingetreten sind, waren noch nicht erfunden, oder doch noch nicht so allgemein verbreitet wie jetzt. Diese Bouteillen und eine ganze Schaar andrer kleiner und großer Glasgefäße für Aufbewahrung von Flüssigkeiten aller Art wurden erst seit dem 15. Jahrhunderte häufiger fabricirt und gebraucht, und mit ihnen kamen denn auch nach und nach die so schön zu ihnen passenden Korkenstöpsel in Aufnahme.

Ich kann mich hier nicht umständlicher auf die weitere Geschichte dieser beiden so verschwisterten Stoffe einlassen. Ich will nur bemerken, daß bis auf die

allerneueste Zeit herab die Breite und Weite dieser Geschichte wie ein mächtiger Strom angewachsen ist. Flaschen und Fläschchen von den großen und riesigen „Demijons“, in welchen verschiedene Säuern bewahrt werden, herab bis zu den kleinen mikroskopischen Gläserchen, in die der Homöopath seine Mittelchen faßt, sind unter uns in allen möglichen Façons und Größen in Gebrauch gekommen.

Der Rohstoff zum Glase und zu den Flaschen ist fast in allen Theilen der Welt reichlich vorhanden und Glashütten hat man daher diesseits und jenseits des Oceans und überall etabliren können. Leider aber ist dieß nicht mit dem Stoffe der Fall, der den Glasflaschen so nöthig ist, wie einer Thür der Riegel oder wie dem Hause das Dach. Die so nützliche Korkeiche ist auf einem verhältnißmäßig nur kleinen Gebiete verbreitet, auf der Pyrenäischen Halbinsel, auf der Insel Sardinien, im südlichen Frankreich und in einigen anderen Gegenden des südlichen Europa und des nördlichen Afrika. Ganze Welttheile, Amerika, Australien, der größte Theil von Asien kennen ihn nicht. Man kann sich daher denken, wie außerordentlich die Entdeckung und Besiedlung dieser Welttheile, die Ausbreitung der Kultur und in Folge dessen auch der feinen Weine und anderweitigen Getränke, der Medizine, Odeure und zahlloser anderer Flüssigkeiten auf eine Steigerung der Produktion und Verarbeitung des Korkholzes einwirken mußte. In den stets an Bevölkerung zunehmenden Vereinigten Staaten, in Brasilien, in ganz „Amerika“, in dem

von Menschen, d. h. von Trinkern mehr und mehr wimmelnden Australien wird kein Kork gelüftet, der nicht in Spanien oder in einigen andern Theilen des engen Mittelmeerbassins gewachsen wäre.

Auch bei uns in Europa selbst sind eine Menge Veränderungen in Lebensweise und Wirthschaft eingetreten, welche das Verlangen nach Körken außerordentlich gesteigert haben. In frühern Zeiten wurde bei uns bei weitem nicht so viel gestöpselt wie jetzt. Bier und andere Getränke verschenkte man nach uralter Mode weit mehr direkt aus dem Fasse in den Krug. Neuerdings ist das „Flaschenbier“ aufgekommen und jeder Gast will, wenn er trinkt, seine eigene Flasche, die er selbst frisch entkorken kann, neben seinem Glase stehen haben. Auch der Wein wird jetzt viel mehr als sonst nicht nur in verkorkten Flaschen servirt, sondern auch weithin in solchen Flaschen versandt. Große Quantitäten von Wein und Bier machen sogar in Flaschen die Reise um die Welt. Manche stark moussirende Weine und leicht verfliegende Getränke, z. B. der Champagner, die in neuerer Zeit eine ungeheure Verbreitung über den ganzen Erdball gefunden haben, können nur in mit Korkholz verstöpselten Flaschen versandt werden. Dasselbe ist mit der Eau de Cologne, dasselbe mit unsern zahllosen Brunnen-Wassern der Fall, die ebenfalls in neuer Zeit in so großen Quantitäten versandt werden. Das Flaschenbier und der Champagner allein verbrauchen jetzt die Hälfte alles in der Welt wachsenden Korkholzes, und

der letztere insbesondere alle die feinsten und besten Qualitäten.

Bei diesem so enorm anwachsenden Verbrauche der Rinde wurden nun die alten bisher benutzten Korkholzwälder in Spanien und Portugal immer mehr angegriffen und geschwächt. Man hat daher auf der Pyrenäischen Halbinsel noch viele, früher unbenutzte Korkeichenwälder aufgespürt und für die Ausbeutung geeignet gemacht. Und manche die bisher noch gar nicht berücksichtigt werden konnten, mögen dort noch alltäglich durch den Fortschritt der Eisenbahnen und andere Verbesserungen der Verkehrsmittel zugänglicher gemacht werden. Auch die Korkholzwälder Sardiniens sind erst neuerdings mehr und mehr in die Verkehrsbewegung hineingerissen. In Nordafrika mag es noch viele unzugängliche oder unbekannte Magazine dieser Art geben. — Im südlichen Frankreich hat man in neuerer Zeit dem merkwürdigen Gewächse noch ganz neue Gebiete zu eröffnen gesucht und durch Anpflanzung sein Terrain erweitert. Schon vor der französischen Revolution soll der Minister Necker dort viel für die Anpflanzung von Korkeichen gethan haben. Namentlich hat sich auch der jetzige Kaiser der Franzosen, seit der letzten großen Pariser Industrie-Ausstellung dieser Branche des Acker- oder Waldbaues angenommen. Und es sind nun im Departement Lot et Garonne in den weiten wüsten Landes und in andern Gegenden des südlichen Frankreichs nicht nur viele bedeutende Korkholzwaldungen angelegt, sondern auch Korkfabriken begründet und weit verbreitet.

Wie das Eisen in unsern Berg-Hüttenwerken mancher Manipulation unterworfen werden muß, bevor es in Blöcken oder Stangen den Schmieden zur weiteren Verarbeitung übergeben werden kann, so hat man in den Wäldern Spaniens und Frankreichs auch schon bei der ersten Gewinnung der Korkholzrinde mancherlei Prozeduren mit ihr vorzunehmen, bis sie in die Hütte des Phelloplastikers zur weiteren Gestaltung gelangen kann. Ueber die Behandlung der wilden und über die Zucht der angepflanzten Korkeichenwälder hat man natürlich ganze Werke geschrieben. Ja die bloße Operation des Schälens der Bäume ist eine Kunst, die nach gewissen Regeln zur rechten Jahreszeit, in dem geeignetsten Alter des Baumes mit viel Umsicht und Vorsicht vorgenommen werden muß. Hat man den Baum im Laufe mühseliger Jahrzehnde groß gezogen, hat man seinen abgezogenen Mantel endlich in Händen, so muß dieser Mantel auch vorläufig noch durch Wasser, Feuer und Eisen gehen, ehe er aus dem Walde entlassen wird. Man zerlegt ihn in große viereckige Parallellogramme, wie sie für Transport und Verpackung bequem sind. Diese Vierecke die in ihren Verbiegungen noch mehr oder weniger die runde Form des Baumes zeigen, werden dann, in großen Ballen und mit Steinen beschwert, wie unser Hanf und Flachs, in das Wasser von Bächen oder Teichen gesenkt, wo sie sich flach zurecht ziehen. Darnach werden sie wieder getrocknet, und geräuchert oder „geflammt“ was zur Verschließung der Poren des Holzes und zur Verbesserung seiner Beschaffenheit

beitragen soll. Die spanischen Waldleute stecken die Rindenstücke auf lange Spieße und ziehen und schwenken sie durch die Flammen, wie die Engländer ihre Brodschnittchen. Das rohe Korkholz bekommt dabei auf der Oberfläche eine so räucherige schwarze Farbe wie unsere Schinken sie haben. Zuweilen wird dies Korkholz hiebei, so wie auch, wenn es lange gelegen hat, etwas spröde und hart, und es muß dann vor seiner Verarbeitung wieder mit Wasserdämpfen behandelt und dadurch etwas gelockert werden. Dieß „Dämpfen" geschieht indeß gewöhnlich erst kurz vor der Verarbeitung in den Pfropfenschneidefabriken selber, und ist schon keine Waldarbeit mehr.

Auch die weitere Verarbeitung der Korkholzrinde hat man von alten Zeiten her meistens an Ort und Stelle in dem Heimathslande der Korkeiche selber betrieben, namentlich in Catalonien, wo die Pfropfenschneidereien sehr zahlreich sind. Vor hundert Jahren brauchte fast die ganze Welt nur Catalonische Körke, und sie behaupten noch jetzt ihren Ruhm. Die Spanische Regierung hat zum Frommen dieser Industrie die Ausfuhr des rohen Catalonischen Korkholzes mit einem strengen Interdickte belegt. Glücklicherweise dürfen aber andere Theile Spaniens und Portugals diesen jetzt so begehrten Rohstoff ausführen, und leicht und leichtfertig, wie er ist, tanzt er daher jetzt auf den Meereswellen — damit er nicht zu arg tanze und hopse, wie ein hüpfender Bierpfropfen, muß man den damit beladenen Schiffen einen tüchtigen Ballast mit-

geben, — von Oporto und Cadix aus in alle Welt hinaus.

Die Korkeiche selbst hat man außer, wie gesagt, im südlichen Frankreich, in andern Ländern vergebens einheimisch zu machen getrachtet. Dagegen ist dieß nun dem Gesagten zufolge mit der catalonischen Pfropfenschneide=Industrie leichter gewesen. In England z. B. muß es jetzt eine Menge Korkschneidereien geben. Denn es führt für dieselbe jetzt jährlich für über eine Million rohes Korkholz (meistens aus Portugal) ein. England schneidet sich bei weitem die Mehrzahl seiner Pfropfen selber. Denn von fertigen Körken bezieht es vom Auslande (meistens aus Frankreich) nur für etwa 280,000 Thaler. — Auch in den Vereinigten Staaten haben sich, vorzüglich in dem industriösen Neu England, neuerdings einige Korkschneider etablirt. Doch war ihre Zahl im Jahre 1850 noch sehr unbedeutend, und ist auch nach dem Census von 1860 unbedeutend geblieben.

Auch Deutschland hat sich bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei dieser Industrie betheiligt. Damals wurden einige Korkschneidereien in Berlin und Potsdam etablirt. Auch in unsern Hansestädten haben schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts einige solche Etablissements existirt. Namentlich aber haben sich die Bremer, denen Bachus und Gambrinus auch sonst noch seit alten Zeiten her so vielfach verpflichtet sind, sich dieser Sache angenommen. Es sind aus dieser Stadt einige geschickte und speculative Männer hervorgegangen, welche der Bevölkerung der Umgegend

das Korkschneiden lehrten und diesen Industriezweig unter einen Theil der sonst so wenig industriellen Bewohner unserer niedersächsischen Haiden und Marschen einheimisch machten, daß es jetzt keine Gegend in Deutschland giebt, in welcher so viel Korkholzrinde verschnitten wird, als der Strich von bremischen, oldenburgischen und hannoverschen Dörfern, die sich im Süden zwischen den Orten Delmenhorst und Syke um die besagte Hansestadt herumlegt. Aus diesem Winkel wird jetzt ein großer Theil von Deutschland mit Stöpseln aller Art versehen. Einige größere Manufakturen bestehen noch in der Stadt Bremen selbst. Doch haben es die Verhältnisse des Zollvereins, dem diese Stadt nicht beigetreten ist, bewirkt, daß die besagte Fabrikation, wie auch einige andere Industriezweige ganz auf das Zollvereinsgebiet der Nachbarschaft übergetreten ist. Das oldenburgische Städtchen Delmenhorst ist allmählig der Hauptort für die dortigen Korkschneider geworden. Daselbst residiren einige Capitalisten, die das ganze Geschäft jetzt leiten. Namentlich hat sich dabei eine Familie Lürssen, Großvater, Sohn und Enkel ausgezeichnet. Sie sind eigentlich die Hauptbegründer dieser Industrie-Branche in jenen Gegenden geworden. Sie allein beschäftigen in ihren Etablissements nahe an 500 Familien. Sie haben sogar eigene Schiffe auf See, welche ihnen das rohe Rinden-Material aus Spanien, Sardinien und Sicilien zuführen. Diese Herren Lürssen betreiben ihr Geschäft mit großer Umsicht und Intelligenz. Sie haben sogar mehre Reisen in den Wäldern der pyre-

näischen Halbinsel, in Frankreich und andern Ländern am Mittelmeer unternommen, um sich an Ort und Stelle über Alles, was ihre Kunst und Waare betrifft, zu unterrichten.

Die an der Spitze dieser Industrie-Branche stehenden Capitalisten und Entrepreneurs, wie die genannten Herren und einige andere, besorgen die Vertheilung des Rohstoffs unter den Arbeitern, unter denen es einige giebt, die sich diesem Gewerbe ausschließlich widmen, während viele die Ackerwirthschaft als Hauptsache betreiben und die Korkschneiderei nur in den Mußestunden, welche jene ihnen läßt, nebenher cultiviren.

Man sieht daher oft bei den Thoren der genannten Städte Bremen und Delmenhorst unsere niedersächsischen Bauern, als wenn sie Catalonier wären, mit Korkeichenrinde bepackt und beladen hinauswandern oder fahren. Es sind die ihnen von ihrem Fabrikherrn anvertrauten Rohvorräthe, die sie denselben in „Quart-“, oder „Dreiviertel-Quart-“, oder Halb-Quart-Pfröpfchen“, oder in „Medizin-“ und in „Lange-Mixtur-“ oder auch in „homöopathischen oder anderen Sorten von Körken“ verwandelt zurückzuliefern denken.

Ich nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, einem dieser Leute zu seinem Dorfe und seiner Werkstätte zu begleiten, besuchte dann noch einige seiner Nachbarn, und kam so auch in die größeren Etablissements von Delmenhorst und Bremen, in denen alle Körke aus den Bauernhütten sich schließlich sammeln, wo sie noch weiter appretirt werden und von wo sie

dann ihre Wanderung durch die Welt, d. h. zu den Münchener Bierbrauern, zu den Weinkellern am Rhein, zu den Branntweinbrennereien in Pommern, zu den großen Hotels von Newyork und zu zahllosen andern Gegenden und Instituten antreten.

Die den Korkschneidern zu ihrer Arbeit nöthigen Vorrichtungen sind, obwohl nicht sehr componirt und kunstvoll, doch ziemlich mannigfaltig. Vor allen Dingen haben sie dazu einen „Korktisch“ von nöthen. Alsdann ein Paar lange, haarscharfe, aus gutem Stahl gearbeitete Messer, das sogenannte „Zuschneide-“ und das „Rundschneidemesser“, die beide ungefähr wie große Tranchirmesser aussehen. Der Korkschneider muß seine Messer fast eben so oft wie der Barbier die seinigen wetzen. Er rüstet daher seine Lenden mit einem sogenannten „Knielappen“, einem großen Leder, das er sich ans rechte Bein schnallt. Auf ihm, so wie dann und wann auch auf dem Pulver eines feinen Sandsteins fährt er nach jedem Schnitt ein Paar Mal mit dem Messer hin und her, und dieses, das anfangs fast anderthalb Zoll breit war, wird dabei mit der Zeit so abgenutzt, daß zuletzt nur noch ein ganz dünnes Streifchen davon übrig bleibt. Dem Streichen auf dem Leder und Pulver müssen auch jedes Mal ein Paar Striche auf der am „Korktisch“ befestigten Speckschwarte folgen, die dem Messer die wünschenswerthe fette Glätte und Oelung mittheilen, ohne die es in dem trockenen oft widerspenstigen Korkholze leicht stocken (oder wie sie sagen „pfeifen“) würde. — Außerdem auch wappnet sich der Mann

noch mit einem „Brustholze“, einem Stück Korkrinde, das er sich wie ein Schwimmer um den Nacken und vor die Brust hängt, weil er mit seinen Messern manchen kräftigen und schnellen Schnitt gegen diese auszuführen hat. Dieses „Brustholz“ sieht daher immer so arg zerhackt und zerschnitten aus, wie die Brustpanzer unserer rappirenden Studenten.

Unser Niedersachse fängt seine Arbeit da an, wo der Andaluse oder Portugiese sie ließ, d. h. bei dem oben erwähnten Absengen und Räuchern. Zunächst muß er dem Holze seine schwarze Borke ein wenig nehmen, und auch sonst noch einige Puckel, Beulen, Knorren und Unebenheiten auf der Oberfläche entfernen. Nach diesem „Abborken“, was mit einigen raschen Säbelhieben bewerkstelligt wird — denn rasch Schlag auf Schlag, Schnitt auf Schnitt muß die ganze Arbeit geschehen, sonst kommt nichts dabei heraus, — folgt das „Zuschneiden“. Dabei wird zuerst das ganze Rindenstück in Streifen zerlegt, die so breit sind, wie der Kork lang werden soll. Und diese Streifen werden alsbald wieder in Würfel zerschnitten, die mehr oder weniger groß sind, je nach der Größe und Dicke des Korks, den man daraus „zurunden“ will.

Jenes „Zuschneiden“, obwohl es leichter aussieht als das „Runden“ ist die schwierigere Arbeit. Wie beim Zuschneiden des Leders, das in der Schusterwerkstatt der Meister selber übernimmt, gehört dazu die meiste Uebung und ein richtiges Urtheil. Die Fehler und „mulmigen“ Stellen in der Rinde müssen

schnell erkannt und herausgeschnitten, kleine abfallende Stücke zu möglichst großen Würfeln, zu denen sie etwa noch taugen, gestaltet werden. Und dieß muß Alles mit so sicherer Hand und mit so raschem Blicke ausgeführt werden, wie wenn man eine ungarische Wassermelone tranchirt. Zirkel, Maßstab und Lineal dabei zu gebrauchen, wie der Papparbeiter, dazu darf sich der Korkschneider nicht die Zeit lassen. Es muß bei ihm Alles aus freier Hand und nach dem Augenmaße so geradelinig und quadratisch werden, als hätte er es ausgezirkelt und ausgewinkelt.

Sind die kleinen quadratischen Blöcke alle da, so folgt das „Runden". Dazu wird das untere Ende des Messergriffs gegen das Knieleder gestemmt und mit der rechten Hand festgesetzt, indem die Linke den Korkenwürfel gegen die Schneide drückt und ihn zugleich so an der Schärfe derselben herumführt, daß er dabei wie ein Apfel abgeschält und seiner Ecken und Rauhigkeiten beraubt wird.

Zuletzt sind noch zwei Queerschnitte nöthig, die das Kopf- und Fußende des Korkes glatt und gerade machen. Unsere Plattdeutschen nennen es in ihrer Sprache „dat Afkoppen" (das Abköpfen) und damit ist der Kork soweit fertig, wie der Korkschneider ihn an seinem Tische fertig bringen kann.

Von den gewöhnlichen Weinflaschen-Körken kann auf diese Weise ein fleißiger Arbeiter an einem Tage wohl 1000 bis 1200 Stück produciren. Von den kleinsten homöopathischen Körken können sie 2000 an einem Tage machen. Im Durchschnitt kann also wohl

ein Arbeiter im Laufe des Jahres die Verstöpselung von einer halben Million Flaschen besorgen.

Es giebt aber, wie ich schon andeutete, eine außerordentliche Menge Arten von Körken, und da bei jeder größeren oder kleineren, gröbern oder feinern Gattung die Werkzeuge und Manipulationen ein wenig variiren, so pflegt sich gemeiniglich nach dem großen Prinzipe von der Theilung der Arbeit, Jeder nur einer Classe von Körken zu widmen. Der eine arbeitet nichts als „Weinkörke", der andere nur „Oelkörke", ein Dritter macht sein ganzes Leben lang „Mixtur=". Ein Vierter hat bessere Finger für die kleinen winzigen „homöopathischen Körke". — Die Finger eines Jeden sind wie eine Maschine auf die Griffe und Schnitte, die bei dieser oder jener Sorte nöthig sind, eingeübt und er würde sich selber großen Schaden thun, wenn er aus seinem gewohnten Marsche heraustreten und auf ein Mal, z. B. wenn er bisher ein „Mixturschneider" war, es sich einfallen lassen wollte, mit dem „Homöopathen" oder mit dem „Champagner=Mann" oder mit dem „Bierkorkenschneider" zu concurriren. Er könnte mit diesen nicht sofort gleichen Schritt halten und würde nicht so viel verdienen.

Das Korkschneiden ist, wie man sieht, eine sehr einförmige Verrichtung. Es kommen immer dieselben Finger und dieselben Muskeln dabei ins Spiel, und der übrige Körper ruht beständig dabei eben so viel wie bei der Arbeit des Kleidermachers. Zu den großen Körken gehört, um es den ganzen Tag auszuhalten, eine recht tüchtige und feste Hand. Wer sie hat, kann

sich wohl einen halben Thaler oder auch 2/3 Thaler an einem Werktage verdienen. Ein solcher verarbeitet in der Woche wohl 50 ℔ Rinde und producirt daraus 25 bis 27 ℔ Körke. Denn der Abfall ist bei dieser Arbeit bedeutend, besonders auch weil die Rinde zuweilen sehr unrein, wurmstichig und grobaderig, oder wie sie hier sagen „ulmrig“ ist.

Die Abfälle, die sich unter dem Korktische schnell zu kleinen Hügeln anhäufen, sind ein Benefiz der Hausfrau. Das Korkholz brennt bekanntlich wie Kienholz und die Bauerfrauen kochen in diesem Striche von Oldenburg überall ihren Kaffee eben so gut mit Korkholz, wie die Catalonierinnen ihre Chocolade. Doch hat schon längst ein erfinderischer Kopf darüber nachgedacht, ihnen diesen kleinen Profit zu entziehen und Korkspäne überall aufzukaufen, um sie zur Producirung einer ganz neuen Art Zunder zu verwenden.

Abgesehen von dem ununterbrochenen Stillsitzen, ist die Korkschneiderei ein ziemlich bequemes, und der Gesundheit nicht sehr schädliches Gewerbe. Es nimmt nicht viel Raum im Hause weg, nur einen kleinen Stubenwinkel für den Korktisch. Es verbreitet keinen üblen Geruch, wie die Ledergerberei, keinen die Augen oder die Brust afficirenden Staub, wie das Gewerbe des Müllers, keine angreifende Hitze, wie das des Eisenschmiedts. Die Capital-Auslage für die Geräthe sind nicht so groß wie beim Tischler oder Schuster. Es ist auch eine äußerst stille Kunst, die keinen solchen Lärm macht, wie die des Webers oder Drechslers. Sie unterbricht daher die Geselligkeit und die Gespräche

nicht, und die Frau kann dem Manne, wenn er bis spät in die Nacht hinein arbeitet und früh Morgens mit dem ersten Hahnenschrei wieder anfängt, Gesellschaft leisten. Auch vermag der Hausvater vom Korktisch aus sein Haus zu regieren und die Kinder anzuleiten. Es ist auch eine sehr reinliche Beschäftigung und bedarf nicht so vieler Seife und Auffeidlung wie sie z. B. der Töpfer oder der Schlosser oder gar der Schornsteinfeger nöthig hat. Ein Paar Besenstriche der Hausfrau kehren die leichten Korkabfälle bei Seite und machen in zwei Minuten die Werkstatt für den Sabbath festtagsmäßig.

Es ist daher kein Wunder, daß die Leute leicht dazu zu bewegen sind, dieses Gewerbe zu ergreifen. Im Winter namentlich, gehen fast alle Bauern der bezeichneten Gegend „hinter den Korktisch". Auch die Frauen nehmen daran Theil. Doch schneiden diese meistens nur „Mixtur" oder „Medizin" vermuthlich weil die rasche Behandlung der größeren Körke zu viel Handkraft erfordert. Auch den alten Leuten, wenn sie eine Brille aufsetzen müssen, und wenn ihre Finger zu zittern anfangen, fehlt am Ende die Gewandheit der Jüngern, mit denen sie dann nicht mehr um die Wette arbeiten können. Und diese zitternden Alten bringen drei Wochen auf die Zerstücklung und Gestaltung von einem halben Centner Korkholz zu, den ein Jüngerer, wie gesagt, wohl in 8 Tagen abfertigt.

In dem ganzen Pfropfenschneider-Distrikte um

Bremen und Delmenhorst herum mag das Gewerbe wohl in 1000 Familien oder Häusern eingebürgert sein. Ich sagte oben, daß ein tüchtiger Arbeiter im Laufe des Jahres wohl nahe an einer halben Million Flaschen mit Stöpseln versehen könne. Wollen wir auch nur einen tüchtigen Arbeiter auf jede Familie und 300,000 Körke als das jährliche Erzeugniß eines Arbeiters rechnen, so gäbe dieß im Jahre eine Produktion von circa 300 Millionen Körke für den besagten Strich, und es gäbe dieß für die 40 Millionen Deutsche beinahe 8 Körke per Kopf. Dieß mag einen ungefähren Begriff von der verhältnißmäßigen Bedeutsamkeit jenes Distrikts für das trinkende Deutschland geben.

Haben die Korkschneider die ihnen anvertraute Portion des rohen Materials verarbeitet, so wandern sie mit dem erzielten Fabrikate zu ihren Auftraggebern und Arbeitsherren, einem der Capitalisten und Fabrikherren in Delmenhorst oder Bremen, bei denen sich alle Körke der verschiedensten Formen und Größen millionenweise ansammeln. Hier müssen nun mit diesen Millionen noch mancherlei Prozeduren vorgenommen werden, bevor man sie dem Handel überliefern kann. Obwohl, wie ich sagte, jeder Arbeiter mehr oder weniger sich nur einer Sorte oder „Nummer“ widmet, so ist dieß doch nicht ganz streng zu nehmen. Mancher producirt auch zwei oder drei „Nummern“ verschiedener Größe zugleich. Und da sie alle aus freier Hand geschnitten werden, so ist

auch schon deßwegen keine so mathematisch genaue Gleichheit der Größe zu erzielen. Die Körke müssen daher bei dem Großhändler vor allen Dingen nach ihrer Größe sortirt werden. Dieß Sortiren verrichtet eine Maschine, eine Art Sieb, dessen Zwischenräume je nach der Korkgröße, die man haben will, erweitert oder verengt werden können. Dieses Pfropfensieb hat bewegliche eiserne Stäbe, zwischen die man, um sie auseinander zu halten, an den Enden kleine Quadratstücke aus Eisen einkeilt. Alle vorhandenen Gattungen von Körken sind mit ihren Namen und Nummern versehen, auf einem Kupferstiche dargestellt. Jeder dieser Korknummern entspricht ein eben so numerirter und in seiner Größe mit ihnen correspondirender eiserner Keil. Zuerst werden die Siebstäbe mit den größten Sorten von Keilen versehen und bieten dann dabei so große Zwischenräume dar, daß alle Arten von Körken durchfallen, nur die allergrößten nicht, die eine Zeitlang im Siebe herumtanzen, dann in den Zwischenräumen stecken bleiben und ausgekehrt werden. Hat man so die erste Nummer abgeschöpft, so werden die kleineren Keile für die zweite eingesetzt, die Stäbe verengert und in dieser Weise allmählig alle Klassen geschieden. —

Wie die Größe so wird auch die Qualität der Körke noch ein Mal einer Prüfung unterworfen. Obgleich die Arbeiter selbst nicht ganz unkritisch verfahren durften, so ist ihnen doch noch manche brüchige oder „ulmerige“ Stelle entgangen. Die „Sortirer“,

die hierin nachhelfen müssen, lassen jede Sorte Kork durch ihre Hand schlüpfen, drehen sie einmal herum und hinüber, erkennen mit Falkenblick die schadhaften und lesen die guten so schnell heraus wie die Hühner die Körner. Da es sich hier immer um „Millionen“ handelt und noch dazu um lauter Millionen, von denen jedes einzelne nicht viel mehr Werth als ein Körnchen hat, so muß auch diese Arbeit mit großer Rapidität und Sicherheit ausgeführt werden. Wollte der Sortirer auf jeden Kork eine halbe Sekunde länger prüfend hinblicken, als durchaus nöthig ist, so würde sich gleich der Preis der Massen in's Unerschwingliche steigern.

Doch verwendet man eine solche Mühe nur auf die feineren Sorten, z. B. auf die Champagnerkörke, oder auf die, welche bestimmt sind, das Aroma und die Blume anderer feiner Weine zu conserviren. Bei ihnen spielt der Stöpsel eine so wichtige Rolle, daß an ihnen, wenn er nichts nutz ist, alle Bemühungen des Weingärtners zu Schanden werden würden. Wenn man auch Wein von Schiras in die Flasche füllte, dabei aber einen brüchigen oder „ulmerigen“ Pfropfen darauf setzte, so würde der Kenner hinterdrein das Getränk schaal, den Geist verflogen finden und es beklagen, daß der Pfropfen-Fabrikant dem Weinerzeuger so schlecht in die Hände arbeitete. — Es giebt aber auch Körke, die nur für wenige Tage dienen sollen, z. B. die für manche Gattungen unserer auf Flaschen gezogenen und bald verbrauchten Biere. Es giebt wieder

andere, die nur zur Bewachung träger, und geistloser Flüssigkeiten bestimmt sind, z. B. die Oelflaschenkörke. Bei diesen ist dann so viel Auswahl nicht nöthig. Auch können sie aus den geringeren Rinden-Qualitäten angefertigt werden.

Da die Körke bei allen den genannten verschiedenen Manipulationen durch so viele Hände gegangen sind, und die zarte hellbraune Farbe des Holzes dabei etwas gelitten hat, so unterwirft man sie schließlich, um ihnen die Sauberkeit und Nettigkeit zu geben, welche jeder Waare im Handel zur Empfehlung dient, noch anderen Prozessen, namentlich einer gründlichen Behandlung mit Schwefeldämpfen, die alle Fettflecke und Unsauberkeiten verzehren und die helle, zarte Naturfarbe der Korkrinde wieder herstellen.

Und darnach kann sich dann endlich der glattgeputzte, wohlgestutzte, hübsch gerundete, seinem Werthe nach classificirte, geschwefelte und numerirte Stöpsel in den Lägern der Weinhändler präsentiren, darf erwarten, daß er sich bei ihnen einschmeichelt, daß sie auf das Geschäft eingehen, daß sie ihm wie einem ehrlichen zuverlässigen Hausknechte die Bewachung ihrer flüchtigen Geister anvertrauen. Jahre lang vermag er treue Dienste zu verrichten. Mit einer rothen Staatsperücke von Siegellack versehen paradirt er noch ein Mal auf der servirten Tafel, bis die Zecher ihn seines Amts entsetzen, ihn mit der Eisenschlange des Korkziehers durchbohren, und das arme nun dem Staube übergebene Ding unter den Tisch werfen, ohne

bei ihren Weinfreuden weiter daran zu denken, wie eifrig Natur und Kunst darauf raffinirten, und wie emsig Spanien, Frankreich und Deutschland, die Waldbewohner Cataloniens, die Korkeichenpflanzer bei Bordeaux, und die armen, viele Winternächte hindurch schnitzenden Korkschneider der Grafschaft Delmenhorst daran arbeiteten, um einen solchen Stöpsel zu produziren. —

X. Das Bülzenbett und die Pipinsburg bei Bremerhafen.

„Monumenta Gigantum“. — Die ältesten Monumente unserer Haiden. — Ihre Zerstörung. — Der Handel mit alten heiligen Altarsteinen. — Der „Karlsstein“. — Wurden die großen Altarsteine durch Karl den Großen, durch den Teufel, durch den Blitz oder durch Frost zerspalten? — Schilderung des Bülzenbetts. — Ableitung des Namens. — Der alte Held „Bülso“. — „Pilzsteine. — Vergleich des Bülzenbetts mit ähnlichen Monumenten. —
Traditionen von der Anwesenheit Pipins und Karls des Großen bei der Mündung der Weser. — Der Karls-Sand. — Der Karls-Weg. — Die nach Pipin benannten Lokalitäten in Deutschland. — Die alten wilden „Paludicolae“. — Schilderung und Plan der Pipinsburg. — Vergleich mit andern „Burgen“ aus ältester Zeit. — Beschaffenheit des Terrains in der Umgegend der Pipinsburg — Alterthümer, die man in der Nähe fand. — Goldener Ring und goldene Münzen aus der Römerzeit. — Vermuthungen über die Bedeutung und das Alter der Pipinsburg. — Die Heidenstadt in ihrer Nähe.

Bekanntlich finden sich in einem großen Striche des Nordens von Europa, im nördlichen Frankreich, in Großbritannien, in Dänemark und im südlichen Skandinavien, und so namentlich in den Ebenen unseres nördlichen Deutschlands zahlreiche alte Stein-Monumente, die einer längst verschwundenen Vergangenheit angehören, gleichsam als Wegweiser in eine dunkle Vorzeit hineinstarren, und als stumme Zeugen frühester Begebenheiten und Verhältnisse uns eben so interessant, als leider auch noch vielfach räthselhaft sind.

In unseren norddeutschen Ebenen haben zu diesen Monumenten die großen Granitblöcke Veranlassung gegeben, welche das Eis des Diluvial-Meeres aus den zertrümmerten Gebirgen Skandinaviens hierhergeführt hat, und mit denen nun diese Ebenen weit und breit bis an den Saum des mitteldeutschen Gebirgsgürtels bedeckt wurden. Fast alle unsere Steindenkmäler bestehen aus diesen erratischen Granitblöcken*), die in den Augen unserer unwissenden Vorfahren, wenn sie sie mitten in ihren Haiden fanden, als unerklärliche Phaenomene schon von vornherein etwas Mysteriöses und Heiliges haben mochten, und die sich ihnen daher ganz natürlich als Altäre und zur Construirung von Monumenten, Gräbern, Opferstätten oder Tempeln darboten.

Wie längst entschwundene Generationen Jahrhunderte lang an der Zusammenschleppung dieser Steine, an der Construirung jener Monumente und ihrer Conservirung geschaffen haben, so hat das spätere Geschlecht seit der Einführung des Christenthums, seit Karls des Großen Zeit, eben so Jahrhunderte lang an ihrer Zerstörung und Verstreuung gearbeitet. Als die christlichen Priester den heidnischen Glauben vernichteten, fielen auch diese geweihten Steine in die Kategorie bloßer gemeiner erratischer Blöcke zurück und sind seitdem eben so wie diese zu vielen profanen Zwecken verwandt worden. Da unsere sandigen Ebenen

*) In der Nähe des mitteldeutschen Gebirgssaumes giebt es einige aus Conglomerat, Sandstein ꝛc.

kein anderes festes Steinmaterial besitzen, so wurden die alten Stein-Monumente der Vorzeit immer begierig als Steinbrüche benutzt. Man hat die Heidengräber auseinander gerissen, zerbröckelt und vielfach in die Heerstraßen, Häuser und Feldmauern verbaut.

Viele schöne Denkpfeiler sind von ihren Postamenten genommen und von unsern Schiffern und den Bewohnern unserer Handelsstädte in den Meeresgrund versenkt, um da den Tonnen und anderen Marken, mit denen sie an den Mündungen der Elbe, Weser und Ems ihre Wasserpfade bezeichneten, als Anker zu dienen. Viele andere heidnische Steinaltäre gingen in die Kirchenmauern unserer völlig steinlosen Marschen über. Andere wurden als Marksteine an den Gränzen der Provinzen oder an den deutschen Reichsgränzen gegen Holland aufgestellt. Das ganze felsenbare Holland, das stets sehr begierig nach Steinen war, betrieb mit den Bewohnern unserer Haiden und Sande (vielleicht schon seit alten Zeiten) einen blühenden Handel mit Steinen (von den Denkmälern), „der, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sich ausdrückt*) vieles Geld ins Land gebracht hat.“

In neuester Zeit ist es bei der sich ausdehnenden Landeskultur, bei dem gesteigerten Bedürfniß nach Steinen für den umsichgreifenden Straßenbau fast noch schlimmer geworden. Die Chausseen und Eisen-

*) Pratje in seinem Werke: Die Herzogthümer Bremen und Verden.

bahnen haben eine Menge Denkmäler verschlungen. Und wahrscheinlich werden diese, trotzdem daß sie in den allerletzten Jahren von einigen Regierungen im Namen der Wissenschaft und gewöhnlich auf Anregung einiger historischer Vereine und antiquarischer Gesellschaften unter den Staatsschutz gestellt sind, allmählig gänzlich verschwinden.

Glücklicherweise wird dieß zwar aus verschiedenen Ursachen ein langsamer Prozeß sein.

Einige Monumente bestehen aus so colossalen Steinmassen, daß ihre Zertrümmerung und Fortschaffung viel zu kostspielig sein würde, und diese sind durch sich selbst geschützt. Sehr viele liegen abseits von den Wegen und Wohnorten der Jetztzeit in unsern Gebüschen, Wäldern und Mooren. Von andern hält wohl eine noch immer unter dem Volke nicht ganz ausgestorbene Scheu und der Aberglaube zurück.

Es ist daher für den Antiquar einigermaßen tröstlich, daß trotz alles Wegebaus und trotz jenes „profitablen" Monumentenhandels mit Holland noch immer die Anzahl dieser Denksteine überraschend groß ist. Ein hannoverscher Gelehrter, Herr von Estorf, hat vor einigen Jahren (1846) einen Haidedistrikt des Königreichs Hannover, die Umgegend von Uelzen und Lüneburg, einen Flächenraum von ungefähr 30 Quadratmeilen untersucht, und hat auf diesem Raume nicht weniger als „7000 deutsche Denkmäler und in alterthümlicher Hinsicht merkwürdige Orte vorchristlicher

Zeit, und darunter 300 mehr oder weniger gut erhaltene Hünenbetten oder Heldengräber gezählt".*)

Dieses Faktum allein reicht hin, um eine Vorstellung von dem hohen Grade des Interesses zu geben, welches unsere Haiden heutzutage noch darbieten. Beides, sowohl die noch existirende große Anzahl dieser Monumente, als auch ihr zunehmendes Verschwinden, macht die Sache einer fortwährenden Aufmerksamkeit werth. Eine vollständige Statistik**) derselben in Norddeutschland und eine übersichtliche Karte über ihre Verbreitung, ihre Gruppen und vornehmsten Fundplätze, wäre wohl eins der interessantesten (freilich auch schwierigsten Werke) mit dem ein norddeutscher Antiquar unsere Geschichtsforschung beschenken könnte.

Eines der interessantesten und größten der vielen tausend cyklopischen Werke unserer Vorfahren befindet sich in dem nördlichen Zipfel des großen Halbinsellandes zwischen Weser und Elbe, unfern der Wesermündung im Norden von Bremerhafen, und ist in der Gegend weit und breit unter dem Namen des „Bülzenbettes" berühmt. Es liegt auf einem Vorsprunge oder einer Landzunge der hohen Geest, die sich in die Marschen des Landes Wursten hinauserstreckt, früher wahrscheinlich ein Mal vom Meer umgeben

*) Siehe darüber Mittheilungen des historischen Vereins in Osnabrück. Jahrgang 1853 p. 308.

**) Die Statistik dieser Art für das Königreich Hannover vom Hofrath Wächter wäre ein schöner Baustein zu einem solchen Werke.

war, einst vielleicht die Wesermündung beherrschte und wohl eben daher als ein durch seine geographische Position merkwürdiger Punkt, so zu sagen mit Alterthümern ganz bedeckt ist.

Man findet auf dieser remarkabeln Landzunge, die sogenannte Pipinsburg, und eine andere Verschanzung, vom Volke „die Heidenstadt" genannt, die beide der Zeit Karls des Großen zugeschrieben werden; — ferner eine Menge „Tumuli" oder künstliche Erd- und Grabhügel, von denen eine Gruppe den Namen „die Hünenstadt" trägt, weiter auch ein kleines halbzerstörtes Hünengrab, vom Volke blos als: „der Steinhaufen" bezeichnet, — und endlich mitten unter allen diesen „Monumentis Gigantum", wie die alten Chronisten sich ausdrücken, sowohl durch seine Größe, sein Alter, seine Bedeutung als auch durch eine ziemlich vollständige Conservirung hervorragend, das „Bülzenbett".

Es ist wahrscheinlich das großartigste Denkmal seiner Art im Königreiche Hannover, vielleicht im ganzen nordwestlichen Deutschland. Es besteht dasselbe in der Hauptsache aus drei colossalen unförmlichen Granitblöcken, die als „Decksteine" von andern kleinen Steinen oder sogenannten „Trägern" getragen und in der Schwebe erhalten werden. Das Ganze bildet eine längliche Figur, und wird außerdem noch von einem Kreise oder Ovale von circa 38 wie Pfeiler in den Boden gepflanzter Blöcke (sogenannte „Kreissteine") umgeben.

Das ganze Oval hat ungefähr 140 Schritte im Umfange, und etwa 15 bis 20 Schritte in der Breite.

Die Kreis- oder Umfassungssteine, die ungefähr eben so dastehen, wie die freilich weit größern Kreissteine bei Stonehenge in England, sind etwa 5 bis 6 Fuß hoch. Einige von ihnen sind umgestürzt. Auch scheint früher ihre Anzahl größer gewesen zu sein, da man einige Lücken in dem rohen Peristyle wahrnimmt.

Innerhalb dieses Pfeilerzaunes liegt das Haupt-Monument, jene großen Decksteine auf ihren Trägern. Sie bilden zusammen einen Blockhaufen von circa 35 Fuß Länge, 12 Fuß Breite bei nicht ganz 10 Fuß Höhe. Unter den Decksteinen ist ein hohler Raum oder sogenannter „Hünenkeller" (das eigentliche Grab) in den man hinein kriechen kann. Die drei Decksteine sollen zusammen etwas über 6000 Centner wiegen*). Es käme darnach auf jeden Stein etwa 2000 Centner, und dieß giebt viel größere Massen als sonst bei irgend einem Hünengrabe unserer Gegenden vorkommen.

Als das allergrößte und auch historisch bedeutendste galt bisher das große Hünengrab bei Osnabrück, der sogenannte „Karlstein". Ein Vergleich der Dimensionen seiner drei Decksteine mit den dreien unsers Bülzenbettes zeigt aber, daß er noch bedeutend hinter diesem zurücksteht. Sowohl in Dicke als Länge und Breite werden jene von diesen um einige Fuß übertroffen.

*) Nach den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, Jahrgang 1853, S. 340.

Eine genaue Vergleichung dieser Dimensionen hat der Obersteuerinspektor Grote in seiner Abhandlung über den Karlstein angestellt, aus der ich bloß die Vergleichung der beiden mittleren Decksteine, welche bei beiden Monumenten die größten sind, hervorheben will. Beim Karlstein hat der mittlere Deckstein eine Länge von 14½, eine Breite von 5½, eine Dicke von 2½ Fuß, beim Bülzenbette dagegen betragen diese Dimensionen respektive 18, 9 und 4 Fuß.

Bei beiden Monumenten sind indeß die großen Mittelsteine jetzt nicht mehr ganz, sondern durch einen Riß in zwei Theile gespalten. Beim Karlsteine schreibt die Sage das Zerstörungswerk dem Kaiser Karl dem Großen zu. Ihr zufolge soll der mächtige Kaiser sein Schwert, (nach andern Versionen seine Reitpeitsche) geschwungen und damit den Stein gespalten haben. Nach der Meinung Einiger hat er die Spaltung dadurch zu Wege gebracht, daß er ein großes Feuer unter dem Steine unterhielt, ihn erhitzte und dann mit kaltem Wasser begießen ließ. Dem mag sein wie ihm wolle, der Karlsstein hat von dieser Sage seinen volksthümlichen Namen erhalten.

Karl der Große, der Begründer des Christenthums in Nordwestdeutschland, der auch die hölzernen „Irmensäulen“ (oder Wodansbilder) der alten Sachsen umstürzen ließ, wird mehrfach von unserer Sage als der Zerstörer heidnischer Monumente und Opferstätten bezeichnet. Es giebt im Königreiche Hannover noch andere Hünengräber, die eben einen solchen ihm zugeschriebenen Riß in ihren Denksteinen haben.

Im hannoverschen Amte Moisburg zum Beispiel, nicht weit von Harburg bei einem herrschaftlichen Forsthause „Rosengarten“ genannt, kommt noch ein gespaltener Stein dieser Art vor, der außer durch einen Riß auch noch durch vier hufeisenförmige Figuren gekennzeichnet ist. Er heißt wie jenes Monument bei Osnabrück „der Karlsstein“, und wird wie dieses von der Sage mit den Feldzügen und Thaten Karls d. Gr. in Verbindung gesetzt. Einer dort unter dem Volke gangbaren Tradition zufolge soll der Kaiser vor einem Zusammentreffen mit den Sachsen, um einen Beweis seiner Kraft und ein Zeichen seines Siegesmuthes von sich zu geben auf seinem Schlachtroß über den besagten Stein hinweggesetzt und im Sprunge mit dem Schwerte denselben gespalten haben. Sein Pferd aber soll dabei mit seinen vier Hufen den Stein gestreift und ihm das Hufeisenzeichen eingedrückt haben *).

Seit Karls d. Gr. Zeiten sollen denn diese gespaltenen Monumente, die zugleich die Schauplätze gräßlicher Menschenopfer waren, in ihrer Verstümmelung liegen geblieben sein, als Denkmäler des vernichteten Heidenthums, und den Anfangspunkt des Christenthums bezeichnend. —

Man mag übrigens bemerken, daß es noch viele große erratische Blöcke in unsern Haiden giebt, die

*) Siehe das Nähere über diese Sage bei Wächter, Statistik der Heidnischen Denkmäler im Königreich Hannover. Hannover. 1841. p. 42.

nie zu heidnischen Monumenten zusammmen gestellt wurden, und an denen, als unschuldigen Naturkindern, daher weder ein Karl d. Gr. noch sonst Jemand ein Aergerniß nehmen konnte, und die dennoch in der Mitte zerrissen sind. In Nordamerika habe ich auf meinen Reisen bemerkt, daß auch dort fast alle großen erratischen Blöcke, und gerade die schönsten und größten am häufigsten, einen Spalt haben. Es ist daher wohl viel natürlicher ihre Zerspaltung einer Naturgewalt, als menschlichen Bemühungen zuzuschreiben.

Wenn Karl d. Gr. sich die Mühe geben wollte, diese heidnischen Denkmäler zu vernichten, so standen ihm dazu, däucht mich, ganz andere und weit gründlichere Mittel zu Gebote, als es die sind, welche man uns als wahrscheinlich bezeichnet. Konnten die alten Heiden diese Steine zusammenschleppen und auf einander setzen, so hatte der große Kaiser auch wohl Mittel genug in Händen, sie ganz auseinander zu reißen und sie in alle Winde verstreuen und verfahren zu lassen. Oder vermochte er dieß nicht, so konnte er sie ja, wenn er sie dem Auge des Publikums entziehen wollte, mit Erde bedecken, oder vergraben und in den Boden sinken lassen. Sein angebliches Verfahren mit dem Feueranmachen und dem Wasseraufschütten, will mir sehr umständlich und wenig zweckmäßig erscheinen. Auch wäre es sonderbar, daß Karl d. Gr. sich bei seiner Zerstörungswuth damit begnügt haben sollte, gerade immer nur einen Riß in den größten Stein hervorgebracht zu haben.

Diejenigen, welche daher an ein Zustandekommen dieser Risse durch eine Naturgewalt glauben, verfallen dabei zunächst auf den Blitz. Auch von dem Bülzenbette glaubt das Volk der Umgegend, der Blitz, oder wie sich ein Bauer gegen mich äußerte: „der Donner habe den Stein zerschlagen“. Andere behaupten, der Teufel habe es gethan, vielleicht im Unmuthe darüber, daß er sich vor dem Bundesgenossen des christlichen Priesters aus seinen alten Altare flüchten mußte. Ich meinerseits halte es am wahrscheinlichsten, daß es weder der Teufel, noch der Blitz, noch Karl d. Gr., sondern, in den meisten Fällen wenigstens, eine viel stiller und allmähliger wirkende Kraft, nämlich der Frost gewesen ist.

Unter dem Volke der Umgegend bilden sich Einige ein, das Bülzenbette sei die Wohn- und Schlafstette („das Bett“) eines Riesen oder Hünen gewesen, — Andere, es sei ein großer General oder Fürst der Heiden gewesen, welcher „Bülze, Bülse, Bülsing, Bilse oder Bilso geheißen *). Von dieser letztern Meinung ist die erste Hälfte zwar höchst wahrscheinlich. Daß diese „Hünengräber“ wirkliche Grabstätten waren, ist längst durch die unter ihnen gefundene Knochenasche, Schmucksachen, Urnen und aus andern Umständen erwiesen. Und daß die größten und prächtigsten unter ihnen den Königen und Heroen des Volks galten, ist

*) Siehe Johann Vogts Abhandlung über die Pipinsburg in Pratje: Altes und Neues ans Bremen und Verden. Band 8. S. 340.

wohl eben so wenig zweifelhaft. Es geht daraus mithin die allerdings nicht wenig interessante Thatsache hervor, daß die alten Barbaren, die sie bauten, schon in der Urzeit große und der Bewunderung werthe Thaten verrichteten, daß sie große und geehrte Männer unter sich hatten, und daß sie auch bedeutende Anstrengungen machten, die Tüchtigkeit und Tugend zu ehren und vor der Nachwelt zu verherrlichen.

Recht hübsch wäre es auch, wenn wir uns denken könnten, daß in dem Namen „Bülzenbette" aus uralter Zeit uns noch wenigstens der Name einer dieser Urherren aufbehalten sei. Es wäre vielleicht eine der merkwürdigsten und ältesten Namen = Ueberlieferungen in Deutschland. Hie und da möchte man in der That beim Anblick der Benennungen, welche das Volk einigen Hünengräbern giebt an eine solche Ueberlieferung der Namen verschollener Helden glauben. So giebt es z. B. unweit Meppen auf dem Sand=Hügelrücken „Hümling" ein Hünengrab, welches die Leute „Surbolds Huus" (Domus Surboldi) *) nennen. Einige haben geglaubt, daß dieses „Surbold" auf einen alten germanischen Helden oder Halbgott deute. Bei unserm Bülzenbette scheint uns freilich leider eine Untersuchung der wahrscheinlichsten Ableitung des Wortes „Bülze" auf eine ganz verschiedene Bedeutung und Anwendung desselben zu führen.

Auch schon Andere, die sich nicht entschließen

*) Siehe darüber Lodtmann Monumenta Osnabrugensia. Helmstadii 1753. p. 110.

konnten, an einen Helden Bülze oder Bilse zu glauben, haben eine abweichende Deutung versucht. Einige haben z. B. gemeint, daß der Name mit dem deutschen Ausdruck „Bühel“ (Hügel) zusammenhinge, und das Grab deßwegen so genannt sei, „weil es auf einem erhabenen Hügel liegt,“ *) oder auch weil es selbst einen kleinen Steinhügel, einen „Bühel“ bilde. Diese Ableitung scheint zwar auf den ersten Blick etwas für sich zu haben, da das Wort „Bühel“ in der That in verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Bezeichung von Tumulis oder Grabhügeln gebraucht wird. Allein dieß ist nur in Oberdeutschland der Fall. Sämmtliche zahlreiche Ortsnamen, die mit „Bühel“ zusammengesetzt sind, kommen in Baiern, Oestreich und Schwaben vor. Das Wort ist bei unseren Niedersachsen gar nicht bekannt, weder zur Bezeichnung von Hügeln überhaupt noch zur Bezeichnung von Grabhügeln insbesondere. Außerdem wäre kaum abzusehen, wie „Bühel“ sich in Bülze verwandelt haben könnte und warum es mit „Bette“ zusammengesetzt sein sollte.

Viel wahrscheinlicher erscheint mir daher der Zusammenhang des Namens mit einer andern Wörterreihe zu sein, die auf die Form „Bülz“ für „Pilz“ zurückführt. „Bülzen“ oder „unterbülzen“ ist nach Grimm ein altes deutsches Wort, das soviel als „unterstützen“ (suffulcire) = auf Stützen stellen **) bedeutet. Die Formen „Bilz“ oder „Büls“ oder „Bülst“

---

*) Vogt. l. c. S. 340.

**) Grimm Wörterbuch Band II. S. 514.

für „Pilz“ kommen in vielen deutschen Dialekten vor *). Auch hängt dieses Wort wahrscheinlich auf der einen Seite mit „Pfahl“ „Pfeiler“ (Plattdeutsch: Pahl — Pieler) ꝛc. und auf der andern mit „Bülte“ „Bulten“ ꝛc. (Haufen) zusammen. „Bülzenbett“ wäre demnach soviel als „Pilzenbett“ oder „Pfeilerbett“ d. h. ein auf Pfeilern gestütztes, (unterbülztes) Steinmonument. Wer diese den Agaßizschen „Gletschertischen“ so ähnliche Hünengräber in unsern Haiden hat stehen sehen, wird wohl den Vergleich mit großen „Pilzen“ sehr natürlich finden, in der That so natürlich, daß man sich fast wundern muß, daß der Name nicht ein ganz allgemeines Appellativum geworden ist. In gewissem Grade scheint er auch wirklich ein Appellativum zu sein. Denn es giebt außer dem uns beschäftigenden auch noch einige andere Hünengräber, die ihn führen. Und Wächter in seiner Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover gebraucht den Namen daher ganz als Appellativum, indem er von den „Riesen-, Hünen- oder Bülzenbetten“ spricht. **)

Wir haben auch in Norddeutschland mehrere Ortschaften und Lokalitäten die ihre Namen aus derselben Quelle entlehnt haben, z. B. „Bülsburg“ und „Bülsstedt“ bei Stade „Bülse“ bei Münster, Bülsdorf bei Cöln, „Bülzig“ bei Merseburg ꝛc. Ob aber diese Orte

*) Kaltschmidt Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 615.

**) Siehe Wächter Statistik der Heidendenkmäler des Königreichs Hannover.

ihre Namen von gewissen Pfeilern oder Bülzenbetten in ihrer Nähe oder von naturwüchsigen Pilzen erhielten, vermag ich nicht zu entscheiden.

Bewunderung und Beobachtung von Seiten der Gelehrten und Künstler ist unserem Bülzenbette schon in sehr frühen Zeiten zu Theil geworden. Denn bereits vor 300 Jahren hat ein alter Historiker der Stadt Bremen, Dilichius, dasselbe (freilich sehr unvollkommen) abgezeichnet und auf einer seiner Landkarten der Wesergegenden ein Bild davon abdrucken lassen *).

Und seit dieses Dilichius Zeiten haben dann viele Autoren in ihren Schriften des Grabes Erwähnung gethan und es ebenfalls (freilich nicht viel besser als der alte Dilichius) abbilden lassen **).

Alle diese Abbildungen bleiben weit unter dem Interesse, welches das Monument in Wirklichkeit gewährt. Und es wäre wohl der Mühe werth, daß ein geschickter Maler sich ein Mal die Mühe gäbe die alten Steinmassen und ihre Umgebung so poetisch und zugleich naturgetreu darzustellen, wie sie in der That sind.

---

*) Siehe Dilichius Urbis Bremae Typus etc. Tabula IX.

**) Siehe z. B. eine solche moderne Abbildung in Spiels Vaterländischem Archive, Jahrgang 1822, S. 154. Siehe auch solche gelegentliche Erwähnung des Grabes und kleine Abhandlungen über dasselbe in dem Hannoverschen Magazin, Jahrgang 1752, Zugabe XVI. und in Platze Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden, Band VIII. S. 338 (übereinstimmend mit dem Vorigen). Ferner in Spiels Vaterländischem Archive 1832. S. 279. Endlich in Wächters Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover S. 72. ff.

Eben so sind auch alle sogenannten Abhandlungen über das Bülzenbett, die zum Theil noch eine von der andern abgeschrieben sind, außerordentlich unvollkommen, meist nichts als zusammengestoppelte Notizen. Es lohnte sich wohl der Mühe, wenn ein Mal ein Gelehrter die ganze Umgend studiren, sämmtliche Nachrichten und Sagen über dieß größte unserer norddeutschen Gräber sammeln, die Dimensionen und Proportionen der Steine genau aufnehmen, und das Ganze auch im Zusammenhange mit den benachbarten Gräbern und Monumenten darstellen wollte.

Bis ein solcher Gelehrter erscheint, bitte ich den Leser mit meiner obigen Skizze vorlieb zu nehmen, und nun auch noch Das, was ich an Ort und Stelle über die andern Monumente dieser Lokalität namentlich über die oben schon genannte

„Pipinsburg“

bemerkte und dachte nicht verschmähen zu wollen.

Zu der Zeit, in welcher die kleine Halbinsel, auf der das Bülzenbett liegt, noch nicht mit dem Festlande verschlickt, sondern noch vom Wasser umgeben war, und gleichsam im Angesichte der Wesermündung lag, mochte sie auch als ein strategisch wichtiger Punkt und als zur Befestigung sehr geeignet erscheinen. Wir finden sie daher eben so wie mit alten Tumuli und Steinmonumenten auch mit Erdwällen und Schanzen bedeckt, von denen namentlich zwei noch heutiges Tages sehr deutlich zu erkennen sind, eine auf der vordersten Spitze der Halbinsel „die Pipinsburg“ genannt, und eine zweite etwa

eine englische Meile landeinwärts, vom Volk gewöhnlich als die „Heidenstadt“ bezeichnet. —

Der nicht sehr hohe Wall dieser letztern bildet ein großes aber etwas unregelmäßig gestaltetes Oval, und hat auch noch Ruinen oder Stücke von einigen andern Verschanzungen um sich her. Viel großartiger, viel regelmäßiger construirt und zugleich auch besser conservirt erscheint die Befestigung auf der vordersten Spitze der Halbinsel „die Pipinsburg“, die, von der Marsch aus betrachtet, fast etwas Imposantes hat und zum Theil auch daher immer als das Hauptwerk der Lokalität genannt und vorzugsweise berühmt geworden ist. —

Der innere breite und mächtige Hauptwall dieser sogenannten „Burg“ bildet ein sehr regelmäßiges Kreisrund von circa 250 Schritt im Umfang und von 25 bis 30 Fuß Höhe. Er gleicht daher gewissermaßen einem eingefallenen Krater. Er ist nicht ganz geschlossen, vielmehr im Nordosten durch einen tiefen und breiten Einschnitt durchbrochen. Da die meisten ähnlichen Befestigungen dieser Art (auch die benachbarte „Heidenstadt“) einen solchen Einschnitt haben. so ist es wahrscheinlich daß derselbe nicht erst später gegraben wurde, sondern gleich mit der Anlage des Werks entstand, und den Eingang oder das Thor der Burg vorstellte. —

Vorne fällt der runde Wall mit einfacher ziemlich steiler Böschung gegen die Marsch hin ab. Nach hinten dagegen, wo die Spitze mit dem Festlandsrücken zusammenhängt, sind ihm noch zweifache Ver-

schanzungen und dreifache Gräben, die sich im Halb- kreise um „die Burg“ herum schlingen, vorgelegt. Diese Vorwälle sind aber bedeutend niedriger, als der innere Ring. Sie erscheinen jetzt als zwei breite einander völlig ähnliche Bodenwellen mit Vertiefungen dazwischen. —

Auch ein ferneres großes Stück der Halbinsel, das sich dem Werk unmittelbar anschließt, scheint noch künstlich bearbeitet, planirt und mit Wellen und Gräben umschanzt gewesen zu sein. Von Steinen und Mauer- werk giebt es anscheinend keine Spur dabei. Doch sagen die Leute, daß man früher aus dem Zirkel des innern Ringes viele Steine herausgeschafft und ver- braucht habe. Welcher Beschaffenheit sie gewesen, wußte man mir nicht zu sagen. Zu vermuthen ist indeß, daß es keine gebrannten Ziegelsteine sondern große Granitblöcke waren. Denn von jenen wäre doch wohl etwas Grus oder irgend eine Spur zurück- geblieben. Auch von verkohltem Holze, verglasten Steinen oder andern Brandspuren hat man, glaube ich, keine Reste gefunden. Doch ist der Boden noch viel zu wenig untersucht, um darüber entscheiden zu können.

Jetzt ist das Ganze, namentlich auch das Innere der Citadelle, mit einem wunderschönen Teppiche hoch- gewachsener wallender Haidekräuter austapeziert. Sie ist davon wie in einem braunen rauhen Pelz einge- hüllt, und diese ehrwürdige Farbe zeichnet das hohe Werk recht bestimmt und eigenthümlich aus der ganzen hellgrünen Umgebung hervor. Sie kleidet ihm vor-

trefflich, etwa wie der sogenannte edle Rost die antiken Bronzesachen. Man genießt von den hohen Wällen eine weite Aussicht in die Marsch, und weht der Wind zu scharf, so kann man sich wieder im Innern des Kraters auf dem Haideteppich ausstrecken, wie in einem Stübchen sich sonnen und über die Vergangenheit nachsinnen. —

Authentische Nachrichten, Dokumente und Schriften sprechen von der Erbauung dieser Pipinsburg gar nicht, wie dieß bei den benachbarten Burgen von Bederkesa und Ritzebüttel der Fall ist, von denen wir wissen, daß sie die Sitze mittelalterlicher und bekannter Dynastengeschlechter, der Herren von Lappe und der Grafen von Bederkesa, gewesen sind. Wir kennen keine Adelsfamilie, welche in der Neuzeit oder im Mittelalter die Pipinsburg als ihren Stammsitz betrachtet hätte. Alles, was wir über sie zu wissen glauben, beruht auf Tradition, Sage des Volks und der Alterthumsfreunde. Dieser Umstand allein reicht hin, um es von vornherein wahrscheinlich zu machen, daß wir in ihr ein Monument ganz anderer Gattung, und zwar ein sehr altes, besitzen.

Die Sage geht mit ihr nach Anleitung des Namens auf die Zeiten der Carolinger insbesondere auf Pipin den Kleinen, den Vater Karls des Großen, zurück.

Daß diese Tradition eben so wenig wie der Name Pipinsburg eine neue Erfindung sei, vielmehr bereits sehr lange im Munde der Leute existirt, wird einigermaßen dadurch bewiesen, daß wir sie in den Büchern, schon so lange als über diese Gegenden etwas

geschrieben wurde, und zwar in den ältesten als etwas Altes erwähnt finden. Bereits auf der vor fast 300 Jahren verfertigten Karte des Landes Bederkesa*) in dem alten Chronisten Dilichius steht deutlich der Name „Pipinsborch“ an der rechten Stelle.

Wir besitzen in Deutschland auch noch einige andere Orte, die ihre Benennung von demselben Personennamen entlehnt haben. So ein Dorf „Pipingen“ bei Luxemburg, ein anderes Dorf “Pipinsried“ bei Dachau in Baiern, und endlich eine zweite „Pipinsburg“ im Göttingschen, im Amte Osterode gelegen. Da dieß lauter Gegenden sind, in denen der Name des mächtigen Frankenkönigs einst groß war, und da die Geschichte sonst eben keine berühmten Pipins mehr liefert, so ist es an und für sich nicht ganz unwahrscheinlich daß alle jene Orte und namentlich auch unsere Pipinsburg mit dem Vater Karls d. Gr. in Beziehung standen.

Daß sowohl Pipin als auch schon sein Vater Martell zu wiederholten Malen im Sachsenlande und namentlich auch in unsern Wesergegenden sogar bis zur Elbe hin gekriegt haben, scheint im Allgemeinen festzustehen **). Daß sie bei diesen Zügen speciell auch unsere Lokalität bei Bremerhafen und an

---

*) Siehe die Karte in Dilichius. Urbis Bremae Typus 1604. Tabula Nona.

**) Siehe hierüber die Citate in den Hannoverschen Gelehrten-Anzeigen. Jahr 1752. Anhang S. 246 und bei Wächter Statistik der Heidnischen Denkmäler im Königreich Hannover S. 79.

der Grenze des Landes Wursten berührten, können wir zwar nicht genau nachweisen. Es läßt sich indeß möglich denken. Und der Umstand, daß der Name Pipin in dieser Gegend wurzelt, scheint sogar dafür zu sprechen, daß dieß wirklich der Fall gewesen. Mehre Historiker haben eben unsere Pipinsburg als einen deutlichen Beweis oder Fingerzeig dafür angeführt, daß Pipin wirklich bis an die See zum Wesermunde vordrang.

Was Karl d. Gr. anbelangt, so ist es beinahe außer Zweifel, daß er in Person bis zu diesem Punkte gekommen ist. Die Historiker sprechen ziemlich übereinstimmend von einem Heereszuge, den er im Jahre 783 und 784 bis zu den Ländern Hadeln und Wursten ausführte. Auch findet man seine Fußstapfen und seinen Namen hier noch überall sowohl in den von ihm gebliebenen Werken als im Munde des Volkes. Die Reste eines von Sand in dem Torfmoore aufgeführten Weges werden noch jetzt allgemein der „Karlsweg" genannt. Sie gehen aus Süden von Lockstedt her durch das Bederkesasche und führen auf Hadeln und Wursten zu, kommen also aus der Richtung des Ortes Bremen, wo Karl d. Gr. zu dieser Zeit seinen nördlichsten Bischofssitz begründete. Auch giebt es an den Grenzen der Länder Hadeln und Wursten noch zwei Lokalitäten „die Karlsburg" und „der Karlssand", die der Sage zufolge, an Karl d. Gr. und an seine in diesen Gegenden, „über die Sachsen erfochtenen herrlichen Viktorien" erinnern. —

Manche glauben nun, daß Karl d. Gr. wie jene

Karlsburg so auch unsere Pipinsburg bei dieser Gelegenheit erbaut habe, um die Einwohner dieser Länder, „die als Paludicolae oder Moorleute jenem siegreichen Helden wenig zu Willen waren, desto besser im Zaume zu halten". *) Man mußte sich dann denken, daß er entweder die schon vor ihm von Pipin erbaute und nach ihm benannte Burg bloß benutzte und erneuerte, oder daß er, wenn er eine ganz neue baute, diese vielleicht zu Ehren seines Vaters benannte.

Die Volkssage hat diese Idee lebhaft aufgefaßt. Sie läßt Karl d. Gr. und seine Franken hinter den Verschanzungen der Pipinsburg campiren, die eingeborenen „Paludicolae" oder Moorleute aber, d. h. die heidnischen Sachsen in jener oben genannten zweiten Befestigung dieser Lokalität der sogenannten „Heidenstadt", sich ihm gegenüber lagern. Auf dem Felde in der Mitte zwischen den beiden Lägern sollen dann wohl die Schlachten zwischen Franken und Sachsen, den Christen und Heiden vorgefallen sein, in denen die letzteren unterlagen. — Und wahrscheinlich denkt man sich ferner, daß Karl nach diesen Siegen in seiner Pipinsburg eine fränkische Besatzung zurückließ.

Auch der Name des kleinen Dorfes Sachsendingen, der ganz in der Nähe der Pipinsburg liegt, scheint die Annahme, daß hier Kämpfe zwischen Sachsen und Franken stattgehabt haben zu unter-

---

*) Mushard in seinen Denkmälern der Hochadlichen Geschlechter des Herzogthums Bremen p. 60.

stützen. Denn ein mit „Sachsen" komponirter Orts-name ist innerhalb des ganzen deutschen Gebiets der Karolingischen Monarchie auf den Schlachtfeldern zwischen Sachsen und Franken sehr häufig. Zuweilen liegt dem „Sachsendorfe" ein „Frankendorf" gegen-über. So z. B. gar nicht weit von unserer Gegend im Herzogthum Bremen bei Zeven die Dörfer „Sach-senholz" und „Frankenborstel". *)

Für diese ganze Vorstellungsweise des Hergangs ließe sich auch noch sonst wohl Manches anführen, namentlich dieß, daß dem großen Kaiser bei Be-gründung seines Bischoffitzes und Domes zu Bremen viel daran liegen mußte, die Wesermündung zu be-festigen. Ein Zug dahin, Siege über die dortigen Paludicolae, Befestigungen in der Nähe der Fluß-mündung, hingen ganz natürlich mit dieser Stiftung zusammen. Wahrscheinlich führten weder Pipin noch Karl d. Gr. eben so wenig wie die Römer ihre Kriegszüge im Sachsenlande ohne Unterstützung von Schiffen und Flotten von der Seeseite her aus. Sie mußten schon deßwegen nothwendig nach einem befe-stigten Punkte an der Flußmündung streben.

Karl d. Gr. mochte aber noch andere Gründe dazu haben, die Gewinnung einer solchen Position zu wünschen. Zu seiner Zeit hatten schon die Wikinger-Züge der Normannen begonnen. Auch hatten sich zu seiner Zeit bereits im Lande Wursten die tapfern Friesen verbreitet. Beide, die normännischen Wikinger

*) Siehe darüber Wächter l. c. S. 29.

und auch die Wurster Friesen bedrohten durch ihre seeräuberischen Sitten und Sinnesart, durch die sie noch lange Zeit nach Karl d. Gr. ausgezeichnet waren, die Mündungen unserer norddeutschen Flüsse.

Ob Karl d. Gr. mit den Normanen an der Weser in Berührung gekommen, ist ungewiß. Ohne Zweifel aber mochte er sie schon damals im Auge haben.

Daß er mit den Wurstfriesen stritt und verhandelte ist ziemlich ausgemacht und es hat daher nichts Unwahrscheinliches, daß er an die Errichtung eines kleinen Zwing-Uri an ihren Grenzen gedacht haben sollte. Bekanntlich marschirten auch noch nach Karl d. Gr. die Erzbischöfe von Bremen und die Bürger dieser Stadt oft genug auf dem alten südnördlich gerichteten „Karlswege“ hinab, um die seeräuberischen Westfriesen zu bekriegen, und nun auch Burgen gegen sie zu bauen oder zu behaupten. Die Erzbischöfe von Bremen z. B. ihre Stinteburg, die Bremer Bürger eine Zeit lang das Schloß Bederkesa. —

Diesem Allen nach weisen also sowohl der Name „Pipinsburg“, als auch die daran geknüpften Traditionen auf Zeiten und Persönlichkeiten hin, die in der That ein großes Interesse daran hatten, den bezeichneten Punkt durch eine Befestigung zu behaupten.

Auch ist es ziemlich wahrscheinlich, daß sie auf diesem Punkte verkehrten, auf dem Terrain Schlachten lieferten, und vielleicht auch Verschanzungen benutzten und inne hatten, in Folge dessen auch ihre Namen und ihr Andenken sich an diese Lokalität knüpften.

Nichts desto weniger aber will es mir aus anderen Gründen fast glaublich oder vielmehr beinahe gewiß erscheinen, daß wir mit der ersten Begründung und frühesten Anlage der Pipinsburg noch zu anderen Zeiten und Menschen und zwar vielleicht noch über das Jahrhundert Pipins und Karls hinaus müssen.

Ich mag zuerst bemerken, daß nicht selten Monumente und Kunstwerke ihren jetzigen Namen von großen Männern nur deßwegen erhalten haben, weil diese sich überhaupt etwas mit ihnen zu thun machten, nicht immer weil sie ihre Stifter und Erbauer waren. Unsere nordwestdeutschen Gegenden legen dafür selbst Zeugniß ab. Die verschiedenen cyklopischen Hünengräber, welche nach dem, was ich sagte den Namen „Karlsstein“ führen, gehen weit über Karls d. Gr. Zeit hinaus. Sie erhielten den Namen von dem großen Kaiser nur, weil dieser sie der Sage nach zertrümmerte, mit seinem Schwerte spaltete oder zu Roß über sie hinwegsetzte. Es giebt eben so mehre „Wittekindsburgen“ bei uns, die keineswegs der alte berühmte Sachsenherzog gebaut haben kann. Auch den einst bei uns berühmten schwedischen Kriegen zu Ehren haben ja unsere Leute viele Werke „Schwedenschanze“ genannt, die weit über die Schweden-Zeit hinausreichen. —

Wir mögen daher zugeben, daß der Name „Pipinsburg“ wirklich und mit Recht auf die Carolinger, die hier vielleicht ein Mal im Quartier lagen, hindeutet, und unbeschadet dessen doch mit dem Datum

der ersten Erbauung derselben noch tiefer ins Alterthum hinüber gehen.

Daß wir dieß mit großer Wahrscheinlichkeit thun können, und fast zu thun gezwungen sind, scheint mir erstlich aus dem Plane, nach dem diese Verschanzung gebaut ist, und zweitens aus ihrer Umgebung und Lage hervorzugehen.

In ihrem Plane stimmt unsere Pipinsburg ganz auffallend mit vielen anderen Erdwerken des germanischen Nordens überein, die zum Theil wenigstens entschieden gar nichts mit Karl dem Großen zu thun haben. Ueberall im nordwestlichen Deutschland, namentlich aber auch in Schleswig-Holstein und Jütland und weiter nordwärts im südlichen Skandinavien, — Gegenden in die notorisch weder Pipin noch Karl der Große gekommen sind, — finden wir hie und da Wälle und Befestigungen, die sowohl in ihrer Anlage als in ihren Proportionen und Dimensionen unserer Pipinsburg so ähnlich sind, daß sie so zu sagen, wie Copien desselben Modells aussehen. Die Uebereinstimmung ist so groß, daß zuweilen, sogar die Dimensionen der einzelnen Theile dieser Werke so genau einander entsprechen, wie wenn man verschiedene Gepräge mit demselben Stempel gemacht hätte.

Um aus den vielen Fällen, die sich darbieten, gleich einen speciellen und in seinen Details authentisch bekundeten hervorzuheben, will ich hier nur beispielsweise der sogenannten „Hünenburg“ bei Emsbüren in der Nähe von Bentheim unweit Osnabrück erwähnen.

Diese Hünenburg besteht aus einem inneren hohen runden Walle von 18 bis 20 Fuß Höhe und 250 Schritte im Umkreise Dieselbe ist von zwei äußeren Wällen umgeben, die bedeutend niedriger, nämlich nur 7 Fuß hoch sind, und Gräben zwischen sich haben von etwa 12 bis 20 Schritt Breite. *) Das Ganze ist ohne Gemäuer. Es ist also, wie man sieht, ganz und gar nicht nur die Anlage, sondern es sind auch genau die Proportionen unserer Pipinsburg. Einige Gelehrte glauben, daß jene „Hünenburg" eine Verschanzung der alten zur Zeit der Römer bei Bentheim lebenden Amsivarii (Ems-Anwohner) sei. Das Volk selbst geht mit seiner Sage, wie man schon aus dem Namen „Hünenburg" (Schloß der Riesen) entnimmt, ebenfalls über die Zeit Karls des Großen hinaus. Es erzählt: die Hünen hätten sich im Winter in der Emsbürener Burg vergraben, im Sommer aber von da aus Streifzüge gemacht. **)

Ganz ähnliche Erdarbeiten mit einer hohen ringförmigen Citadelle in der Mitte und mehren concentrischen Wällen umher, finden sich noch an folgenden Punkten unserer nordwestdeutschen Gegenden:

Zuerst eine bei Borg, unweit Wallsrode und Verden im Lüneburgischen, vom Volke gleichfalls als eine „Hünenburg" bezeichnet.

---

*) Siehe hierüber Wächter, l. c. p. 126 und Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, Jahrgang 1848, p. 261.

**) Mittheilung des histor. Vereins zu Osnabrück l. c.

Eine zweite bei Ohrensen im Amte Harsefeld in der Landdrostei Stade, im Herzogthum Bremen, vom Volke bloß als eine „Räuberburg“ bezeichnet, von einem alten Chronisten die „Oehrsburg“ genannt. Ebenfalls „mit doppelten Wällen und ohne Gemäuer“.

Eine dritte im Fürstenthum Osnabrück, gleichfalls „von zwei bogenförmigen Circumvallationen umgeben, und gleichfalls ohne Mauerwerk“ beim Volke Wiekinsburg „(Wittekindsburg) genannt.*)“

Eine vierte liegt wenige Meilen von unserer Pipinsburg, unweit des Dorfes Dühnen, in der äußersten nördlichen Spitze der Halbinsel zwischen Elbe und Weser. Sie hat jetzt den höchst unpoetischen Namen „der Galgenberg“, der davon herrühren soll, daß auf ihren Wällen im Anfange dieses Jahrhunderts einige Seeräuber hingerichtet wurden. Sie hat die Größe der innern Citadelle der „Pipinsburg“, besteht wie sie aus einem sehr hohen und mächtigen Walle, der einen engen Ring bildet, ist wie sie in das Gewand dichter Haidekräuter eingekleidet, und wie sie von mehren Tumulis (Heidengräbern) umgeben. Dieser „Galgenberg“, den ich selber mit dem höchsten Interesse besuchte und besichtigte, wird weithin in der Ebene, in der er von allen Seiten die Blicke auf sich zieht, gesehen.

Bei einigen andern alten Erdwällen, deren Be-

---

*) Siehe die Details über diese Burgen bei Wächter, l. c. p- 35, 62, 108. Ueber die Hünenburg bei Wallsrode: Neues vaterländisches Archiv. 1827, S. 236.

schreibung ich auch gelesen habe, scheint mir die Aehnlichkeit nicht so sicher festgestellt. Die citirten werden aber hinreichen um zu beweisen, daß bei uns in Nordwestdeutschland eine gewisse Classe von Befestigungen existirt, die alle denselben sie von andern Befestigungen auszeichnenden Typus darbieten.

Ich habe leider keine deutliche Vorstellung von der Construktionsform, welche Karl der Große seinen Lagern und Befestigungen zu geben pflegte. Ich vermuthe aber, daß er hierin, so wie in der Weise seines Wegbaues und mancher anderen Einrichtungen den Römern folgte, und daher wie diese seinen Lägern und Verschanzungen eine viereckige Figur gab. Die allgemein in Deutschland einheimische uralte Form der Befestigung scheint dagegen die cirkelrunde gewesen zu sein. Man findet sie auch bei allen den alten Verschanzungen, die in den Gebirgen des mittleren Deutschland (im harcynischen Walde) so häufig sind, und die man mit Recht den ältesten germanischen Einwohnern jener Gegenden zugeschrieben hat.*) Man findet sie, wie gesagt, auch in Jütland und Dänemark und in dem ganzen südlichen Skandinavien. Vielleicht könnte man wohl behaupten und nachweisen, daß diese runde Verschanzungsform, die für die weitläufigen Bedürfnisse großer Armeen, ihre vielen Zelte, ihre starken Besatzungen so viel Unbequemes hat, bei allen barbarischen Nationen, die althergebrachte war.

*) Vergl. hierüber A. v. Cohausen „Ringwälle" in Westermanns Monatsschrift Nr. 63, Dec. 1861. p. 325. sq.

Ich will nur im Vorübergehen an die cirkelrunden „Avaren-Ringe“ in Ungarn erinnern, und auch an die vielen kreisrunden oder ovalen Verschanzungen der ehemaligen Bewohner des Missisippi-Thales in Nordamerika. Auch fast alle die Steinsetzungen der alten Erbauer der Hünengräber und Götteraltäre erfüllen sich in kreisrunder oder ovaler Figur. Es ist auch die Figur des Zeltes der Wilden. Alle eckigen Construktionen scheinen die Resultate größerer Kunst zu sein.

Auch die frühere Beschaffenheit des Terrains, scheint wie ich sagte, — zum Theil wenigstens — auf die Annahme eines außerordentlich hohen Alters des Werks zu führen. Ich sagte schon, daß sie nach vorne gegen die jetzige Marsch hin nur ein einfacher Wall, nach hinten oder gegen die Geest hin doppelte Wälle und noch anderweitige Vorwerke habe. Dieß beweis't klar, daß man zur Zeit ihrer Erbauung sich vorne durch irgend einen ungangbaren großen Sumpf oder vielleicht durch das Meer selbst sicher fühlte, während man von der Geest her die feindlichen Angriffe erwartete. Unter den jetzigen Verhältnissen, wo ringsumher Alles Festland geworden und die Burg von allen Seiten zugänglich ist, würde man nach diesem Plane nicht haben bauen können. Wenn nun auch zu den Zeiten Karls des Großen die vorliegende Marsch, das Land Wursten, noch nicht in sorgfältiger und solider Weise eingedeicht und vor häufiger Ueberschwemmung geschützt war, so hatten doch vielleicht schon mit der im sechsten Jahr-

hunderte beginnenden Einwanderung der Friesen die ersten Vorbereitungen zu einer solchen Eindeichung begonnen. Jedenfalls war die Marsch bereits so hoch, daß sie überall auf Wurthen bewohnt werden konnte, und ein beständiges offenes Meer befand sich gewiß schon damals nicht mehr um die Halbinsel herum, auf der die Pipinsburg liegt. Vielmehr war hier umher damals schon Alles verschlickt, möglicher Weise freilich noch sumpfig. In aller ältesten Zeiten aber brandete hier das offene Meer bis an den Fuß der Geest-Halbinsel hinan, und auf einen solchen Zustand scheint die Anlage der Festung am besten berechnet zu sein.

Endlich weisen auch sowohl die andern Bauwerke, welche man in ihrer Nachbarschaft gefunden hat, eines Theils auf eine vorkarolingische Epoche, andern Theils wenigstens nicht auf die Carolinger hin. Man kann vielleicht zweifeln und fragen, ob die christlichen Monarchen Pipin und Karl der Große nicht sehr abgeneigt sein mochten, sich mit einer Niederlassung mitten in ein solches Wespennest heidnischer, von ihnen verabscheuter Heiligthümer hineinzubegeben. Sollte nicht für alle in der nächsten Umgebung der Pipinsburg vorkommende Alterthümer, die großen Hünengräber, die Tumuli, und auch die antiken Geräthschaften, welche man hier fand, die Vermuthung entstehen, daß jene mit diesen Dingen mehr oder weniger gleichzeitig war und in historischem Zusammenhange stand.

Von Karl dem Großen hat man bei der Pipins-

burg, außer seinem der Burg angehängten Vatersnamen, so viel ich weiß, sonst nichts gefunden, keine Waffenstücke, keine Münzen, keine anderen Dinge dieser Art. Dagegen hat man hier mehres entdeckt, was den Franken und ihren Königen durchaus nicht angehört. Namentlich ein höchst merkwürdiges und berühmt gewordenes Halsband von Gold, nebst mehren römischen Goldmünzen. Von diesen Münzen, die aus verschiedenen Zeiten stammen, ist wie die Göttinger Gelehrten bewiesen haben, die jüngste von Kaiser Anastasius II., der im Jahr 713 zur Regierung kam.*) Und es ist daher wahrscheinlich, daß der ganze auf demselben Fleck gefundene goldene Schatz, der Halsring sowohl als die Münzen, welche als Gehänge bearbeitet zu sein scheinen, in die Zeit nach dem Anfange des achten Jahrhunderts zu setzen ist. Daß der Halsring und daher vermuthlich auch die Bearbeitung der Ohrringe skandinavischen Ursprungs war, haben schon die Herren, welche über diesen goldenen Schmuck schrieben, wahrscheinlich gemacht. Bestimmter aber geht dieß noch aus einer Vergleichung dieses Halsrings, seiner ganzen Construktion und der Ausschmückung mit der Beschaffenheit derjenigen Halsringe hervor, die in Dänemark und Norwegen häufig gefunden sind. Eine solche Vergleichung zeigt, daß

---

*) S. hierüber das Hannoversche Magazin 1823, St. 9. Göttingensche Gelehrten Anzeigen Stück 201. Dec. 1823. — Neues Vaterländisches Archiv. Band IV. S. 184, und ebendaselbst Jahrgang 1824, S. 342.

unser Pipinsburger Goldring, den der Canzleirath Blumenbart im „Vaterländischen Magazin“ (Jahrgang 1814, S. 342) abgebildet hat, mit den von Herrn Worsaae (in seinem Werke Dänemarks Vorzeit. Kopenhagen 1844, S. 44) abgebildeten Ringen in allen Details der Art übereinstimmt, daß sie so zu sagen aus derselben Werkstatt hervorgegangen zu sein scheinen. Besagter Schmuck, der offenbar einem vornehmen Normannen, einem Seekönige oder seiner Frau angehört haben muß, würde auf die Anwesenheit der Normannen in der Nähe der Wesermündung und speciell bei unserer Pipinsburg hindeuten. Vermuthlich brachten ihn die Normannen selbst hierher. Daß die Sachsen ihn in Norwegen oder Dänemark geraubt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, weil sie im achten Jahrhundert viel schwächer auf der See waren als die Normannen.

Will man nun alle die früheren Ereignisse, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die sich in den dargelegten Verhältnissen der Pipinsburg angedeutet finden, zusammenfassen, so lassen sich etwa folgende Resultate in der Kürze herausstellen:

Der Umstand, daß wir von Erbauern und Bewohnern der Pipinsburg in unsern Schriften und Chroniken, obgleich sie darin seit alten Zeiten erwähnt ist, nichts Authentisches erfahren, wie von andern benachbarten Adelssitzen, daß vielmehr alle Nachrichten von ihr auf alten Sagen und Traditionen beruhen, macht es wahrscheinlich, daß wir in ihr nicht die Reste einer mittelalterlichen Ritterburg zu erkennen haben.

Ihre Bauart und viele andere Umstände scheinen dieß außer Zweifel zu setzen.

Daß Pipin der Kleine, der Vater Karls des Großen, dem die Sage die Begründung der Burg zuschreiben will, zur Wesermündung herabkam, ist nicht unwahrscheinlich. Beinahe gewiß ist es, daß sein Sohn Karl der Große in diesen Gegenden in Person erschien, und daß es sowohl dem Einen wie dem Andern erwünscht sein mußte, einen festen Punkt bei der Wesermündung zu gewinnen.

Daß einer von ihnen aber die Pipinsburg baute, ist nicht wahrscheinlich, weil die carolingischen Verschanzungen und Befestigungen vermuthlich nach einem ganz andern Plane eingerichtet waren. Doch kann es wohl sein, daß sie in dieser merkwürdigen Lokalität, auf dieser durch ihre zahlreichen Steindenkmäler seit alten Zeiten als wichtig bezeichneten Halbinsel, Kämpfe mit den Sachsen und Friesen bestanden, vielleicht auch alte schon längst bestandene Befestigungen benutzten, und daß das Volk daher den Namen eines dieser großen Männer mit der Lokalität verknüpfte.

Der Plan und die Figur der Wälle der Pipinsburg, ihre ringförmige Gestalt, ihre doppelte und dreifache Umwallung, die Höhe des inneren Walles, scheinen es ziemlich wahrscheinlich zu machen, daß sie in eine Classe von Befestigungen gehört, die man in Norddeutschland mehrfach als „Hünenburgen“ bezeichnet, und die entschieden nicht von den fränkischen Königen herrühren, vielmehr von den Eingeborenen des Landes, den alten Sachsen oder ihren Vorfahren, den Chauken

gebaut wurden. Der Umstand, daß die Pipinsburg ringsumher von einer Menge „Monumenta Gigantum“ umgeben ist, macht dieß noch wahrscheinlicher. Auch läßt es die Lage der Pipinsburg auf der Spitze einer Geest-Halbinsel mit schwachen Befestigungen nach außen, mit doppelten Wällen nach innen, beinahe vermuthen, daß zur Zeit ihrer Erbauung noch das Meer an ihren Wällen brandete. Und dieß kann zur Zeit Pipins und Karls des Großen schon nicht mehr der Fall gewesen sein.

Nimmt man dieses an, so mag man sich entweder denken, daß ein alter „Hünenanführer“, oder ein alter Chaukenfürst, ein Hengist oder Horsa, einer jener verschollenen alten sächsischen Seehelden hier seinen Sitz hatte, — oder auch daß es eine gemeinsame Gaubefestigung, eine sogenannte „Bauernburg“ war, in welche sich die Leute der Umgegend in Kriegszeiten zurückzogen, indem sie sich erst mit ihrem Vieh und ihrem ganzen Troß hinter den weitläuftigen Befestigungen und Außenwerken der Burg verschanzten und verzäunten, und dann zuletzt, wenn etwa diese Außenwerke verloren gingen, mit einem während des Kampfes zusammengeschmolzenen Reste der Tapfersten sich in der engen Ring-Citadelle vertheidigten.

Da indeß die geschilderte Anlage und Figur der Pipinsburg nicht nur mit den sogenannten Hünenburgen Nordwestdeutschlands, sondern auch mit den alten Burgresten, welche wir in Jütland, Dänemark und dem südlichen Skandinavien finden, sehr harmonirt, so bleibt auch die Möglichkeit, daß ein alter skandi-

navischer Seeheld, ein Seekönig sie erbaute und sich in ihr eine Zeit lang an der Wesermündung festsetzte, indem er von da aus das Land ausbeutete.

Jene goldenen Geräthschaften, welche man in der Nähe der Burg gefunden hat, und die entschieden skandinavischen Ursprungs waren, und wie bereits bemerkt, ohne Zweifel ursprünglich einem normannischen Vornehmen angehörten, scheinen dieser Vermuthung einiges Gewicht zu geben. Gegen ihre Zulassung spricht aber der Umstand, daß sich im Volksmunde gar keine Traditionen von einem solchen normännischen Landplager erhalten haben.

XI. Die Faustsage im Lande Wursten.

Verbreitung der Faustsage in Deutschland. — Wie sie vermuthlich ins Land Wursten kam. — Was Doctor Faust im Lande Wursten vom Teufel verlangte. — Die „Faust-Wurth“. — Jetzige Bewohner dieser Wurth. — Ihr altes Haus. — Das Loch und der Blutfleck in der Wand. — Die Familie „Fust“ im Lande Wursten. — Das Faust-Stipendium. — Schauspieler, die noch jetzt im Lande Wursten die Höllenfahrt des Doctor Faust aufführen. —

Die Frage, an welchem Orte Dr. Faust eigentlich vom Teufel geholt und von der Erde entführt worden sei, ist fast so verschiedentlich beantwortet worden, wie die Frage von der Geburtsstätte Homers. Viele nehmen dafür das Dorf Rimlich bei Wittenberg an, doch werden von andern die Dörfer Maulbronn, Waerdenberg und selbst die Große Stadt Cöln als die Orte genannt, an denen der Böse die grausame That verübt habe.

Daß aber auch das am äußersten Nordrande unsers Vaterlandes liegende Land der Wurster Friesen ein großes Loch in einer Mauer aufweise, welches durch Mephistopheles seinen gelahrten Doktor vor vierhundert Jahren in die Lüfte entführt haben solle, und

welches seitdem keine Menschenkunst wieder hat zumauern können, so wie auch, daß ein Blutflecken neben diesem Loche zu sehen sei, der trotz alles Ueberpinselns mit andern Farben, stets wieder blutroth hervorgetreten, — das war mir so lange unbekannt, bis ich, vor einiger Zeit selber an Ort und Stelle gelangt, davon Notiz bekam.

Es ist vielleicht auch sonst nicht Vielen bekannt, daß ein Zweig der so weit verbreiteten Faustsage selbst in jene Gegenden verschlagen wurde, und dort unter dem Volk Wurzel faßte. Es mag sein, daß schon Mancher öffentlich davon gesprochen hat, doch finde ich der Sache weder in Allmers Marschenbuche, noch auch in der umständlichen Abhandlung über Fanst von Dr. Sommer, noch auch in dem vielbändigen Buche von Pratje über die Herzogthümer Bremen und Verden, freilich wohl in einem andern gleich zu erwähnende kleinen Werke erwähnt. Ich hoffe daher Manchem über diese alte Sache etwas Neues mitzutheilen. Mir war die Entdeckung schon deßwegen willkommen, weil es immer erfreulich ist, zu sehen wie alle deutschen Volksstämme, selbst die entlegentsten durch dieselben Sagenkreise verknüpft werden, und an denselben Gedanken, sogar an denselben Träumereien Theil genommen haben.

Die Lokalität, an die sich die Wurster Faustsage knüpft, ist eine alte Wurth oder Hofstelle in der Nähe des Dorfes Cappel im Norden von Dorum, der Hauptstadt des oben genannten Landes. Ich fuhr eines Tages in Begleitung eines Freundes nach diesem Dorfe hinaus. Im Hauptwirthshause desselben, wo

wir noch einen Führer zu der „Faust-Wurth“ verlangten, waren alle zahlreich versammelten Bauersleute mit der Faustsage bekannt, und es erbot sich sogleich ein alter kundiger Mann, uns an Ort und Stelle zu bringen. Zwar wußte weder dieser, noch Einer der übrigen mehr von Dr. Faust, als was man allgemein dort sagt, und was man mir schon wiederholt erzählt hatte und dieses Wenige läuft darauf hinaus:

Daß Dr. Faust, nachdem er seinen Pakt mit dem Bösen geschlossen und nachdem er als ein großer Landfahrer in andern Gegenden des deutschen Reichs allerlei Wunder und Zauberei getrieben, zuletzt hier im Norden eine Zeitlang als ein Wursterkind mitten unter den Friesen gewohnt, und wie die übrigen in einem schönen Bauernhofe auf einer Wurth gesessen, und daß hier dann zuletzt sein abenteuerlicher Lebenswandel ein Ende mit Schrecken genommen habe.

Von den mancherlei Wünschen und Begehren, die Faust bekanntlich in andern Ländern an den Teufel stellte, sind hier im Lande Wursten hauptsächlich nur zwei bekannt: Nämlich erstlich, daß Er (der Teufel) ihm (dem Doctor Faust) zu jeder Jahreszeit, auch mitten im Winter, reife Kirschen schaffen müsse, und zweitens, daß, so oft er reise, stets unter seinem Wagen und Pferdehufen sich ein fester und ebener Weg befinden solle.

Beide Wünsche sind für das Land Wursten ziemlich charakteristisch und in dieser obstbaumlosen Marsch mit bei jedem Regen unergründlichen Wegen, mag

wohl schon Mancher sein Paradies mit ewigblühenden Kirschbäumen und immer soliden Chausseen in Gedanken versehen haben. Ich erinnere mich nicht, daß in der Faustsage des mittlern und südlichen Deutschlands Kirschen eine große Rolle spielen. Statt ihrer treten dort gewöhnlich in den von Mephistopheles für seinen Doktor herbei gezauberten Wintergärten „Weintrauben“ auf. Vielleicht lagen diese der Phantasie der Wurster zu ferne, während sie ein reiches Kirschenland, ihre beneidete Schwestermarsch „das Alteland“ im Süden an der Elbe ziemlich nahe hatten. Der „Wagen mit der ihn begleitenden Chaussee“, die gleich hinter den Rädern wieder verschwindet, kommt übrigens bekanntlich auch in anderen Gegenden in denen die Faustsage einheimisch ist, vor, und es mag freilich im 16. Jahrhundert zur Erzeugung eines stillen Herzenswunsches dieser Art überall Veranlassung gegeben haben.

Von andern Kunststücken des Dr. Faust im Lande Wursten wußte man mir nichts zu berichten und auch Pastor Vogelsang, der einen kleinen Aufsatz über die Faustsage im Lande Wursten geschrieben hat, *) kennt nur diese beiden.

Es giebt viele alte Wurthstellen im Lande Wursten, auf denen früher schöne Gehöfte standen, die aber jetzt entweder ganz verlassen und wüste oder nur noch von ärmlichen Hütten besetzt sind, weil die

---

*) In: Geschichte und Sagen der Herzogthümer Bremen und Verden von F. Köster.

Familien der früheren Besitzer ausstarben oder verarmten. Man sieht überall im Lande solche verödete Wurthstellen als kahle Hügel da liegen, die zuweilen nur noch mit etwas Gestrüpp oder hohen Disteln besetzt sind. Sie machen einen melancholischen Eindruck und das Volk erzählt von der Blüthe und dem Untergange ihrer frühern Besitzer oft recht traurige Geschichten. Auf manchen dieser verlassenen Wohnstätten spukt es, wie in unsern Burg-Ruinen.

Auf der „Faust-Wurth“ wohnte im Jahre 1860, als ich sie besuchte, nur ein armer Schuhflicker. Daß sie ehemals aber etwas Größeres vorgestellt haben müsse, bewies schon der alte tiefe Graben, dessen Spuren man uns zeigte, und der einst wie ein Burggraben um die Ansiedlung herum gezogen war, wie dieß bei den großen Marschgehöften der Friesen gewöhnlich zu sein pflegt.

Der gute Schuhflicker und seine Frau führten mich sehr bereitwillig in ihrem Hause umher. Daß es theilweise ein sehr altes, wenn auch später verkleinertes und verändertes sein mußte, war aus der Bauart klar. Seine dicken Mauern waren auf einer Unterlage von großen Granitblöcken errichtet, in einer Weise wie man jetzt schon seit Jahren im Lande Wursten nicht mehr baut. Auch war der Kalk so fest und hart, wie bei unsern Bergschloß-Ruinen. Der Dachstuhl bestand ebenfalls aus offenbar sehr altem Gebälke und in dem Stalle war ein alter Holzblock vermauert mit einer Jahreszahl, die zweihundert und fünfzig Jahre zurück ging.

Wir erkundigten uns natürlich vor allen Dingen nach dem berühmten Mauerloche, das man nicht zu-mauern zu können behauptete, und nach dem Blut-flecke, der trotz alles Ueberstreichens nicht verschwinden wollte. Unser gefälliger Schuhflicker konnte uns jetzt jedoch nur noch den Winkel des Hauses zeigen, wo dieß Alles ehemals gewesen sein sollte. Als er das Haus angetreten, so sagte er, sei dort eine Mauer gewesen, die allerdings einen „etwas röthlichen Schimmer“ gezeigt habe. Diese Farbe hätte, so meinte er, von einem gewissen salpetrigen Anfluge, der aus der Mauer herausschwitze, hergerührt. Er habe aber „die röthliche Salpeter-Mauer“ weggebrochen, eine neue an die Stelle gesetzt und damit der Sache ein Ende gemacht. Seine gesprächige Frau, die uns überall hin begleitete, bestätigte dieß Alles, wollte übrigens sonst nichts weiter von dem Wurster Dr. Faust und von dem ganzen Spuk überliefert bekommen haben. Sie sprach über die Sache sehr wegwerfend und keck, und sagte, sie bekümmere sich gar nicht um ihn, und wisse nicht einmal, ob dieser Faust „ein Doktor Jurä oder Medicinä, der Rechten oder der Linken“ gewesen sei. —

Ich erkundigte mich nach den frühern Besitzern des Hofes und nach ihren Nachkommen, weil ich es mir möglich dachte, daß ich vielleicht über das Alter oder die Verpflanzung der Tradition nach diesem Nordende von Deutschland noch einen Wink erhalten könne. Ich hörte, daß vor dem jetzigen Besitzer ein gewisser „Smülls“ der Eigenthümer gewesen sei, der

aber ohne Verwandte nachzulassen verstorben. Diesem wäre ein gewisser „Brümmer“ voraufgegangen, der sei im Wasser verunglückt und von ihm seien nur noch Kindeskinder vorhanden, die jetzt anderswo wohnten, Da ich mit Recht vermuthete, daß bei diesen Brümmer'schen Kindeskindern die Sage wohl sehr verdünnt und verwischt sein möchte, so gab ich meine ferneren Nachforschungen auf.

Uebrigens erzählte man mir, daß es ehemals im Lande Wursten eine Familie „Faust“ oder „Fust“, die auch eine Faust im Wappen führte, gegeben habe. Die Familie muß angesehen gewesen und studirte Mitglieder gehabt haben, was zum Theil dadurch bewiesen wird, daß von ihr noch heutiges Tages ein „Fustsches“ oder „Faustsches Stipendium“ zum Besten studirender Wurster Jünglinge existirt. Sollte vielleicht ehemals unter diesen Wurster Fust's ein studirter und gelehrter Tausendkünstler gewesen sein, sollte dieser vielleicht dort in dem ehemals unliterarischen und barbarischen Lande, etwa ähnlich wie später Joh. Heinr. Voß in der Marsch Hadeln, ein einsames und unbefriedigtes Leben geführt, und ein tragisches Ende genommen, und sollte vielleicht so die Sage von unserem Wittenberger Faust hier einen Anhaltepunkt gefunden haben, und auf die alte verödete Faust'sche Wurth übertragen sein? — Dieß sind Fragen, die ich wohl anregen, aber nicht beantworten kann.

Uebrigens war es mir noch sehr interessant zu hören, daß selbst noch vor kurzem wandernde Schauspieler

im Lande Wursten gewesen seien, die Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt aufgeführt, und unter andern auf ihrer Bühne auch dargestellt hätten, wie der Doktor mitten im Winter am Christabend im Lande Wursten vom Teufel verlangte, er solle ihm statt des gewöhnlichen Weihnachtstannenbaumes einen mit reifen Früchten behangenen Kirschbaum bringen. Dieß scheint wiederum zu beweisen, daß die Sache dort noch immer sehr populär ist. Ich möchte wohl wissen, ob unserm Goethe irgend etwas von diesem Wurster Faust bekannt gewesen ist. Ich mußte oft auf meiner Fahrt an Goethe denken. Gewiß hätte er sich auf jener alten Wurth und bei meinen auf ihr jetzt hausenden Schusterleuten recht gut divertirt.









